Kursbuch 16 1969

Kulturrevolution

Peter Schneider
Walter Kreipe

Dialektik der Befreiung

Ronald D. Laing
Stokeley Carmichael
Jules Henry
John Gerassi
Paul M. Sweezy
Herbert Marcuse

Suhrkamp Verlag

Kursbuch
Herausgegeben von Hans Magnus Enzensberger

Kursbuch 16 März 1969

Kulturrevolution · Dialektik der Befreiung

Peter Schneider, Die Phantasie im Spätkapitalismus und die Kulturrevolution 1
Walter Kreipe, Spontaneität und Organisation. Lehren aus dem Mai–Juni 1968 38
Dossier zu »Spontaneität und Organisation« (Arbeiter reden · Bei Massey-Ferguson) 77

Dialektik der Befreiung
Vorträge des Londoner Kongresses 1967 87

Giovanni Jervis, Rückblick auf einen Kongreß 88
Ronald D. Laing, Undurchschaubarkeit und Evidenz in modernen Sozialsystemen 93
Stokeley Carmichael, Black Power 111
Jules Henry, Soziale und psychologische Kriegsvorbereitung 131
John Gerassi, Imperialismus und Revolution in Amerika 151
Paul M. Sweezy, Die Zukunft des Kapitalismus 172
Herbert Marcuse, Befreiung von der Überflußgesellschaft 185

Kursbogen
Peter Schneider, Rede an die deutschen Leser und ihre Schriftsteller

Das Kursbuch erscheint in unregelmäßiger Folge, doch mit wenigstens vier Nummern im Jahr. Jedes Heft kostet im Jahresabonnement DM 5, im Einzelverkauf DM 8. Abonnements sind mit Monatsfrist zum Jahresende kündbar. Anschrift der Redaktion und des Verlages: Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main, Grüneburgweg 69, Postfach 2446, Telefon 72 08 81, Fernschreiber 4 13972. Postscheckkonto Frankfurt/Main 115761, Bankkonto Deutsche Bank Frankfurt/Main 07/7150. Die Redaktion lädt zur Einsendung von Manuskripten ein, bittet jedoch darum, Rückporto beizufügen; sie erklärt, daß sie solche Sendungen in der Regel nicht kommentieren und keine Haftung für sie übernehmen kann. Alle Briefe sind an ihre Frankfurter Adresse zu richten. Verantwortlich für den Inhalt: Hans Magnus Enzensberger. Redaktion: Karl Markus Michel. Copyright © Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1968. Alle Rechte für sämtliche Beiträge, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Umschlagentwurf Willy Fleckhaus. Druck: Georg Wagner, Nördlingen. Bindung: Hans Klotz, Augsburg.

Goethe-Institut e.V. Bibliothek
ausgeschieden am: .....
05
Kur
V

Peter Schneider
Die Phantasie im Spätkapitalismus und die Kulturrevolution

1

»Die Gesellschaft der Selbstentfremdung«, so war es im Mai auf einer Wandzeitung in der Sorbonne zu lesen, »muß aus der Geschichte verschwinden. Wir erfinden eine neue und originelle Welt. Die Phantasie ist an die Macht gelangt.«[1]

Die Gespenster der alten und ewig gleichen Welt, die Funktionäre des Kapitals, die Minister, Unternehmer, Bürokraten, Militärs und Staatsschauspieler atmen bei diesen Worten erleichtert auf. Gewohnt, mit Tatsachen statt mit Bedürfnissen zu rechnen, rechnen sie sich aus: die Domäne des Kapitals – das ist die Wirklichkeit. Die Domäne der Phantasie – das ist die Einbildung. Und was vermögen tausend Wünsche gegen tausend Polizisten, was der Traum von der freien Entfaltung der Individuen gegen die wirkliche Ausbeutung und Verkrüppelung der unterdrückten Klassen, was die Wolkengebilde der Phantasie gegen die Giftwolken der CRS, gegen Tränengas, Chlor- und Phosphorgranaten? Füllen wir die Straßen mit den Tatsachen des Kapitalismus, und die Barrikaden, die die Phantasie auf der Straße errichtet hat, verschwinden und verwandeln sich zurück in die unsichtbaren Barrieren zwischen dem Unbewußten und der kapitalistischen Vernunft.

Die Panzer, die de Gaulle Ende Mai durch die Arbeiterviertel von Paris rollen ließ, haben gezeigt, was die Kulturrevolution im Spätkapitalismus nicht kann. Sie kann nicht den Staatsapparat zerschlagen, kann nicht die Produktionsmittel enteignen, kann nicht die Herrschaft der gesellschaftlichen Produzenten errichten, kann nicht siegen, wenn sie nicht zur ökonomisch-politischen Revolution wird. Gleichzeitig haben de Gaulles Panzer gezeigt, was die ökonomisch-politische Revolution im Spätkapitalismus nicht kann. Sie kann nicht das revolutionäre Bewußtsein erzeugen, das dem Entwicklungsstand der industriellen Produktivkräfte entspricht,

kann nicht die Emanzipation der unterdrückten Klassen zur Emanzipation des Individuums, kann nicht die Befreiung der Gesellschaft vom Kapital zur Befreiung der Phantasie vom Leistungsprinzip fortentwickeln, kann nicht siegen, wenn sie nicht als Kulturrevolution begann und wieder Kulturrevolution wird.

Vor der Zerschlagung des Staatsapparates und der Aneignung der Produktionsmittel durch das Proletariat ist die Kulturrevolution im Spätkapitalismus der Agitator, Propagandist und Organisator der Revolution. Sie sammelt alle Kräfte, die zur Revolution drängen. Sie geht mit ihnen den ganzen Weg der Entfremdung, die der Kapitalismus historisch produziert hat, zurück. Sie arbeitet durch die Methode der direkten Aktion und Agitation gegen alle Formen der Herrschaft des Kapitals die Klassenstruktur der spätkapitalistischen Gesellschaft heraus und bildet in diesem Kampf das Proletariat, die Mittelklassen und die Bourgeoisie zur Klasse. Und sie führt die revolutionären Kräfte schließlich in den Kampf gegen das Privateigentum als das Zentrum aller Entfremdung. Nach der Zerschlagung des Staatsapparates und der Vergesellschaftung der Produktionsmittel treibt sie die Emanzipation der Gesellschaft vom Privateigentum zu praktischer Aufhebung aller Knechtschaftsverhältnisse fort, die Modifikationen und Konsequenzen der entfremdeten Arbeit sind.

Das Programm und die Praxis der Kulturrevolution hängen ab vom Entwicklungsstand der industriellen Produktivkräfte. Wenn die Revolution die Aufgabe hat, durch den Sturz der herrschenden Klasse erst einmal die Voraussetzungen für die Entfaltung der industriellen Produktivkräfte zu schaffen, dann spielt die Kulturrevolution hauptsächlich eine dienende Rolle. Das Programm der Kulturrevolution kann sich erst ganz allmählich im Maßstab der industriellen Entwicklung verwirklichen. Wenn die Menschen z. B. weiterhin gezwungen sind, zu dritt in einem Zimmer zu leben, weil nicht genügend Wohnraum produziert ist, läßt sich die kulturrevolutionäre Aufgabe, die Familien zu Kommunen weiterzuentwickeln, noch nicht in die Praxis umsetzen. Wenn die Revolution die Aufgabe hat, durch den Sturz der herrschenden Klasse die menschlichen Produktivkräfte zu befreien, damit sie sich die bereits entfaltete Totalität der industriellen Produktivkräfte aneignen können, dann dreht sich das Verhältnis um. Die Kulturrevolution wird jetzt zur Hauptsache und Aneignung der Produktionsmittel durch die Produzenten die unmittelbare Vorstufe zur vollständigen Befreiung des Individuums:

»Es ist also jetzt soweit gekommen, daß die Individuen sich die vorhandene Totalität der Produktivkräfte aneignen müssen . . . die Aneignung dieser Kräfte ist selbst nichts weiter als die Entwicklung der den materiellen Produktionsinstrumenten entsprechenden individuellen Fähigkeiten. Die Aneignung einer Totalität von Produktivkräften ist schon deshalb die Entwicklung einer Totalität von Fähigkeiten in den Individuen selbst.«[2]

Im Spätkapitalismus, wo der totalen Entfesselung der Produktivkräfte die vollständige Verkrüppelung aller menschlichen Sinne und Fähigkeiten entspricht, muß die Kulturrevolution die vollständige Entfesselung dieser Sinne und Fähigkeiten sein. Das Programm der Kulturrevolution hat Marx theoretisch in den Pariser Manuskripten dargestellt:

»Wie das Privateigentum nur der sinnliche Ausdruck davon ist, daß der Mensch zugleich gegenständlich für sich wird und zugleich vielmehr sich als ein fremder und unmenschlicher Gegenstand wird, daß seine Lebensäußerung seine Lebensentäußerung ist, seine Verwirklichung seine Entwirklichung, eine fremde Wirklichkeit ist, so ist die positive Aufhebung des Privateigentums, d. h. die sinnliche Aneignung des menschlichen Wesens und Lebens, des gegenständlichen Menschen, der menschlichen Werke für und durch den Menschen, nicht nur im Sinne des unmittelbaren einseitigen Genusses zu fassen, nicht nur im Sinne des Besitzens, im Sinne des Habens. Der Mensch eignet sich sein allseitiges Wesen auf eine allseitige Art an, also als ein totaler Mensch. Jedes seiner menschlichen Verhältnisse zur Welt, Sehen, Hören, Riechen, Schmecken, Fühlen, Denken, Anschauen, Empfinden, Wollen, Tätigsein, Lieben, kurz, alle Organe seiner Individualität, wie die Organe, welche unmittelbar in ihrer Form als gemeinschaftliche Organe sind, sind in ihrem gegenständlichen Verhalten oder in ihrem Verhalten zum Gegenstand die Aneignung desselben. Die Aneignung der menschlichen Wirklichkeit, ihr Verhalten zum Gegenstand ist die Betätigung der menschlichen Wirklichkeit.«[3]

In den Pariser Manuskripten hat Marx die Befreiung der menschlichen Sinne und Fähigkeiten lediglich aus dem Begriff, als Konsequenz der Aufhebung des Privateigentums entwickelt. »Die Aufhebung des Privateigentums *ist* daher die vollständige Emanzipation aller menschlichen Sinne und Fähigkeiten.«[4] Die geschichtliche Erfahrung hat bewiesen, daß die Aufhebung des Privateigentums diese Emanzipation aller menschlichen Sinne und Fähigkeiten nicht *ist*, sondern daß sie dazu gemacht werden, also selbst als permanente revolutionäre Tätigkeit verstanden werden muß.

Die Kulturrevolution ist also nicht ein ästhetischer Ersatz für die Revolution, ein Aufstand im Museum, ein Attentat auf den Park, eine Frechheit

im Theater. Eine solche Anwendung von ihr zu machen, hieße die Kultur in dem Ghetto zu lassen, in das der Kapitalismus sie gesperrt hat. Die Kulturrevolution im Spätkapitalismus ist ungeduldiger, großzügiger, weniger leicht zufrieden als die ökonomisch-politische Revolution. Sie schließt nicht nur eine Aufhebung des Kapitalverhältnisses, sondern die Revolution aller Verhältnisse ein, in denen der Mensch zur Ware und die Ware zum Subjekt geworden ist: des Verhältnisses zwischen den Geschlechtern, zwischen Eltern und Kindern, zwischen Nachbar und Nachbar, zwischen Auto und Autobesitzer, ja, sie fragt zum Beispiel, ob die Personenautos überhaupt noch länger zu ertragen sind. Die Kulturrevolution läßt tatsächlich keinen Stein auf dem anderen. Die Revolution sagt: enteignet die Hausbesitzer und gebt allen gleiches Recht, in den Häusern zu wohnen, die Kulturrevolution: laßt uns wenigstens die faschistischen Mietskasernen niederreißen; da sie von der herrschenden Klasse lediglich dazu gebaut wurden, um vermietet zu werden, kann man überhaupt nicht darin wohnen. Bauen wir stattdessen Häuser, die nicht für die Bedürfnisse des Vermietetwerdens, sondern des Bewohntwerdens da sind, und entwickeln wir solche Bedürfnisse. Die Revolution sagt: jeder Mensch hat das Recht auf ein eigenes Zimmer in seiner Stadt, die Kulturrevolution: jeder Mensch hat das Recht auf jedes Zimmer in jeder Stadt. Die Revolution: alle Menschen sollen essen und wenig arbeiten, die Kulturrevolution: im Namen welcher Bedürfnisse? Die Revolution: schaffen wir solche Verhältnisse, daß jeder Anteil am Werk Picassos nehmen kann. Die Kulturrevolution: schaffen wir solche Verhältnisse, daß jeder ein Picasso und Picasso jeder werden kann.

2

Wenn es also gerade nicht Aufgabe der Kulturrevolution ist, das Ghetto zu renovieren, in das der Kapitalismus die Phantasie gesperrt hat, sondern im Gegenteil, die Phantasie in die Wirklichkeit zu lassen, so kann man doch fragen, ob sich in diesem Ghetto irgendwelche Träume ausgebildet haben, die zu verwirklichen sich lohnt. Kann die Kulturrevolution aus der Welt, in der die Phantasie in der bürgerlichen Gesellschaft bisher einzig praktisch geworden ist, kann sie aus der Welt des schönen Scheins etwas über ihre praktischen Aufgaben erfahren? Denn Häuser zu bauen, die nicht die Hausordnung ihrer Besitzer, sondern die Biographie ihrer Bewohner ausdrücken, dazu gehört doch Kunst. Straßen zu konstruieren,

die nicht mehr dem Warenverkehr, sondern dem Austausch der menschlichen Wünsche und Widersprüche dienen, dazu gehört Kunst. Großstadtlichter zu erfinden, die nicht die Leidenschaften von Osram, Siemens, Telefunken ausdrücken, sondern die der Städtebewohner, dazu gehört Kunst. Überhaupt Verhältnisse zu schaffen, in denen sich statt der gespenstischen Gleichheit der Menschen und Sachen im Kapitalismus endlich die menschliche Ungleichheit entfalten kann, solche Formen des Zusammenlebens zu erfinden, in denen man mit gutem Gewissen gewissenlos sein kann, weil kein Mangel an Freundlichkeit herrscht, dazu gehört Kunst. Und wo außer in der Kunst hätte die Eroberung der Welt durch die Wünsche im Kapitalismus stattgefunden?

Mit Hilfe der Kunst und der Kulturindustrie versuchen sich die lohnabhängigen Massen in der bürgerlichen Gesellschaft von der Entfremdung zu befreien. Täglich werden ihre Wünsche acht Stunden lang zerstört, aber abends feiern sie Auferstehung im Reich des Scheins. Täglich wird der Arbeiter acht Stunden lang um alle Selbsttätigkeit gebracht: das Fabriktor, das er morgens passiert, steht nicht ihm, sondern seiner Arbeitskraft offen, die Kollegen, die er trifft, sind nicht von ihm, sondern von seinem und seiner Kollegen Ausbeuter ausgesucht, die Werkzeuge, die er in die Hand nimmt, nimmt er nicht aus eigenem Entschluß in die Hand, die Sauberkeit, die er einhält, hält er nicht in seinem Interesse ein, die Sicherheitsvorschriften, die er befolgt, gelten nicht seiner Sicherheit, das Essen, das er ißt, die Luft, die er atmet, die Scheiße, die er scheißt, alles das ist nicht sein Essen, sein Atmen, sein Scheißen, sondern ist es für das Kapital.

Täglich werden die Warenproduzenten in allen ihren Lebensäußerungen acht Stunden lang kastriert, aber abends torkeln sie zusammen mit ihren Unterdrückern ins Reich der Freiheit, um im Kino, im Theater, im Fernsehen die Freiheiten anzuschauen, die ihnen in Wirklichkeit in immer höherem Maße weggenommen werden.

Aber in welchen Äußerungen der Kunst und Kulturindustrie sind solche Utopien noch anzuschauen? Woher soll sich die Kulturrevolution die Bilder der künftigen Gesellschaft holen? Soll sie bei den Realisten des Spätkapitalismus, bei Beckett und Kafka Rat suchen? Soll Josef K. den SDS in das Schloß bitten? Soll Godot endlich kommen und sagen, ob er den Sozialismus meint? Was in diesen Werken einmal Wunsch gewesen sein mochte, das tritt ehrlicherweise in der Gestalt des Alptraums auf. Und wo von Wünschen und Leidenschaften die Rede ist, dort erscheinen sie

immer schon erfüllt: in der Bildzeitung, im Fernsehen, im Kino. Eine vollkommene Verkehrung des Schauplatzes von Wunsch und Versagung scheint stattzufinden: während die Kunst, die Welt des schönen Scheins, die Unmöglichkeit aller Wünsche und Leidenschaften bis zur Grenze ihrer Verleugnung zeigt, gibt sich der Kapitalismus in der Kulturindustrie als Schauplatz ihrer vollständigen Befriedigung.

3

Analog zu einem Satz von Marx läßt sich sagen: »Alle Mythologie überwindet und beherrscht und gestaltet die Produktivkräfte in der Einbildung und durch die Einbildung: verschwindet also mit der wirklichen Herrschaft über diese.«[5] Die Mythologie, als eine bestimmte, historische Gestalt der Phantasie, wird hier als Ausdruck eines realen Mangels gefaßt: sie erscheint als Ersatz für die unzureichende Herrschaft über die Produktivkräfte, und zwar in einer bestimmten Proportion: Je geringer die wirkliche Herrschaft über die Produktivkräfte, desto größer ist sie in der Einbildung. Je größer die wirkliche Herrschaft über die Produktivkräfte, desto überflüssiger die eingebildete, desto freier die Phantasie von dem Zwang, sich die Herrschaft über die Produktivkräfte einbilden zu müssen. Die totale Entfaltung der Produktivkräfte ermöglicht also objektiv das Ende dieser mythologischen und defensiven Phantasie. Subjektiv bedeutet sie aber deren totale Entfaltung, weil sich eben die totale Entfesselung der Produktivkräfte im Spätkapitalismus als völlige Ohnmacht und Erniedrigung des Menschen ausdrückt. Wie wird dieser Widerspruch, daß, je mehr die Menschen ihre Wünsche verwirklichen können, sie sich ihre Verwirklichung desto mehr wünschen müssen, wie wird dieser Widerspruch in der Gesellschaft und in der Kunst bewältigt?

Den besten Ansatz für eine Erklärung des Schicksals der Phantasie im Spätkapitalismus liefert die Phantasietheorie von Freud. Mit Marx hat die Freudsche Phantasietheorie soviel gemeinsam, daß sie die bürgerliche Konstruktion der Phantasie vom Kopf auf die Füße stellt: nicht die Phantasie ist der Architekt der Wirklichkeit, sondern umgekehrt: die Wirklichkeit, und zwar der wirkliche Mangel, ist der Architekt der Phantasie. Diese Entdeckung verdirbt Freud aber damit, daß er diese bürgerliche, also abzuschaffende Funktion der Phantasie resigniert zu ihrem Wesen erklärt. Nach seiner Definition ist alle Phantasie Entschädigung für eine Versagung in der Realität.[6] Als die Triebkraft, die in der Realität

Befriedigung sucht und in der Phantasie Ersatz findet, bestimmt Freud die infantilen Wünsche. Durch die Entdeckung der infantilen Sexualität gelang es ihm, die ursprünglichen Objekte der infantilen Wünsche näher zu bestimmen: Zunächst auf die Mutter, als erstes Objekt der Befriedigung gerichtet, werden sie durch eine bestimmte Erfahrung – den Ödipuskomplex – genötigt, das inzestuöse Objekt aufzugeben und die entsprechenden Lusterwartungen auf die Personen und Gegenstände der Außenwelt zu übertragen. Dabei werden auch die erotischen, nichtkapitalistischen Formen der Aneignung der Objekte, Tasten, Schauen, Riechen usw., die die Psychoanalyse unter dem Begriff der Partialstrebungen zusammenfaßt, von der Mutter gelöst und können an anderen Objekten Befriedigung suchen. Das Kind gibt die Mutter als Sexualziel auf, um von nun an die ganze Welt zur Mutter zu machen. François Villon:

»und als ich in die schöne Stadt reinfuhr
weil sie so lang und breit am Wasser liegt
da tat ich gleich bei meinem Bart den Schwur
daß mich kein Hund aus dieser Stadt rauskriegt
ach sagte ich zu ihr
ich bleibe ewig dein Geliebter hier.«[7]

Der Verwirklichung des Libidoprogramms, »immer größere Einheiten herzustellen, sich seines Gegenstandes nach allen Seiten zu bemächtigen«[8], entspricht die Aufhebung der Entfremdung, wie Marx sie in den Pariser Manuskripten beschreibt:

»Die Aufhebung des Privateigentums ist daher die vollständige Emanzipation aller menschlichen Sinne und Eigenschaften. Aber sie ist diese Emanzipation gerade dadurch, daß diese Sinne und Eigenschaften menschlich, sowohl subjektiv als objektiv, geworden sind. Das Auge ist zum menschlichen Auge geworden, wie sein Gegenstand zu einem gesellschaftlichen, menschlichen, vom Menschen für den Menschen herrührenden Gegenstand geworden ist.«[9]

Die entfremdete Arbeit ist die bestimmte Negation des Libidoprogramms, weil ihr Prinzip gerade nicht die Herstellung immer größerer Nähe, sondern die immer weitere Entfremdung der Produzenten von ihrem Produkt, von ihrer Produktion und von sich selbst ist. Die Lust ist eine gesellschaftliche Angelegenheit, weil zu jeder Lust die Lust gehört, sie mit möglichst vielen zu teilen. Mao Tse-tung: »Eine wirkliche Liebe der Menschheit wird nicht eher möglich sein, als bis die Klassen in der ganzen Welt abgeschafft sind.«[10] Die Verwirklichung des Libidoprogramms

unter den Bedingungen des Spätkapitalismus und Imperialismus ist daher die Weltrevolution.

Der reaktionäre Aspekt der Freudschen Phantasietheorie besteht darin, daß nach dieser Theorie die Phantasietätigkeit erst in dem Augenblick einsetzt, da die Wünsche in der Realität gescheitert sind und sich auf der Flucht aus der Außenwelt befinden. Um diesen reaktionären Aspekt zu kritisieren und ihn von dem fortschrittlichen Aspekt der Freudschen Phantasietheorie zu trennen, ist es nötig, Freuds Konstruktion des psychischen Apparats kurz darzustellen. Als Motor der Wünsche stellt Freud sich eine Triebkraft vor, die nichts anderes kann als wünschen und nichts anderes will als Befriedigung. Ihren Ursprung nennt er das Unbewußte. Freud denkt sich das Unbewußte als Teil eines Apparates, der mit einem sensiblen und einem motorischen, einem wahrnehmenden und einem tätigen Ende ausgestattet ist. Das Wahrnehmungssystem ergibt die ganze Mannigfaltigkeit der sinnlichen Eindrücke. Das motorische Ende hat die Aufgabe, die äußeren und inneren Reize durch Innervationen, Tätigkeiten des Muskelsystems, in die Außenwelt abzuführen. Durch die großen Körperbedürfnisse des Hungers und der Liebe wird der psychische Apparat zuerst zur Arbeit angetrieben. Die durch das innere Bedürfnis gesetzte Erregung wird sich zunächst Abfluß über das motorische Ende suchen: das hungrige Kind etwa wird schreien und zappeln. Aber erst wenn auf irgendeinem Wege, beim Kind durch die Hilfe der Mutter, die Erfahrung der Befriedigung gemacht wird, hört der Reiz zu wirken auf. Von nun an bleibt das Wahrnehmungsbild, welches das befriedigende Erlebnis am sensiblen Ende des Apparates hinterläßt, mit der Gedächtnisspur des Bedürfnisses verknüpft. Sobald das Bedürfnis das nächste Mal auftritt, wird auch das Erinnerungsbild der einmal gemachten Erfahrung wieder lebendig. Aus der Verknüpfung des Reizes mit dem Erinnerungsbild ergibt sich der Wunsch, das alte Erinnerungsbild durch die Energiezufuhr des Reizes so zu verstärken, daß es am sensiblen Ende wieder entsteht. Eben diese Regung der Körperbedürfnisse, die gehabten Befriedigungen am sensiblen Ende wieder herzustellen, ist das, was Freud einen Wunsch nennt. Freud nimmt nun an, daß in einem primitiven Zustand des Apparates der Wunsch den kürzeren Weg zum sensiblen Ende nahm, um dort, durch einfaches Halluzinieren der erinnerten Befriedigungen, Erfüllung zu suchen. Diese primitive Form der Wunscherfüllung, wo das Wünschen in ein Halluzinieren ausläuft, nennt Freud die regrediente Form der Wunsch-

erfüllung. Regredient, weil eben der Wunsch im Innern des Apparates zurückläuft und Befriedigung sucht, ohne das motorische Ende in Bewegung zu setzen, ohne die Befriedigung in Wirklichkeit herzustellen.
Die Erfahrung, daß der Reiz auf diesem Wege aber keine dauernde Befriedigung erfährt, entwickelt diese primitive Denktätigkeit zu einer zweckmäßigeren sekundären fort. Denn die Regression, die die Erfüllung des Wunsches am Ort seiner Entstehung, im psychischen Apparat selber, sucht, schafft keine Befriedigung, der Wunsch dauert fort. Die Wünsche müssen also den psychischen Apparat derart ausbauen, daß die Regression aufgehalten und der Weg über das motorische Ende in die Außenwelt frei wird. Freud stellt sich vor, daß sich im Laufe der Entwicklung des psychischen Apparates eine Art Schirm zwischen dem Unbewußten und dem motorischen Ende herausbildet, eine kritisierende Instanz, »die unser waches Leben lenkt und über unser willkürliches, bewußtes Handeln entscheidet«.[11] Aufgabe dieses zweiten Systems ist es, die aus dem Unbewußten anstürmenden Wünsche zu zensieren, die unzweckmäßigen zu verwerfen und die verwendbaren so abzuändern, daß sie ins Bewußtsein gelangen und Triebkraft einer motorischen Handlung werden können, die die Außenwelt im Sinne des Wunsches verändert. Diese Form der Wunscherfüllung nennt Freud die progrediente Form der Wunscherfüllung, progredient, weil sie nicht im Unbewußten zurück zur Halluzination flüchtet, sondern sich ins Bewußtsein vorarbeitet, sich der Kritik der dort aufbewahrten Realitätsvorstellungen unterzieht, um die befriedigende Wahrnehmung am sensiblen Ende des Apparates als Resultat einer Handlung herzustellen. »All die komplizierte Denktätigkeit aber, welche sich vom Erinnerungsbild bis zur Herstellung der Wahrnehmungsidentität durch die Außenwelt fortspinnt, stellt doch nur einen durch die Erfahrung notwendig gewordnen Umweg zur Wunscherfüllung dar.«[12] Also: Reiz, Verknüpfung des Reizes mit einer erinnerten Befriedigung, halluzinatorische Belebung dieser Erinnerung: das ist die regrediente Wunscherfüllung. Reiz, Verknüpfung dieses Reizes mit der erinnerten Befriedigung, Fortschritt des Wunsches in Richtung Bewußtsein, Zensur des Wunsches durch die Realitätsvorstellungen und Übersetzung in eine Handlung: das ist die progrediente Wunscherfüllung, das ist der Weg des Wunsches in die Praxis.
In diesem Modell des psychischen Apparates steckt selbst das theoretische Element, das seine mechanistische Struktur aufsprengt: an den Träumen

weist Freud nach, daß die unbewußten Wünsche als zu widersprüchlich, zu heftig, zu gefährlich niemals unverändert ins Bewußtsein gelangen, sondern die Vorstellungsinhalte des Vorbewußten, also die durch das geltende Realitätsprinzip vermittelten Vorstellungen zur Deckung benützen. Also hängt es vom Realitätsprinzip ab, nicht von den Wünschen, ob die Zensur der Geburtshelfer der Wünsche ist oder ihr Unterdrücker. Wenn die Wünsche nur mit Hilfe einer Realitätsvorstellung ins Bewußtsein gelangen können, so geben die Widersprüche zwischen den bewußten Wünschen und der Realität immer die Widersprüche der Realität wieder, nie die der Wünsche. Die Wünsche sind erziehbar, aber auch bestechlich, jedenfalls vollkommen abhängig von den Objektivierungen, die ihnen geboten werden. Sie sind ebenso vernünftig oder wahnsinnig wie die Realität, die sie aus dem Unbewußten hervorholt. Karl Marx hat dieses Verhältnis an folgendem Beispiel dargestellt:

»Ein Haus mag groß oder klein sein: solange das es umgebende Haus ebenfalls klein ist, befriedigt es alle gesellschaftlichen Ansprüche an eine Wohnung. Erhebt sich aber neben dem kleinen Haus ein Palast, so schrumpft das kleine Haus zur Hütte zusammen. Das kleine Haus beweist nun, daß sein Inhaber keine oder nur geringere Ansprüche zu machen hat – und es mag im Laufe der Zivilisation in die Höhe schießen, noch so sehr, wenn der benachbarte Palast in gleichem oder in höherem Maße in die Höhe schießt, dann wird der Bewohner des verhältnismäßig kleinen Hauses sich immer unbehaglicher, unbefriedigter und gedrückter in seinen vier Pfählen fühlen.«[13]

Das Maß der Wunschentfaltung und der Wunschbefriedigung hängt also ab vom Maß der Entfaltung der Produktivkräfte und von dem Verhältnis, in dem die Menschen zu den Produktivkräften stehen. Wenn die Produktivkräfte einen niedrigen Stand haben und die Produzenten die Verfügung über die Produktivkräfte haben, dann ist die Wunschentfaltung niedrig, die Befriedigung objektiv niedrig, subjektiv aber hoch, weil niemand eine höhere Befriedigung hat. Wenn die Produktivkräfte einen hohen Stand erreicht haben, dann ist bei sozialistischen Produktionsverhältnissen die Wunschentfaltung entsprechend hoch, die Befriedigung ist objektiv und subjektiv hoch, weil niemand eine höhere Befriedigung hat. Bei totaler Entfaltung der Produktivkräfte, aber unter kapitalistischen Produktionsverhältnissen, ist die Wunschentfaltung riesig, die Frustration für die unterdrückten Klassen aber ebenso riesig, weil nur die herrschende Klasse die entsprechenden Möglichkeiten der Befriedigung hat.
Ob die Zensur im psychischen Apparat eine emanzipatorische oder eine

unterdrückende Funktion hat, hängt davon ab, welche Partei die Zensur in dem Widerspruch zwischen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen ergreift. Wenn die Produktionsverhältnisse den Produktivkräften entsprechen, ist das Problem prinzipiell gelöst, die Zensur ist prinzipiell emanzipatorisch. Ein chinesischer Bauer kann zum Beispiel den Wunsch zu reisen nicht in den Wunsch nach einer Afrikareise verwandeln, weil kein einziger chinesischer Bauer, den er kennt, zum Vergnügen nach Afrika reisen kann. Es beunruhigt auch nicht zu wissen, daß der südvietnamesische Großgrundbesitzer jederzeit eine Afrikareise machen kann, weil er andererseits weiß, daß der antiimperialistische Kampf der revolutionären Völker die privilegierten Klassen vernichten wird. Er kann aber seinen Wunsch zu reisen in den Wunsch nach einer Pekingreise verwandeln. Die Zensur, die das chinesische Realitätsprinzip an seinen Wünschen vornimmt, ist nicht unterdrückend, sondern emanzipierend, da sie seinem Wunsch den progredienten Weg zur Verwirklichung zeigt.

Wenn die Produktivkräfte zu den Produktionsverhältnissen im Verhältnis des Antagonismus stehen, wie das im Kapitalismus der Fall ist, dann kommt es darauf an, welche Partei die Zensur ergreift. Wenn die Zensur in diesem Antagonismus auf der Seite der Produktivkräfte steht, läßt sich folgende Beziehung aufstellen: bei einem hohen Entwicklungsstand der Produktivkräfte ergibt sich eine entsprechende Entwicklung der Wünsche, die aber von den unterdrückten und ausgebeuteten Klassen nicht befriedigt werden können. Statt nun aber die Wünsche der unterdrückten Klassen zu unterdrücken, zeigt die emanzipierende Zensur ihnen den Weg der Befriedigung unter den Bedingungen des Kapitalismus: den Weg des Umsturzes der Produktionsverhältnisse, den Weg der Revolution.

Zum Beispiel kann und muß ein italienischer Arbeiter seinen Wunsch zu reisen durchaus in den Wunsch nach einer Afrikareise verwandeln. Denn er sieht in seiner unmittelbaren Umgebung ihm gut bekannte Leute, nämlich seine Ausbeuter, die ohne weiteres solche Reisen machen. Er muß auch unbedingt den Wunsch nach einer besseren Ausbildung in den Wunsch nach einem Universitätsstudium, den Wunsch nach sexueller Freiheit in den Wunsch nach vierzehn Freundinnen, den Wunsch nach einer menschenwürdigen Wohnung in den Wunsch nach einem Schloß verwandeln. Denn noch einmal: alle diese Wünsche sind ja keine Wahnvorstellungen, es gibt ja alle diese Dinge wirklich, es gibt Leute, die sie mit größter Selbstverständlichkeit gebrauchen, und wenn er nicht vollkommen manipuliert und

eingeschüchtert ist, ist es unmöglich, diese Wünsche nicht zu haben. Aber sofern er ein klassenbewußter Arbeiter ist, weiß er, daß die entsprechenden Befriedigungen im Kapitalismus der herrschenden Klasse vorbehalten sind. Er behält den Wunsch daher bei sich, unterzieht ihn der Kritik des Marxismus-Leninismus und verwandelt ihn in den Wunsch, gemeinsam mit seinen Genossen die herrschende Klasse zu stürzen. Der gesellschaftliche Ausdruck aller seiner Wünsche ist in diesem Fall der Wunsch die Revolution zu machen. Auch in diesem Fall hat die Zensur eine emanzipatorische Funktion, obwohl sie natürlich eine viel größere Arbeit leisten muß als im Fall des chinesischen Bauern, weil der Druck der Wünsche viel größer ist. Entscheidend ist, daß sie die Wünsche nicht unterdrückt, sondern sie als revolutionäre Energie zum Umsturz von Verhältnissen benützt, in denen die Wünsche der Menschen zur Quelle ihres größten Unglücks werden.

Untersuchen wir nun noch den dritten Fall, daß die Zensur in dem Antagonismus zwischen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen die Partei der Produktionsverhältnisse ergreift. Bei einem hohen Entwicklungsgrad der Produktivkräfte ergibt sich eine entsprechende Entwicklung der Wünsche, die aber von den unterdrückten Klassen nicht befriedigt werden können. Statt nun aber den Wünschen der unterdrückten Klassen den Weg der Befriedigung zu zeigen, statt den Ansturm der unerfüllbaren Wünsche in den Sturm auf den Kapitalismus zu verwandeln, unterdrückt die repressive Zensur diese Wünsche immer, wenn sie auftauchen, und benützt ihr immer neues Auftauchen zur Verstärkung der Unterdrückung und zur Bindung der Unterdrückten an die bestehenden Herrschaftsverhältnisse. Dies ist die Lage des integrierten Arbeiters in den hochindustrialisierten Gesellschaften des Westens, in Deutschland und Amerika. Einerseits sieht er sich einer ungeheuren Fülle gesellschaftlichen Reichtums gegenüber: jede Minute rast ein Flugzeug über seinem Kopf weg in ferne, zu erobernde Gegenden, die Schaufenster explodieren von möglichen Anschaffungen, von Himmelbetten, Pelzmänteln, automatischen Küchen, Sportwagen, im Kino sieht er schöne schwarze Männer in seidenen Hemden auf marmornen Treppen hinabwandeln, von fünfzehn nackten Geliebten erwartet, auf den Plakaten sieht er glückliche junge Leute mit wehenden Haaren und leichtem Gepäck über Flugplätze laufen, an jedem Kiosk wird ihm buchstäblich eine Erektion versetzt – und dies alles erlebt er nicht als Fata Morgana, als gleich wieder verworfenen

Traum, sondern sitzend nach achtstündiger Arbeit in einer Zweizimmerwohnung, im Besitz eines Kühlschrankes, eines Staubsaugers, eines Rasierapparates und eines Fernsehgerätes sieht er das und denkt, daß es möglich ist, daß andere es haben.
Andererseits wird ihm jeden Augenblick von eben diesen Illustrierten, Werbefilmen, Fernsehansagern usw. eingehämmert, daß alle seine Wünsche erfüllbar sind, daß es keine religiösen, keine sexuellen, keine gesellschaftlichen Schranken mehr gibt, daß jeder, der clever ist, fleißig ist, unternehmend ist, sparsam ist, begabt ist und ein bißchen Glück hat, sich diese Befriedigung verschaffen kann, und daß es im übrigen natürlich ist, daß es nicht jeder kann. Wenn es aber keine gesellschaftlichen Schranken für die Erfüllung der Wünsche gibt, dann ist der Arbeiter an seiner Unzufriedenheit selber schuld. Er ist eben nicht clever, er ist auch nicht unternehmend genug, er ist kein Glückspilz, er ist irgendwie unbegabt. Aber arbeiten kann er und sparen, das ist bewiesen. Also arbeitet er, spart er, strengt er sich an. Und so gelingt es ihm, nach jahrelanger idiotisierender Arbeit ein winziges Stück dieses versprochenen Glücks zu kaufen. Im Sommer kann er drei Wochen mit Neckermann auf eine Insel fahren. Im Kadewe kann er sich ein Himmelbett kaufen, das irgendwie an die herrschaftlichen Betten der besser gestellten Leute erinnert. Im nächsten Jahr kann er sich einen VW 1 500 kaufen, der irgendwie an den privilegierten Mercedes 220 erinnert. Er kann sonntags ins Grüne fahren, was ihn von weitem an eine Erholung erinnert. Er kann allerlei haben, was ihn irgendwie an die versprochenen Erfüllungen erinnert, nur erinnert ihn nichts von all dem an seine ursprünglichen Wünsche.
Er sucht und sucht in dem zerfurchten Chargengesicht des Kapitalismus nach einem Ausdruck, der irgendeine wirkliche Erfahrung wiedergäbe, aber alle diese Grimassen spiegeln ihm kein wirkliches Leben wider, sondern nur seine eigenen, aus seiner Unterdrückung geborenen und vom Kapital gedeuteten Träume.
Er ist enttäuscht, er ist kaputt. Für einen Augenblick hält er seine Wünsche auf und fragt sich, was er eigentlich wollte: was hat er, der das ganze Jahr der Sträfling der entfremdeten Arbeit ist, in seinen drei freien Wochen auf einer Insel in Spanien zu suchen? Er hat kaum Zeit, in Ruhe zu essen und zu schlafen. Was nützt ihm da ein Auto, das doch nur gebaut wurde, ihn schneller zum Platz seiner Ausbeutung zu bringen und nach zwei Jahren kaputtzugehen, damit er sich ein neues kaufen muß. Er ist

abends, nach der kastrierenden Arbeit an der Maschine und am Band, kaum fähig, seine Frau zu befriedigen. Warum läßt er sich da Springers Anschläge auf seinen Penis gefallen?

Alles kommt für den Spätkapitalismus jetzt darauf an, die Verwandlung der Frustration und des entsprechenden Schuldgefühls in ein Klassenbewußtsein zu verhindern. Einerseits muß er die kapitalistische Zensur der mobilisierten Wünsche verstärken, den Arbeitern zureden, daß sie kein Recht auf diese von der Verkaufsmaschinerie geweckten und gestalteten Wünsche haben, daß sie weiter arbeiten und sparen müssen. Andererseits muß er die eben aufgerichteten Dämme über den Wünschen wieder brechen, das Bewußtsein mit neuen Bildern kapitalistischer Wunscherfüllung überschwemmen, damit er den Arbeiter auch als Konsumenten seiner entfremdeten Produkte ausbeuten kann. Man versteht: der Spätkapitalismus braucht beides: er muß die Wünsche wecken, um sie entfremden zu können, und er muß sie unterdrücken, um sie enttäuschen zu können, er muß sowohl das Schuldgefühl gegen die kapitalistischen Wünsche wie die kapitalistischen Wünsche gegen das Schuldgefühl mobilisieren; entscheidend ist, daß der ganze Konflikt zwischen Wunsch und Zensur mehr und mehr auf dem Boden des kapitalistischen Realitätspinzips stattfindet und noch die halbbewußten und bewußten Wünsche zu einer Waffe der Zensur werden. Völlig verdrängt werden bei diesem Schattenkampf die ursprünglichen, die infantilen Wünsche. Die neuen VWs, die Farbfernsehgeräte, die Neckermannreisen, ob sie nun als Wunsch oder als Wirklichkeit dem Arbeiter gehören, bilden die ständig wachsenden Barrikaden gegen seine ursprünglichen und menschlichen Wünsche. Diese Wünsche aber, von der Zensur wie von den bewußten Wünschen gleichzeitig bedrängt, werden als zu gefährlich aus dem Reich des Bewußtseins verdrängt und mit schweren inneren Strafen belegt. Am Ende ist der Arbeiter auf dem Punkt, daß die versprochenen Befriedigungen ihm so wenig gehören wie seine Wünsche, daß noch seine Sehnsüchte zu seinen Ausbeutern werden. In diesem Zustand sagt er: »Ja, fürn Auto, daß man Samstag oder Sonntag mal wegfahren könnte, dafür würd' ich noch arbeiten.«[14] Diese Zensur, die auf der Seite der kapitalistischen Produktionsverhältnisse steht, hat eine unterdrückende, genauer eine krank und wahnsinnig machende Funktion, weil sie den Wünschen die Verwirklichung verweigert und ihnen den Weg der Regression weist. Es ist die immer wiederholte Lüge der herrschenden Klasse, die Massen müßten sich mit all diesen

vom Kapital geweckten Wünschen nicht herumschlagen, sie hätten nicht genug Phantasie. Die Werbestrategen des Kapitals wissen es besser: mit jedem neuen Produkt verbindet sich auch ein neuer Wunsch, die Wünsche, »immer rege, jederzeit bereit, sich Ausdruck zu verschaffen, wenn sich ihnen eine Gelegenheit bietet, sich mit einer Regung aus dem Bewußtsein zu alliieren«[15], klammern sich immer an die avanciertesten Formen ihrer Befriedigung. Die sogenannte Stumpfheit und Wunschlosigkeit der Massen ist das Ergebnis einer so gewaltigen Mobilisierung und Frustrierung der Wünsche, daß ihnen, da gleichzeitig alle traditionellen Schutzwälle gebrochen sind, nur noch der Weg in die Verdrängung übrig bleibt. Jetzt, nachdem die lohnabhängigen Massen schließlich auf alle eigenen Wünsche verzichtet haben und wunschlos unglücklich sind, findet die herrschende Klasse, daß sie zufrieden sind.

Der Spätkapitalismus enteignet nicht nur die materielle, sondern auch die psychische Produktion der Lohnabhängigen in dem bestimmten Sinn, daß er sie vollkommen aus dem Bewußtsein vertreibt. Soweit es ihm gelungen ist, die Arbeiterklasse zu integrieren, ist es ihm gelungen, die Produkte der entfremdeten Arbeit als Wunscherfüllungen hinzustellen und den Arbeitern ebensoviele Wünsche wegzunehmen, als er ihnen fremde Produkte gegenüberstellt. Da aber die Produkte den Arbeitern in der doppelten Hinsicht fremd sind, daß sie ihnen nicht gehören und nicht Ausdruck ihrer Wesenskräfte sind, können sie sie nicht haben, und wenn sie sie haben können, erfüllen sie nicht ihre Wünsche. Karl Marx in den Pariser Manuskripten: »Je mehr der Arbeiter sich ausarbeitet, um so mächtiger wird die fremde gegenständliche Welt, die er sich gegenüber schafft, um so ärmer wird er selbst, seine innere Welt, um so weniger gehört ihm zu eigen.«[16]

Der Spätkapitalismus ist die höchste Entfaltung des Gegensatzes zwischen Wunsch und Wirklichkeit, zwischen Bedürfnis und Befriedigung, deswegen das allergrößte Unglück für die lohnabhängigen Massen. Das Glück ist ebenso groß wie die Wünsche, die eine Gesellschaft zu entfesseln und zu befriedigen vermag.

Was aber geschieht mit den Wünschen, nachdem sie total entfesselt und total enttäuscht und unterdrückt worden sind? Der revolutionäre Kern der Freudschen Libidotheorie ist, daß die infantilen Wünsche unzerstörbar sind und sich unbedingt auf irgendeine Weise Befriedigung verschaffen. Wenn ihnen die Realität Befriedigung verweigert, wenn ihnen der progrediente Weg versperrt ist, verschaffen sie sich ersatzweise Befriedi-

gung und schlagen den regredienten Weg ein. »Bleibt die Realität unerbittlich, auch wenn die Libido bereit ist, ein anderes Objekt anstelle des versagten anzunehmen, so wird diese endlich genötigt, den Weg der Regression einzuschlagen und ihre Befriedigung in einer der bereits überwundenen Organisationen oder durch eines der früher aufgegebenen Objekte anzustreben.«[17]

Solche regressiven Befriedigungen sind: der Traum, die Phantasie und die Neurose. Bleiben wir kurz bei der bekanntesten Form der regressiven Wunscherfüllung, beim Traum. Freud nimmt an, daß im Schlaf die Funktion der Motilität, die das wache Ich beherrscht, ruht und daher ein guter Teil der Hemmungen, die die Zensur den unbewußten Wünschen auferlegt, überflüssig wird. Die Wünsche nutzen diese Schwächung des Ich aus und rächen sich nachts für die Unterdrückung durch das Realitätsprinzip, sie versuchen, die Zensur zu überrennen. Freilich richten sie nichts aus: »Welche Regungen aus dem sonst gehemmten Unbewußten sich auch auf dem Schauplatz tummeln mögen, man kann sie gewähren lassen, sie bleiben harmlos, weil sie nicht imstande sind, den motorischen Apparat in Bewegung zu setzen, welcher allein die Außenwelt verändernd beeinflussen kann.«[18] Trotzdem muß das Ich seine Zensurtätigkeit auch im Schlaf ausüben: Es muß verhindern, daß die in den Träumen losgelassenen Wünsche vom wachen Bewußtsein unverändert erinnert werden und dort ihre Sprengkraft entfalten, es muß die Wünsche entstellen. Der Extremfall dieser Entstellung ist der Angsttraum: Der Wunsch wird unter dem Druck der Zensur in sein Gegenteil verkehrt. Er wird als Schrecken erlebt, um dem Ich den größeren Schrecken einer Konfrontation des unverstellten Wunsches mit der Realität zu ersparen. Die Angstträume enthalten die Wünsche, vor denen man Angst haben muß, wenn man an ihre Verwirklichung denkt. Die totale Entfaltung des Widerspruchs zwischen Wunsch und Wirklichkeit im Spätkapitalismus bedeutet für die Träume, daß die unbewußten Wünsche sich nachts nur noch in der Gestalt des Alptraums Ausdruck verschaffen können. Das Kapital verfolgt die Wünsche bis in den Schlaf hinein und gibt ihnen dort die Fratzen, die in Wirklichkeit das Merkmal der kapitalistischen Befriedigungen sind. Die Befriedigungen, die der Kapitalismus den Massen verspricht, werden von ihren Träumen jede Nacht gedeutet und enthüllt: als Vergewaltigungen, Folterungen und Verfolgungen ihrer Wünsche. Und wo die Wünsche so stark sind, daß die Entstellung durch den inneren Agenten des Kapitals mißlingt, wo sie die

Zensur überrennen, dort bricht das bedrohte Ich den Schlaf ab und macht Licht im Zimmer, das Licht der kapitalistischen Vernunft.
Die Phantasie ist in Freuds Theorie eine Vertretung der unbewußten Wünsche im Bewußtsein. Er nennt sie eine »Schonung im Reich der Seele« und vergleicht ihre Tätigkeit mit derjenigen der Träume: »Wie die Träume sind sie Wunscherfüllungen; wie die Träume basieren sie zum großen Teil auf den Eindrücken infantiler Erlebnisse; wie die Träume erfreuen sie sich eines gewissen Nachlassens der Zensur für ihre Schöpfungen.«[19] Der qualitative Unterschied zwischen Traum und Phantasie kommt in dieser Gegenüberstellung wie in Freuds gesamter Phantasietheorie aber nicht zum Ausdruck: Wenn die Phantasie die Zensur überwunden hat, verfügt sie im Gegensatz zum Traum über den Schlüssel zum motorischen Apparat, über den progredienten Weg zur Praxis. Die in ihnen enthaltenen Wünsche können sich mit Unterstützung des Bewußtseins in der Wirklichkeit das Material ihrer Befriedigung verschaffen und sich an ihm fortentwickeln. Im Gegensatz zum Traum vermögen sich die Wünsche der Phantasie von den infantilen Objekten zu lösen und in eine geschichtliche Beziehung zur Realität zu treten. In der Theorie Freuds kommt diese progrediente Möglichkeit der Phantasie, Architekt der Wirklichkeit zu sein, lediglich in einem Bild zum Ausdruck: »Sie (die Phantasien) stehen zu den Kindheitserinnerungen etwa in demselben Verhältnis wie manche Barockpaläste Roms zu den antiken Ruinen, deren Quadern und Säulen das Material für den Bau in modernen Formen hergegeben haben.«[20] Grundsätzlich müssen wir also die Möglichkeit einer progredienten Phantasie zugeben, die die unbewußten Wünsche im Bündnis mit dem Bewußtsein zu einem praktischen Begriff entwickelt, sie von den allzu konkreten Elementen, die Abkömmlinge infantiler Erinnerungen sind, von ihrer Farbigkeit, Sinnlichkeit, Detailliertheit, kurz von allem, was in der bürgerlichen Gesellschaft Phantasie heißt, befreit, damit sie in der Wirklichkeit Farbigkeit, Detailliertheit finden. Davon zu unterscheiden ist die regrediente Phantasie, die umgekehrt die Realitätsvorstellungen von den Wünschen abtrennt, sie in lauter Farben und Einzelheiten auflöst und sie tendenziell in ihre infantilen Bestandteile zurückverwandelt. Freuds These, die Phantasie sei ein Ersatz für eine Versagung in der Realität, ist das Produkt von Verhältnissen, in denen die Realität die Versagung aller wirklichen Befriedigungen ist.
Beschreiben wir nun das Schicksal der Wünsche des Spätkapitalismus im

Zusammenhang. Die in der Realität gescheiterten Wünsche kehren also zunächst zu ihrem Stützpunkt im Bewußtsein, zur Phantasie, zurück. Die nun von keiner Rücksicht auf die Wirklichkeit gehemmte Phantasie dehnt sich durch diesen Wunschschub riesig aus und bringt das Ich in immer größeren Widerspruch zur Realität. Die Phantasie wird genötigt, sich das Material ihrer Befriedigung aus weit zurück- oder weit in der Zukunft liegenden Utopien zu holen: Jetzt, da alles gescheitert ist, träumt sie von den alten Zimmern mit den abgeblätterten Tapeten, sehnt sich zurück nach der Familie und den alten Geschichten, oder sie greift verzweifelt weit nach vorn in die Zukunft, malt ein Reich aus, in dem alle glücklich sind, alle Widersprüche gelöst sind, kein Mensch dem anderen Böses will, die Vögel mit den Menschen reden, kein Tier das andere frißt, kurz, die Phantasie wird in die Irrealität gedrängt, wird wunderlich, realitätsuntüchtig, irre. Da ihre Triebkraft gerade die Flucht der Wünsche aus der Realität ist, bringt sie keine dialektische Beziehung zur Realität mehr zustande. Sie ist der Verzicht auf alle Praxis.

Das Ich muß sich, um sich in der Wirklichkeit behaupten zu können, gegen diese unpraktische Phantasie verteidigen und sie mitsamt ihren Wunschgebirgen verdrängen. Nun aber, da den Wünschen jeder Rückweg in die Wirklichkeit abgeschnitten ist und sie der Kritik des Bewußtseins entzogen sind, tasten sie sich in den Erinnerungsbildern des Unbewußten so lange zurück, bis sie die infantilen Erfahrungen des Glücks wiedergefunden haben, deretwegen sie einmal den Weg in die Außenwelt suchten. Nachdem ihnen eine Fortentwicklung und Vergegenständlichung in der Realität verweigert wurde, kehren sie in ihren Ursprung zurück, um sich nun wieder unwillkürlich, unter Umgehung der Zensur, gleichsam wieder durch Schreien und Zappeln, Ausdruck zu verschaffen. Da aber das Realitätsprinzip einmal inthronisiert ist, da das Ich ja erwachsen ist, kann es diese infantile Auslieferung an die Realität nicht zulassen. Aus dem Einspruch des Ich gegen die unwillkürlichen Äußerungen der nun wieder infantilen Wünsche ergibt sich die ganze Fülle der neurotischen Symptome. So bietet der Kapitalismus dem nun wieder inzestuösen Wunsch nach der Mutter den Kompromiß der Pornographie und des Illustriertensex, der Wunsch nach Wärme und Geborgenheit verschafft sich Ausdruck in den Eisenketten an der Wohnungstür, der nun wieder hilflose Anspruch auf Zärtlichkeit und Anerkennung wird sichtbar in der drohend erhobenen Faust von einem, den man fragt, wie spät es ist. Mit einem Wort: die

Phantasie, aus der Wirklichkeit und aus dem Bewußtsein vertrieben, betätigt sich in der Neurose. Das, was an künstlerischen Fähigkeiten in den Menschen steckt, verwirklicht sich im Spätkapitalismus in den Symptomen der Massenneurosen. Ihre ganze Sinnlichkeit wird entfaltet, um die Entfaltung der Sinnlichkeit verfolgen zu können. In den zum Paragraphen gewordenen Verfolgungsphantasien der Hausordnungen, Verkehrsordnungen, Arbeitsverträge, Strafgesetze, in den neurotischen Reaktionen im Straßenverkehr, den Glasscherben auf den Mauern der Hinterhöfe – in all diesen scheinbaren Übertreibungen des kapitalistischen Realitätsprinzips verschafft sich die in den Untergrund gedrängte Phantasie der Massen, verschafft sich ihre Sensibilität, ihre Musikalität, ihre Hellhörigkeit und so weiter ihr Recht. Der Widerspruch zwischen den total entfalteten Produktivkräften und der total entfalteten Phantasie im Spätkapitalismus drückt sich also so aus, daß die Phantasie aus dem Bewußtsein vollkommen verschwindet und sich in der Neurose verwirklicht. Die Erfindungskraft der Menschen realisiert sich im Spätkapitalismus in den Weisen ihrer Selbstzerstörung.

4

Nun gebe es aber, behauptet Freud, eine Art Rettung der Wünsche vor der Neurose, und diese Rettung sei die Kunst. Der Künstler sei im Ansatz ein Introvertierter, der es nicht weit zur Neurose habe. Er werde von überstarken Triebbedürfnissen gedrängt, es fehle ihm aber an den Mitteln zu den entsprechenden Befriedigungen, darum wende er sich wie ein anderer Unbefriedigter von der Realität ab und übertrage all sein Interesse auf die Wunschbildungen seines Innenlebens, von denen aus der Weg normalerweise in die Neurose führe. Durch eine Reihe besonderer Bedingungen gelinge es ihm aber, diese Wunschbildungen zu einem Stück sozialer Realität zurückzuverwandeln. »Er versteht es erstens, seine Tagträume so zu bearbeiten, daß sie das allzu Persönliche, welches Fremde abstößt, verlieren und für die anderen mitgenießbar werden. Er weiß sie auch soweit zu mildern, daß sie ihre Herkunft aus den verpönten Quellen nicht leicht verraten.«[11]

Diese deprimierende Beschreibung der Kunst, die der Kunst nichts weiter übrigläßt als einen vorläufigen Ausweg aus der Neurose, der die manifesten Neurosen der Kunstkonsumenten befestigt, trifft ziemlich gut auf die bürgerliche Kunst des Spätkapitalismus zu. Fügen wir hinzu, daß

diese ohnmächtige Kunst ein historisches Produkt des Spätkapitalismus ist und nicht, wie Herbert Marcuse behauptet, ein Produkt ihres Verhaftetseins an die Form.
Natürlich hatte Schiller ein anderes historisches Recht, die Forderung nach Gedankenfreiheit im Theater zu erheben, als Günther Grass. Solange nämlich die materielle Voraussetzung der bürgerlichen Ideale, die ursprüngliche Akkumulation des Kapitals und die Industrialisierung der Produktivkräfte, noch nicht gegeben war, waren diese Ideale und ihre Gestaltung im Vers nicht so sehr ein Ersatz für eine Versagung in der Realität, sondern vielmehr gesellschaftliche Utopien, auf die hin die Produktivkräfte noch zu entwickeln und zu organisieren waren. Die Kunst hatte in dieser Phase der Bourgeoisie prinzipiell eine progressive Funktion, ihre Utopien zeigten, wenn auch mit einem über den Klassenstandpunkt erhabenen und deswegen von der herrschenden Klasse verwendbaren Gestus, eine mögliche Entwicklungsrichtung der Gesellschaft an. Solange die Dampfmaschine sich noch nicht durchgesetzt hatte, war es immerhin möglich, daß die Dampfmaschine die Aura des Scheins über den bürgerlichen Idealen fortblasen und in deren Namen arbeiten würde.
Aber auch als sich die Produktivkräfte und Verkehrsformen so weit entwickelt hatten, daß sie unter der Herrschaft des Privateigentums zu Destruktivkräften geworden waren, gab es eine progressive Möglichkeit für die Kunst. Die in der künstlerischen Form versteckte gesellschaftliche Kraft war jetzt nicht mehr abstrakt die industrielle, sondern die menschliche Produktivkraft: die vom Kapital produzierte Klasse des Proletariats. Die Wünsche, die Brecht in seinen Gedichten anmeldete, vertraute er nicht, wie Goethe oder Schiller, der bürgerlichen Gesellschaft an, sondern der Arbeiterklasse. Wenn er zum Beispiel über Bäume schrieb, dann schrieb er nicht hingegeben wie Goethe »Über allen Wipfeln ist Ruh« oder tantenhaft wie Grass »Zum morgenländischen Lebensbaum, der kein Laub wirft und Friedhöfen nahesteht«, sondern so: »Was sind das für Zeiten, da ein Gespräch über Bäume fast ein Verbrechen ist, weil es ein Schweigen über so viele Untaten einschließt.« Die geschichtliche Kraft, die die Wünsche von der Fessel der künstlerischen Form befreien würde, war jetzt nicht die Dampfmaschine, sondern die zur Aneignung der Dampfmaschine entschlossene Arbeiterklasse. Brecht ist ein Klassiker geworden, nicht das Land der Griechen mit der Seele suchend, sondern weil er der Dichter der revolutionären Klasse war.

Im Spätkapitalismus sind die Produktivkräfte zu Destruktivkräften nicht nur der ökonomischen, sondern auch der menschlichen Produktivkräfte geworden. Weder können wir in den neuen technischen Fortschritten, die der Kapitalismus hervorbringt, einen Fortschritt menschlicher Befriedigungen sehen, noch ist die revolutionäre Klasse schon ausgebildet, die sie dazu machte. Selbst wenn es einem gelänge, seine Phantasie vor den Anschlägen des Kapitals zu bewahren und in tollkühner Abgeschiedenheit die Bilder der zukünftigen Freiheit im Gedicht, im Theater, im Bild festzuhalten, so hätte er doch keine gesellschaftliche Kraft im Rücken, an der sich seine Gedichte festhalten könnten. Jeder Versuch, Freiheiten als Schein, als Kunst darzustellen, die objektiv längst zu verwirklichen sind, würde nur die kapitalistische Propaganda unterstützen, daß diese Freiheiten eben nur als Schein zu haben sind. Die Bedingung, die Marx für die Revolution aufstellte, »daß sich innerhalb der alten Gesellschaft die Elemente einer neuen gebildet haben«[22], gilt ebensogut für die Kunst. Die Phantasie und ihr vorläufiger Anwalt, die Kunst, sind bei uns ebenso gut oder schlecht daran wie die Revolution. Die progrediente, die brauchbare Phantasie ist im Spätkapitalismus überhaupt nicht mehr in der Kunst zu Hause, sondern dort, wo sie ihre Befriedigung, statt in der eingebildeten, in der revolutionären Veränderung der Gesellschaft sucht.

5

Bisher haben wir das Schicksal der Phantasie und der Kunst im Spätkapitalismus hauptsächlich nach der subjektiven Seite, nämlich in der Wirkung der entfremdeten Arbeit auf den Produzenten betrachtet. Untersuchen wir nun das Schicksal seines Produkts, die Veränderungen im Gesicht der vom Kapital gestalteten Wirklichkeit. Karl Marx: »Das Bedürfnis nach einem stets ausgedehnteren Absatz für ihre Produkte jagt die Bourgeoisie über die ganze Erdkugel. Überall muß sie sich einnisten, überall anbauen, überall Verbindungen herstellen.«[23]

Ihren Höhepunkt fand diese Entwicklung im klassischen Imperialismus, den Lenin beschrieben hat. Der Widerspruch des Kapitalismus, immer mehr produzieren zu müssen, als er auf den eigenen Märkten absetzen kann, wurde in Form relativ und absolut steigender Kapitalexporte in die Dritte Welt getragen, die Länder der Dritten Welt zu Absatzmärkten und Rohstofflieferanten dieses Widerspruchs gemacht. Vorübergehend bot der Kapitalexport in die Dritte Welt dem Kapitalismus die Möglichkeit, seine

Absorptionsschwierigkeiten nach außen zu verlagern und die Klassenstrukturen des Konkurrenzkapitalismus nach innen im wesentlichen zu erhalten. Zwar bemerkt Lenin bereits die Tendenz des Imperialismus, »auch unter den Arbeitern privilegierte Kategorien auszusondern und sie von der großen Masse des Proletariats abzuspalten«[24], aber prinzipiell wurden durch den Rückfluß der Profite aus der Dritten Welt und die temporären Lohnerhöhungen die Klassengrenzen, der Klassenkampf und das Klassenmilieu nicht aufgelöst, im Gegenteil, Sweezy zeigt für diese Periode eine »Versteifung der Klassengrenzen und eine Intensivierung des Klassenkampfes«.[25] Zwar wurde die Entfremdung des Produzenten vom Produkt, dies, daß die Produkte im Kapitalismus nicht im Hinblick auf ihren Gebrauchswert, sondern im Hinblick auf ihren Tauschwert produziert werden, spürbarer dadurch, daß die Produkte sich immer weiter vom Produzenten entfernten und ihrem Gebrauch entzogen wurden, aber die Produkte selbst konnten immer noch als nützliche Objekte zur Befriedigung eines menschlichen Bedürfnisses angesehen werden. Insgesamt kann man sagen, daß sich der Warencharakter der menschlichen Arbeit im klassischen Imperialismus hauptsächlich in dem *Verhältnis* zwischen Produzent und Produkt, nicht im Produzenten und Produkt selbst zeigte, daß er die Tätigkeit innerhalb der Produktionssphäre bestimmte, während er die menschlichen Betätigungen außerhalb der Produktionssphäre, Milieu, Freundschaft, Interessen usw., lediglich negierte. Prinzipiell blieben die Arbeiter als klassenbewußte Arbeiter vorbereitet, sich die Produkte ihrer Tätigkeit anzueignen, wie die Produkte fähig blieben, als Gebrauchswerte angeeignet zu werden. Da der Warencharakter der Arbeit sich hauptsächlich im Verhältnis zwischen Produzent und Produkt, im Produktionsverhältnis darstellte, war er hauptsächlich durch die Änderung der Produktionsverhältnisse abzuschaffen.

Im Spätkapitalismus und im modernen Imperialismus tritt eine entscheidende Veränderung ein. Nachdem die Bourgeoisie in ihrem Bedürfnis nach einem stets ausgedehnteren Absatz für ihre Produkte über die ganze Erdkugel gejagt ist, sich überall eingenistet hat, die nationalen Kulturen und Wirtschaften der Dritten Welt zerstört und zu Monokulturen unter der Herrschaft des Kapitals deformiert hat, sieht sie sich schon zwei neuen gesellschaftlichen Kräften gegenüber, die ihr auch noch diese letzte Möglichkeit, nämlich die inneren Widersprüche des Kapitalismus auf die Dritte Welt abzuschieben, zerschlagen: Diese beiden Kräfte sind die Be-

freiungsbewegungen in der Dritten Welt und der riesig gesteigerte Fortschritt der Produktivkräfte durch die Automation. Die Bourgeoisie hat jetzt keine andere Möglichkeit mehr, ihre Vernichtung hinauszuzögern, als das Produkt der Ausbeutung und Verkrüppelung der vom Kapital beherrschten Arbeiter- und Bauernklasse systematisch zu vernichten. Die wichtigsten Formen dieser Kapitalvernichtung sind von Baran/Sweezy, Mandel, Steinhaus u. a. analysiert worden: Ausbau des Staatsapparates, Bildung gesellschaftlich überflüssiger Bürokratien, Anschwellen der Zirkulationssphäre, Erzeugung einer künstlichen Mittelklasse, geplante Verzögerung der Automation, Verlagerung der Investitionen aus der Produktion in die Distribution und, am wichtigsten: Kapitalvernichtung in Form von absolut und relativ steigenden Rüstungsinvestitionen. Die aktuelle Form des Kapitalexportes im Monopolkapitalismus ist der Export von schon vernichtetem Kapital: der Export von Bomben und Napalm in die revolutionären Nationen der Dritten Welt. Für unseren Gegenstand entscheidend ist die Veränderung des Verhältnisses zwischen Warenproduzent und Ware, die durch diese neue Vernichtungsstrategie des Kapitals im Innern des Kapitalismus selbst bewirkt wird. Einerseits wird die von Lenin beobachtete Tendenz des Opportunismus in der Arbeiterklasse weiter verschärft: die Arbeiterklasse wird vom Kapital nun auch als Konsumentenklasse der Produkte der entfremdeten Arbeit ausgebeutet. Dies wird hauptsächlich erreicht durch eine Erhöhung der Massenkaufkraft (wobei das Kapital von den Lohnstreiks der produzierenden Klasse, solange sie nicht in der Forderung nach der Macht enden, nur profitiert) und durch eine gigantische Manipulationsmaschine, deren Glieder Zeitungen, Fernsehen, Kino, Parlamente, Gewerkschaften, Werbung sind. Sie alle versuchen den Arbeitern weiszumachen, daß sie schon die Herren des Produktionsprozesses sind, wenn sie einen winzigen Teil der Produkte der entfremdeten Arbeit kaufen können. Nach der Seite der Produkte bewirkt diese Strategie der Kapitalvernichtung, daß die Produkte immer mehr das Gesicht des um sein Überleben kämpfenden Kapitals annehmen. Das bedeutet, daß die Verkaufsanstrengung des Kapitals in die Waren buchstäblich eindringt, darin gegenständlich wird und ihren Gebrauchswert immer weiter reduziert und umformuliert. Die Bourgeoisie nistet sich also, nachdem sie auf dem halben Erdball das Verhältnis zwischen Produzent und Produkt dem Kapitalinteresse unterworfen hat, in ihrer letzten Phase auch noch in den Köpfen der Produzenten und in den Ge-

sichtern der Produkte selbst ein, versucht, die in der Produktionssphäre ruinierten Wünsche und Bedürfnisse mit den ruinierten Produkten der entfremdeten Arbeit außerhalb der Produktionssphäre zu erfassen, bevor sie selbst von der Weltrevolution erfaßt und endgültig hinweggefegt wird. Insgesamt kann man sagen, daß der Tauschwert sich im Spätkapitalismus nicht mehr nur im Verhältnis zwischen Warenproduzent und Ware durchsetzt, sondern zunehmend in den Warenproduzenten und Waren selbst manifest wird, daß also die Änderung der Produktionsverhältnisse in immer höherem Maße durch die Veränderung der Produzenten und Produkte selbst vollendet werden muß.

Ich will an einem Beispiel diese Entwicklung, und was sie für die Kunst bedeutet, darstellen. Brecht zum Beispiel war ein Autofan. Man kennt die Bilder, wo er mit Schiebermütze in einer dieser viereckigen Kisten der zwanziger Jahre sitzt. Man erinnert sich auch, daß er es liebte, das Auto der Kutsche gegenüberzustellen, wenn er nach einem Bild für den Fortschritt suchte. Warum ist es heute unmöglich, den VW 1500 zu einem poetischen Gegenstand zu machen? Es liegt in erster Linie nicht daran, daß Brecht begabter war, obwohl unsere Dichter das fürchten. Das Auto war in den zwanziger Jahren eine ganz neue Produktivkraft. Es hatte nichts weiter als einen Motor, der laufen mußte, eine Karosserie, die halten mußte, und vier Räder. Das Auto war ein Gebrauchsgegenstand, mit dem man schneller als bisher einen Freund besuchen konnte, leichter als bisher den Abstand zwischen einem Wunsch und seiner Erfüllung überwinden konnte, ein neuer Schlüssel zur Welt. Zwar wurde das Auto schon damals nicht im Hinblick auf seinen Gebrauchs-, sondern im Hinblick auf seinen Tauschwert produziert, aber daß es so war, war ihm damals noch nicht anzusehen. Zwar besaß das Auto schon damals seine nützlichen Eigenschaften nur für die aneignende Klasse, die genug Zeit und Geld hatte, es zu ihrem Spaß zu gebrauchen, aber daß es nicht so bleiben würde, das versprachen die Kämpfe der produzierenden Klasse. Das Auto besaß eine gewisse Unschuld, weil sein Warencharakter nur in dem Verhältnis zwischen Autoproduzent und Auto, aber noch nicht im Auto selber sichtbar war.

Baran/Sweezy haben gezeigt, daß im Übergang zum Monopolkapitalismus die Investitionen der Autoindustrie sich immer mehr auf den Verkauf der Autos und immer weniger auf ihre Produktion konzentrierten. Im Zeitraum 1956 bis 1960 stiegen allein die Kosten der Modelländerungen

der amerikanischen Autoindustrie, die nur einen kleinen Teil der auf die Verkaufsförderung verwandten Kosten ausmachen, auf 25% des Verkaufspreises an. Diese Modelländerungen stellen nicht eine Weiterentwicklung des Gebrauchswerts Auto dar, sondern eine Weiterentwicklung seines Tauschwerts. Beispiel VW. Der VW war Mitte des Jahrhunderts fertig und brauchbar. Weiterzuentwickeln war von nun an nicht der VW, sondern die Fähigkeit der Menschen, ihn zu gebrauchen. Tatsächlich dienen aber alle Änderungen, die seither dazu gekommen sind, von einigen technischen Verbesserungen abgesehen, nicht seiner Brauchbarkeit, sondern seiner Verkäuflichkeit, nicht dem Benutzer, sondern dem Kapital. Entsprechend werden die Bedürfnisse der Autokäufer darauf ausgerichtet, das Auto immer mehr als Tauschwert und immer weniger als Gebrauchswert anzuwenden. Die Bedürfnisse und Sinne, die die neuen Autos ansprechen, sind nicht die erotischen, das Auto den sozialen Wünschen der Menschen unterwerfenden Sinne und Bedürfnisse, sondern die durch die Frustration dieser Sinne und Bedürfnisse aggressiv gewordenen, auf Ausschluß, Feindschaft, Konkurrenz gerichteten Neigungen des unterdrückten Kleinbürgers. Wer auf den Automessen die Zukunftsmodelle der kapitalistischen Autofirmen gesehen hat, der spürt die Ausgeschlossenheit und Verlorenheit, auf die da spekuliert wird. Je neuer, moderner die Autos, desto unerreichbarer sind sie den Individuen, und es ist die Traumindustrie des Films, die die entsprechende Sehnsucht durch den Kult der Oldtimer ausbeutet, die ständig kaputt gehen, anfaßbar sind und reparierbar.

Die Weiterentwicklung des Autos in Richtung Tauschwert bedeutet, daß das Auto im selben Maße Sinnlichkeit entfaltet, als die seiner Benutzer verkümmert. In den Stromlinienformen, den Zierleisten, der Armaturen-Ästhetik drückt sich die Sinnlichkeit des Kapitals aus, das sich nicht mehr nur im Verhältnis zwischen Produzent und Produkt, zwischen dem Produzenten und seiner Produktion und dem Verhältnis der Produzenten untereinander durchsetzt, sondern sich im Produkt selbst sinnlich auslebt, seine Sinnlichkeit der des Konsumenten aufzwingt.

Diese Tendenz des Kapitals, die Produkte im Interesse ihrer Verkäuflichkeit ästhetisch zu bearbeiten, die hier am Beispiel des Autos geschildert wurde, betrifft natürlich nicht nur die Autos. Versuchen wir einmal, eine Liste von den Gegenständen anzufertigen, die überhaupt noch Gegenstand menschlicher Ästhetik sein können. Schön kann einer vielleicht

Kräne finden, wenn sie abends mit den Hälsen zueinander ruhig dastehen. Eine Bombe wert sind die meisten mit ihrer Hilfe gebauten Häuser. Neugierig machen einen Lastschiffe, Kohlendampfer, Ölfrachter, zum Attentäter so ziemlich alle Passagierdampfer. Zu Vergleichen regen die großen Shell-Lastwagen an, zum Anzünden die von ihnen abhängigen Privatautos. Das heißt: Schön, erotisch verwendbar sind im Spätkapitalismus ausgerechnet diejenigen Produkte, die ihrer Natur nach nicht schön, sondern lediglich brauchbar, lediglich Werkzeuge sind, und sie sind eben nur deswegen schön, weil sie noch nicht vom Schönheitssinn des Kapitals ergriffen worden sind. Dagegen sind die Endprodukte, die mittels dieser Produktionsmittel hergestellt werden, samt und sonders zu Fratzen des um seinen Markt kämpfenden Kapitals geworden. Keine Gabel, kein Hemd, kein Schuh, kein Haus, keine Straße, keine Stadt, kein Produkt menschlicher Tätigkeit, dem man nicht ansähe, daß es nicht dazu da ist, gebraucht, sondern verkauft zu werden. Insgesamt kann man sagen, daß im selben Maße, wie der Tauschcharakter der Produkte ihren Gebrauchscharakter sinnlich umformt und überwuchert, die Produkte der entfremdeten Arbeit mehr und mehr den Charakter von Kunstwerken des Kapitals bekommen. Sie sind gleichsam umgekehrte Gedichte: in ihnen drückt sich nicht nur ihre bloße Gegenständlichkeit aus, sondern gegenständlich ist in ihnen das Verhältnis, das die Produzenten zu den Produkten haben, das Verhältnis des Warenproduzenten und Käufers zur Ware. Wenn aber der Kapitalismus zum Künstler wird, dann müssen die Künstler zu Revolutionären und die Revolutionäre zu Künstlern werden. In dem Maße, wie das gesellschaftliche Verhältnis der Warenproduzenten zum Produkt ihrer Tätigkeit in den Waren selbst gegenständlich, sinnlich wird, muß die Aneignung der Produkte durch die Produzenten zur Zerstörung dieses ihres Warengesichts werden. Die Autos, die auf den Pariser Barrikaden brannten, zeigten eine erste Anwendung des Gebrauchswerts Auto unter den Bedingungen des Spätkapitalismus.

Wir haben gesehen: daß unter der Herrschaft des Kapitals die Produkte menschlicher Tätigkeit mehr und mehr zu Kunstwerken des Kapitals werden; daß die gesamte gestaltete Wirklichkeit die die Individuen negierende und entwirklichende Wirklichkeit wird; daß daher die Phantasie, wenn sie nicht zur bestimmten Negation dieser Wirklichkeit wird, nur den Ausweg in die Selbstnegation und Neurose findet; daß jeder Versuch der Phantasie, in der kapitalistischen Wirklichkeit Bestätigung zu finden,

zur Bestätigung ihrer Selbstnegation wird; daß also die Kunst, wenn sie nicht die bestimmte Negation der entfremdeten Wirklichkeit ist, die Kunst der Entfremdung, also die Negation der Kunst ist; und daß schließlich die bestimmte Negation der Wirklichkeit so lange nicht als Kunst, als Schein sein kann, wie sie nicht wirkliche Negation, die Negation verwirklichende Kunst, das heißt Kulturrevolution geworden ist.

6

Wir fragten, ob die Kulturrevolution aus der Welt, in der die Phantasie bisher einzig praktisch geworden ist: aus der Welt des Scheins irgendwelche konkreten Utopien für sich holen kann. Die Antwort heißt: nein. Die Kulturrevolution ist die Eroberung der Wirklichkeit durch die Phantasie. Die Kunst ist im Spätkapitalismus die Eroberung der Phantasie durch das Kapital. Die Kunst des Spätkapitalismus bewahrt nicht mehr die Wünsche vor dem Zugriff des Realitätsprinzips, sondern umgekehrt: sie bewahrt das Realitätsprinzip vor der Revolte der Wünsche. Die Form in der Kunst drückt nicht mehr ein Versprechen auf eine zukünftige Verwirklichung der Wünsche aus, sondern umgekehrt: sie macht aus der wirklichen Zerstörung der Wünsche, aus dem wirklichen Elend eine Art Versprechen, indem sie es auch noch zu einem Gegenstand der Einbildung werden läßt. Das alles ist keine Frage des Talents, und kein Talent kann sich vor dieser Entwicklung schützen. Was nützt das schönste Talent, wenn es sich nicht zum Sprecher derjenigen macht, deren Mangel an Talent dazu benützt wird, ihre elementarsten Bedürfnisse zu unterdrücken? In dem Maße, wie das Kapital sämtliche Fasern der Gesellschaft nach seinen Bedürfnissen durchformuliert, verliert die Phantasie in der Wirklichkeit ihren Existenzboden, findet keine Lücken mehr, in denen die Zukunft sichtbar würde, wird aus den letzten Schlupfwinkeln vertrieben und in den Untergrund gedrängt. Wenn aber die Phantasie aus der Gesellschaft so vollständig vertrieben ist, daß die Kunst zur Vertretung der Bürokratie im Reich der Einbildung wird, dann müssen die Wünsche und Phantasien ihre Form als Kunst sprengen und sich die politische Form suchen. Die Phantasie kann nur am Leben bleiben, wenn sie das Terrain in Wirklichkeit erobert, das ihr ja wirklich, nicht in der Einbildung, genommen wurde.

In dieser Hinsicht müssen wir Herbert Marcuse widersprechen, der in den Fragen der Kunst dem Einfluß von Adorno erlegen ist: »Die Kunst über-

lebt nur dort, wo sie sich selbst aufhebt, wo sie ihre Substanz rettet, indem sie ihre traditionelle Form verleugnet, und damit auf die Versöhnung verzichtet: wo sie surrealistisch und atonal wird.«[26] Nehmen wir das Beispiel der seriellen Musik. Die Musik hebt sich nicht auf und sie rettet ihre Substanz nicht, wenn sie seriell wird. Die serielle Musik ist nicht eine Aufhebung, sondern eine Fortentwicklung der bürgerlichen Form der Musik, und zwar parallel zur Fortentwicklung der kapitalistischen Organisation der Produktivkräfte. Sie entwickelt nicht die Substanz der Musik, sondern deren formale Fessel, bedeutet einen immer höheren Grad der Entfremdung der musikalischen Sinne, statt deren Entfaltung. Die immer größere Teilung und Spezialisierung der entfremdeten Arbeit in der modernen Großfabrik findet ihr vollkommenes Gegenstück in der immer größeren Teilung und Spezialisierung der Arbeit in den modernen Riesenorchestern. Die Orchestermusiker, die heute nach immer undurchschaubareren Partituren zehntel Sekunden auszählen, Vierteltöne greifen und von den Marionettenhänden befrackter Dirigenten zu marionettenhaften Bewegungen auf ihren Instrumenten manipuliert werden, sind nicht besser und schlechter daran, als die Fabrikarbeiter, die an Bändern arbeiten, deren Tempo sie nicht bestimmen, Bewegungen ausführen, deren Zusammenhang sie nicht verstehen, und von Aufsehern beaufsichtigt, die sie nicht gewählt haben, Produkte herstellen, die ihnen nicht gehören und nicht Ausdruck ihrer Bedürfnisse sind. Als so ein Orchester einmal in einer italienischen Fabrik ein Konzert gab, sagten die Fabriklohnarbeiter zu den Orchesterlohnarbeitern: »Wir sagen nicht, daß es uns langweilt. Aber was ihr da spielt, mißfällt uns, weil ihr zum Spaß eine Arbeit zu machen vorgebt, die wir aus Not machen.« Den Höhepunkt dieser entfremdeten Musik stellt die elektronische Musik dar. Nachdem die Maschinen im Kapitalismus die menschlichen Produktivkräfte zerstört und verkrüppelt haben, wird nun auch deren Entfaltung den Maschinen überlassen.

Daß der Kulturkapitalismus diese Musik noch nicht vollständig dem Warenmarkt einverleibt hat, heißt nichts weiter, als daß ihm vorläufig noch vor seiner eigenen Avantgarde graut. Die Musik kann tatsächlich ihre Substanz nur retten, wenn sie ihre traditionelle Form verleugnet, das heißt aber: die selbstsüchtige bürgerliche Form aufsprengt und ihre soziale Substanz zurückgewinnt, die Musik der Massen macht, damit die Massen musikalisch werden. In der gegenwärtigen Phase der Kulturrevolution in Deutschland, wo es noch keine einer proletarischen Musik entsprechende

soziale Wirklichkeit gibt, kann der Musikunterricht der Massen nur in ihrer Erziehung zur Revolution bestehen.

Heißt das, daß die spätbürgerliche Kunst tot ist? Ja. Die Kunst jener verzweifelten Einzelleistungen, welche die Verzweiflung der ungeheuren Mehrzahl lediglich auf eine schöne Form bringt und ihre »verpönten«, nämlich gesellschaftlichen Quellen unsichtbar macht, die Kunst, die – ohne irgendein Zeichen der Überraschung oder Empörung – mitten im Überfluß nichts weiter artikuliert als Entsagung, Verzicht und Kaputtsein, die Kunst, die den Massen ihr Elend nur zeigt, um sie daran zu gewöhnen, diese Kunst ist tot und muß zu Grabe getragen werden. Für wen und mit was schreiben denn diese Schriftsteller, komponieren diese Komponisten, bildhauern diese Bildhauer? Da zeigen sie eine Welt in Bewegung, die in Wirklichkeit immer starrer wird; appellieren an die Kunstsinne von Menschen, deren rohe Sinne derart frustriert werden, daß sie sich auch noch diesen Appell an einen Kunstsinn gefallen lassen; schreiben Konzerte für Ohren, die täglich von den autoritären Anweisungen ihrer Vorgesetzten stumpf gemacht werden; wenden sich an Phantasien, die sich allenfalls noch im Theater von erhabenen Gedanken besitzen lassen, um dann gleich wieder vom Gedanken des Habens besessen zu werden; fordern Augen heraus, die noch nie Gelegenheit hatten, die Produkte ihrer Tätigkeit anders denn als Waren zu betrachten.
Heißt das, daß die Kunst überhaupt tot ist? Nein. Das Gerede vom Ende der Kunst wird immer von denen besorgt, die nur eine Ausrede dafür suchen, um die alte, die tote, die repressive bürgerliche Kunst in einer neuen, bisher unerhörten Todesart vorzuführen. Zwei Funktionen lassen sich für eine revolutionäre Kunst angeben: Die agitatorische und die propagandistische Funktion der Kunst.
1. Wenn der totalen Entfaltung der industriellen Produktivkräfte die völlige Zerstörung der Fähigkeiten und Wünsche im Spätkapitalismus entspricht, dann muß die Kunst die Wünsche gegen den Kapitalismus mobilisieren. Dazu gehört aber beides: daß sie die Wünsche darstellt, und daß sie den Kapitalismus darstellt, – daß sie die konkreten Bilder der Wirklichkeit gegen die konkreten Bilder der Möglichkeiten hält, die darin stecken und ersticken. Bei dieser Konfrontation müssen die Wünsche aber von ihrer künstlerischen Form so weit wie möglich freigehalten werden, damit sie ihre politische Form finden können. Aufgabe der Kunst ist es

nicht, die Wünsche künstlerisch zu organisieren, sondern sie aus der Verdrängung hervorzuholen, um sie in ihrer Rohform der Revolution zuzuführen. Ein Vorbild für diese agitatorische Funktion der Kunst hat Mao Tse-tung beschrieben. Auf dem langen Marsch organisierte die Rote Armee in den Dörfern, durch die sie kam, Versammlungen der Bauern auf dem Dorfplatz. Einer oder mehrere Bauern wurden aufgefordert, ihre persönlichen Wünsche, Bedrückungen, Nöte zu schildern. Die zuhörenden Bauern griffen kritisch in diese Darstellungen ein: ergänzten sie, wenn sie ihnen zu persönlich, korrigierten sie, wenn sie ihnen zu allgemein waren, machten daraus eine kollektive Darstellung. Sie nannten das »die große Wehklage«. Die Rote Armee bot sich dann als politische Organisations- und Kampfform dieser zunächst noch ganz rohen und unpolitischen Bedürfnisse an. Die Form dieser Bedürfnisse war also nicht das Gebet, das Gedicht, der Roman, sondern die Rote Armee. Natürlich läßt sich das Modell auf unsere Verhältnisse übertragen. Denn unsere Arbeiter und Bauern sind nicht besser daran als die chinesischen Arbeiter und Bauern, sondern schlechter. Sie sterben nicht an Hunger, sondern heimlicher an Unterdrückung und Erniedrigung. Führen wir in den Fabriken, den Schulen und Universitäten die »große Wehklage« durch. Kultivieren wir die Fähigkeit der Arbeiter, Schüler und Studenten, Unterdrückungen nicht ertragen zu können und sie schon von weitem zu riechen. In der Bundesrepublik soll angeblich jeder dritte Erwachsene heimlich ein Tagebuch führen. Holen wir diese eingeschlossenen und weinerlich gewordenen Sehnsüchte aus den Schubladen und verwandeln sie in ebenso viele Waffen gegen den Kapitalismus. Die Künstler, falls es sich da um Leute handelt, die ihre Phantasie vom Kapital noch nicht haben zerrütten lassen, haben dabei die Aufgabe, den Arbeitern, Schülern, Studenten bei der Artikulation ihrer Wünsche zu helfen und ihnen den Weg zu ihrer politischen Organisation zu zeigen. Dabei müssen sie, den Bedingungen der Fabrik, der Universität, der Schule entsprechend, eine Agitation entwickeln, die dem Unterdrückungsniveau des Spätkapitalismus entspricht: also sowohl die materielle wie die libidinöse Ausbeutung bloßstellen.

2. In dem Maße, wie der Spätkapitalismus die Fähigkeit, menschliche Wünsche zu haben, buchstäblich vernichtet und die Wünsche auf dem infantilen Standpunkt festhält, entsteht für die Kunst neben dieser agitatorischen Funktion die Aufgabe, die alten, in den Kunstwerken aufbewahrten Wünsche und Sehnsüchte der Menschheitsgeschichte wieder hervorzu-

holen, um sie endlich der Verwirklichung zugänglich zu machen. Dies ist die propagandistische Funktion der Kunst. Die propagandistische Kunst würde sich aus der geschriebenen Wunschgeschichte der Menschheit die utopischen Bilder heraussuchen, sie von den Verzerrungen der Form befreien, die ihnen unter den jeweiligen Bedingungen des materiellen Lebens auferlegt waren, und diesen Wünschen den jetzt endlich möglichen Weg zur Verwirklichung zeigen. Es ist klar, daß die Bilder dieser propagandistischen Kunst, da sie weiter in die Zukunft, nämlich auf die neue Gesellschaft zeigen, eine stärkere Formung erleiden müßten als die der agitatorischen Kunst. Im Unterschied zu aller bisherigen Kunst müßten diese neuen Formen aber den Anspruch auf Verwirklichung unbedingt festhalten, ihre Ästhetik müßte die Strategie der Verwirklichung der Wünsche sein. Nicht in den Unterricht der Kunststudenten gehören die Bilder von Bosch, Breughel, Goya, sondern auf die Zeichentische der neuen Städtearchitekten, der Verkehrsplaner, der Häuserbauer. Nicht in den Seminaren der Germanistikstudenten sollten die Gedichte von Brecht und Majakowski interpretiert werden, sondern in den Versammlungen der revolutionären Arbeiterräte. Jagen wir die gemalten Wünsche aus den Museen hinaus auf die Straße. Holen wir die geschriebenen Träume von den brechenden Bücherborden der Bibliotheken herunter und drücken wir ihnen einen Stein in die Hand. An ihrer Fähigkeit, sich zu wehren, wird sich zeigen, welche von ihnen in der neuen Gesellschaft zu brauchen sind, und welche verstauben müssen.

Am Tage nach dem Sieg der russischen Revolution stieg ein Arbeiter mit der roten Fahne auf den höchsten Schornstein von Moskau und dirigierte von hier oben die Sirenen aller befreiten Fabriken der Stadt. Nach einer bestimmten, von den Arbeitern vorher vereinbarten Partitur feierten die Sirenen den Beginn des Sozialismus. Sagen wir nicht gleich, dies sei die Musik der befreiten Gesellschaft gewesen. Wie sollten denn auch die Moskauer Arbeiter andere Instrumente benutzen als ihre Arbeitsinstrumente, die sie kaum erobert hatten. Aber in diesem Sirenenkonzert steckte tausendmal mehr Musik als in unseren Philharmoniekonzerten, wo taube Musiker tauben Ohren Beethovens Lied der Freiheit vorspielen. Das Konzert der Moskauer Arbeiter gab nämlich den neuen gesellschaftlichen – nicht musikalischen – Bedürfnissen Ausdruck, die sich hier die Form der Musik suchten. Es war nicht länger der Ersatz für die unmöglichen Wünsche der isolierten Individuen, sondern Ausdruck ihrer gesellschaftlichen

Befriedigung und der Hoffnung auf weitere solche Befriedigungen. Es war eine Musik in einer Umgebung, die musikalisch zu werden versprach.

7

Wie aber soll die Befreiung der Phantasie innerhalb des Systems ihrer vollständigen Unterdrückung beginnen? In den Pariser Manuskripten läßt sich ein Hinweis für die Strategie der Kulturrevolution im Spätkapitalismus finden: »Die Aufhebung der Selbstentfremdung macht denselben Weg wie die Selbstentfremdung.«[27] Und dort wendet Marx diesen Satz auf die nationalen Bedingungen der frühkapitalistischen Gesellschaften an: »Es versteht sich, daß die Aufhebung der Entfremdung immer von der Form aus geschieht, welche die herrschende Macht ist, in Deutschland das Selbstbewußtsein, in Frankreich die Gleichheit, weil die Politik, in England das wirkliche, materielle, sich nur an sich selbst messende Bedürfnis.«[28]

Die Entwicklungstendenz des Kapitals zeigte sich damals in ihrer fortgeschrittensten Gestalt in England. In prinzipieller Hinsicht bedeutete Marx' Satz also, daß die Aufhebung der Entfremdung im Zentrum der Entfremdung, in der Produktionssphäre, beginnen müsse. In den frühkapitalistischen Gesellschaften, die Marx analysierte, war der staatliche, ideologische und kulturelle Überbau noch nicht der Überbau der kapitalistischen Organisation der Produktivkräfte, sondern deren Fessel. Der zumal in Deutschland noch feudal-absolutistische Überbau diente nicht der Sicherung der bürgerlichen Herrschaft, sondern umgekehrt: die Ausdehnung der politischen und ökonomischen Herrschaft des Kapitals würde diesen Überbau sprengen. Marx hat diese Aushöhlung der alten Lebensverhältnisse durch den Fortschritt der kapitalistischen Entwicklung im Kommunistischen Manifest dargestellt.

»Die Lebensbedingungen der alten Gesellschaft sind schon vernichtet in den Lebensbedingungen des Proletariats. Das Proletariat ist eigentumslos, sein Verhältnis zu Weib und Kindern hat nichts mehr gemein mit dem bürgerlichen Familienverhältnis. Die moderne industrielle Arbeit, die moderne Unterjochung unter das Kapital, dieselbe in England wie in Frankreich, in Amerika wie in Deutschland, hat ihm allen nationalen Charakter abgestreift. Die Gesetze der Moral, der Religion sind für ihn ebensoviele bürgerliche Vorurteile, hinter denen sich ebensoviele bürgerliche Interessen verstecken.«[29]

Die Sprengung des alten Überbaus durch die industriellen Produktivkräfte unter der Herrschaft des Kapitals war die Bedingung für Marx'

These, daß »mit der Auflösung der alten Lebensverhältnisse die Auflösung der alten Ideen gleichen Schritt hält«.[30]
Historisch hat der Kapitalismus den alten Überbau und die ihm entsprechenden kulturellen Verhältnisse gesprengt, aber nur, um einen neuen, zweckmäßigeren, dem Kapitalinteresse dienlicheren Überbau herauszubilden. Er hat das Proletariat eigentumslos gemacht, aber nur, um es zum Käufer der Produkte der entfremdeten Arbeit zu machen. Er hat das Verhältnis zu Frau und Kindern zerstört, aber nur, um das Warenverhältnis auch noch in die Beziehung zwischen den Geschlechtern und zwischen Eltern und Kindern zu tragen. Er hat der Ausbeutung allen nationalen Charakter abgestreift, aber nur, um sie durch die rassistische und chauvinistische Propaganda wieder zuzudecken. Er hat die Gesetze der Moral, der Religion liquidiert, aber nur, um die Religion des Konsums und die Moral der Ruhe und Ordnung an ihre Stelle zu setzen. Von dem Punkt an, da sich durch die Entwicklung der Produktivkräfte ein nationales und internationales Proletariat herausgebildet hatte, von dem Punkt an, da das Proletariat sich zum Subjekt der Tendenz der Produktivkräfte machte, erhielt der Überbau eine qualitativ neue Funktion: er verwandelte sich aus einer Fessel des Kapitalismus in die immer erdrückendere Fessel der proletarischen Revolution. Und im selben Maße, wie der Überbau die ausschließliche Aufgabe erhielt, die proletarische Revolution zu unterdrücken, und daher ebenso riesig anwuchs, wie er die wachsende Tendenz der Produktivkräfte, die Produktionsverhältnisse zu sprengen, in sich hineinfraß, in eben dem Maße warf er den wachsenden Haß der unterdrückten Massen gegen das System ihrer Unterdrückung auf sie selbst zurück und verwandelte ihn in Selbsthaß, Passivität und Neurose. In Deutschland war diese Entwicklung aufgrund besonderer historischer Bedingungen bis zur Zerstörung aller Dialektik, bis zur völligen Auslöschung aller Spuren der neuen Gesellschaft innerhalb der alten fortgeschritten. Die revolutionäre Bewegung wurde in Deutschland buchstäblich aus dem Kopf geboren und hatte zunächst keine anderen als verdrängte Wünsche und Bedürfnisse zu ihrer Basis. Die Erfahrung hat gezeigt, daß selbst noch diese in der Verdrängung gehaltenen Wünsche und Bedürfnisse sich in eine gesellschaftliche Kraft zurückverwandeln können, wenn ihnen die Elemente der neuen Gesellschaft, sei's auch nur in der ganz abstrakten Gestalt der exemplarischen Aktionen, wieder sichtbar gemacht werden. In dem Maße, wie der Überbau das revolutionäre Be-

wußtsein in die Verdrängung herabdrückt, dreht sich die Dialektik zwischen Kampf und Bewußtseinsprozeß um: Heute ist die Aktion die Bedingung für die Agitation. Da es sich nicht mehr darum handelt, den Massen eine objektive revolutionäre Tendenz der Produktivkräfte bewußt zu machen, sondern darum, dieses durch den Umschlag der Produktiv- in Destruktivkräfte verdrängte Bewußtsein wieder hervorzuholen, bedürfen die entsprechenden Wünsche und Bedürfnisse eines sichtbaren Beweises, daß sie Wirklichkeit werden können, bevor sie sich entschließen, nach und nach wieder ins Bewußtsein zurückzukehren. Die Form der Entfremdung, von der die Revolution im Spätkapitalismus ausgehen muß, ist also nicht wie im Frühkapitalismus das Zentrum der Entfremdung, die Produktionssphäre, sondern es sind die politischen, ideologischen, kulturellen Vergegenständlichungen der entfremdeten Arbeit: die Bastionen des Imperialismus, die Zentralen der Manipulation, die Rathäuser und Parlamente bis hinab zu den Riesenkaufhäusern, in denen die Produzenten zu Konsumenten der Produkte ihrer Ausbeutung gemacht werden. Die Aufhebung der Entfremdung muß also im Spätkapitalismus den Weg der Entfremdung wieder zurückgehen – zurück durch den ganzen riesigen Überbau, der zu nichts als zur Unterdrückung der sozialistischen Revolution errichtet ist.

Freud hat die Neurose mit einem Zentrum verglichen, um das in einer konzentrischen Anordnung das psychopathologische Material geschichtet liegt. Wenn die Neurose noch sehr jungen Datums ist, kann man ziemlich schnell ins Zentrum vordringen und die Krankheit durch einen Griff ins Zentrum beseitigen. Je größer aber das um das Zentrum geschichtete Material, je älter die Neurosengeschichte, desto unmöglicher der direkte Eingriff ins Zentrum. »Es ist ganz aussichtslos«, sagt Freud, »direkt zum Kern der pathologischen Organisation vorzudringen. Könnte man diesen selbst erraten, so würde der Kranke doch mit der ihm geschenkten Aufklärung nichts anzufangen wissen und durch sie psychisch nicht verändert werden«.[31] Man müsse an der Peripherie anfangen und die Widerstände Stück für Stück abbauen, damit der Eingriff ins Zentrum dann auch wirklich das ganze von ihm getragene System verändert.

An welcher Stelle müssen die exemplarischen Aktionen einsetzen, damit sie Material für eine Massenagitation werden können? Eine genaue Analyse der Kampagnen, die die Bewegung in Deutschland bisher gemacht hat, würde zeigen, daß die Solidarisierung der Arbeiter zunächst nicht durch

die politischen Forderungen der Studenten, sondern durch ihre Aktionen erreicht wurde. Die Erklärung dafür wurde schon gegeben: je unterdrückter, also abstrakter die wirklichen Interessen der unterdrückten Klassen, desto mehr tritt die politische Perspektive der Studentenkampagnen gegenüber dem noch ganz abstrakten Aspekt der Befreiung, der in der Aktion sichtbar wird, zurück. Das heißt nicht, daß es gleichgültig ist, welche politischen Interessen die exemplarischen Aktionen zum Ausdruck bringen. Es kommt vielmehr gerade darauf an, daß sie diejenigen Interessen zum Ausdruck bringen, die den unterdrückten und manipulierten Klassen noch verhältnismäßig gleichgültig sind, nämlich ihre vom Spätkapitalismus in die Verdrängung und in die Neurosen herabgedrückten revolutionären Wünsche. Wenn die Arbeiter bei den Aktionen gegen Springer Steine warfen, die Manipulateure ihrer unmittelbaren Interessen: die Unternehmer, Gewerkschaftsfunktionäre, Bürgermeister usw. dagegen ungeschoren lassen, so drücken sie damit die noch unbewußte Erkenntnis aus, daß ihre angeblich eigenen Interessen nicht ihre eigenen sind, während sie in den scheinbar abstrakten Aktionen der Studenten die Utopie spüren, ihr in einen ziellosen Haß verwandeltes Klassenbewußtsein zu befreien. Wenn also die exemplarischen Aktionen im Überbau die Bedingung für die Rekonstruktion des Klassenbewußtseins sind, in das denn auch die unmittelbaren Interessen der Arbeiter eingehen, so ist es in einer frühen Phase des Kampfes gefährlich, Aktionen an der Basis zu initiieren, bevor sie durch das neugebildete Klassenbewußtsein getragen werden. Aktionen an der Basis können keine exemplarischen Aktionen mehr sein, sondern setzen schon den Umschlag der exemplarischen Aktion in den Klassenkampf und in ein entsprechendes Bewußtsein voraus. Die exemplarischen Aktionen im Überbau können ihre den Haß und das Klassenbewußtsein befreiende Wirkung nur haben, wenn sie durch eine intensive und regelmäßige Aufklärungsarbeit an der Basis verwertet werden. Dabei kommt es zunächst nicht so sehr darauf an, die in den Aktionen ausgedrückten Interessen zu denen der Arbeiter zu machen, sondern darauf, den vorhandenen Widersprüchen an der Basis durch die Aktionen die revolutionäre Perspektive zu zeigen, die sie aus sich selbst noch nicht entfalten können.
Bisher stellten die Studentenkampagnen nichts weiter dar als ein in unregelmäßigen Abständen gemachtes Versprechen auf Befreiung, auf das sich schockartig die seit Jahrzehnten unterdrückten Wünsche der lohnabhängigen Massen versammelten, ohne daß diesen Wünschen die geringste

Möglichkeit gezeigt wurde, sich innerhalb ihrer eigenen Lebens- und Produktionssphäre politisch und organisatorisch zu artikulieren. Es ist kein Wunder, daß der Haß gegen den Kapitalismus, der eben so groß und unerträglich ist, wie der Kapitalismus reif für seine Beseitigung, in Aggression gegen die einigen umschlägt, die so folgenlose Versprechen auf Befreiung machen. Von der Fähigkeit der Studenten, aus ihrer Klasse herauszuspringen und den Kampf an der Basis zu organisieren, wird es abhängen, ob die exemplarischen Aktionen in den Klassenkampf umschlagen.

1 *»Les murs ont la parole«. Journal mural, mai 1968*, Paris 1968, S. 126.
2 Marx, *Deutsche Ideologie*, MEW, Bd. 3, S. 67.
3 Marx, *Ökonomisch-philosophische Manuskripte*, MEW, Ergänzungsband 1, S. 539 f.
4 ebd., S. 540.
5 Marx, *Einleitung zur Kritik der politischen Ökonomie*, MEW, Bd. 13, S. 641.
6 Vgl. Freud, *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse*, GW, Bd. XI, S. 387, und *Der Dichter und das Phantasieren*, GW, Bd. VII, S. 216.
7 François Villon, *Die lasterhaften Balladen und Lieder*, deutsch von Paul Zech, München 1962, S. 93.
8 Freud, *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie*, GW, Bd. V, S. 52.
9 Marx, *Ökonomisch-philosophische Manuskripte*, a.a.O., S. 540.
10 Mao Tse-tung, *Über Literatur und Kunst*, Peking 1961, S. 137.
11 Freud, *Die Traumdeutung*, GW, Bd. II/III, S. 593.
12 ebd., S. 572.
13 Marx, *Lohnarbeit und Kapital*, Ausgewählte Schriften (Dietz), Bd. 1, S. 81.
14 *Bottroper Protokolle*, hrsg. v. Erika Runge, Frankfurt 1968, S. 55.
15 Freud, *Die Traumdeutung*, a.a.O., S. 558.
16 Marx, *Ökonomisch-philosophische Manuskripte*, a.a.O., S, 512.
17 Freud, *Vorlesungen . . .*, a.a.O., S. 373.
18 Freud, *Die Traumdeutung*, a.a.O., S. 573.
19 ebd., S. 496.
20 ebd., S. 496.
21 Freud, *Vorlesungen . . .*, a.a.O., S. 391.
22 Marx-Engels, *Manifest der Kommunistischen Partei*, Ausgewählte Schriften, Bd. 1, S. 41.
23 ebd., S. 27.
24 Lenin, *Der Imperialismus als höchstes Stadium des Kapitalismus*, Ausgewählte Werke (Dietz), Bd. 1, S. 853.
25 Paul M. Sweezy, *Theorie der kapitalistischen Entwicklung*, Köln 1959, S. 247.
26 Herbert Marcuse, *Triebstruktur und Gesellschaft*, Frankfurt 1965, S. 145.
27 Marx, *Ökonomisch-philosophische Manuskripte*, a.a.O., S. 533.
28 ebd., S. 553.
29 Marx-Engels, *Manifest der Kommunistischen Partei*, a.a.O., S. 33.
30 ebd., S. 41.
31 Freud, *Studien über Hysterie*, GW, Bd. 1, S. 296.

Walter Kreipe
Spontaneität und Organisation
Lehren aus dem Mai-Juni 1968

1. Bürgerliche und kritische Rezeption

> »Ja, aber auch die nationalsozialistische Verwendung von *fanatisch, Fanatismus* hat in Frankreich, in der französischen Revolution – nicht ihr Vorbild, denn das wird sich schwer beweisen lassen – aber sicherlich ihre Parallele (...) Sternberger sagt: ›Nicht um politische Methoden ging es unter dem Hakenkreuz, sondern um eine neue Religion.‹ Aber das gilt auch von der französischen Revolution, gilt von vielen Revolutionen.«
> Fritz Schalk, Über fanatique und fanatisme[1]

> »In Frankreich geht eine sehr interessante Bewegung vor. Die Pariser studieren förmlich ihre jüngste revolutionäre Vergangenheit ein, um sich für das bevorstehende neue Revolutionsgeschäft vorzubereiten.«
> Karl Marx, Brief an Kugelmann, 3. März 1869[2]

Die polizeiliche Räumung und Schließung der Pariser Sorbonne anläßlich einer recht unscheinbaren studentischen Protestversammlung gegen die Aussperrung der Genossen von Nanterre muß zu jenen von der kapitalistischen Gesellschaftsordnung produzierten »Zufälligkeiten« gezählt werden, über die Marx, anspielend auf die durch preußische Besatzungstruppen beeinträchtigte Konterrevolution der »bürgerlichen Kanaillen von Versailles«, am 17. April 1871 an Kugelmann schrieb: »Die Zufälligkeiten fallen natürlich selbst in den Gang der allgemeinen Entwicklung und werden durch andere Zufälligkeiten wieder kompensiert.«[3]

Die bürgerliche Presse und ihre politikwissenschaftlichen Zuträger haben ausführlich über jenen faux pas lamentiert, mit dem die herrschende Klasse Frankreichs die Barrikadennacht des 10. Mai 1968 herbeiführte, die für den 13. Mai arrangierte Jubelfeier ihrer V. Republik zunichte machte und schließlich einen vierwöchigen Generalstreik auslöste, der sie fast um institutionelle Absicherungen und den Besitz an den Produktionsmitteln gebracht hätte.[4] Groß war die Erleichterung der »realistischen« Verteidiger, der akademisch-distanzierten Kritiker des Bestehenden, als die Herrschenden nach dem kompensatorischen coup de théâtre de Gaulles vom 29./30. Mai im Verein mit KPF und Gewerkschaftsbürokratie die

Wahlmaschine ankurbeln und wieder »Ordnung« in die französischen Zustände bringen konnten. Prominente Ideologielieferanten der Bourgeoisie beeilten sich, die zerkrümelte Legitimationsbasis des Systems neu zu fundieren. Sie würdigten die revolutionäre Bewegung des Mai-Juni als Naturphänomen, um sie als »große Explosion« (F. Bondy) verpuffen zu lassen. Servan-Schreiber, dank eines cleveren Verlegers als erster auf dem bundesrepublikanischen Revolutionsmarkt, rubrizierte den Mai-Juni unter dem völkerpsychologischen Stichwort »klassische Erscheinung des französischen Dämons der Anarchie«. Melvin J. Lasky, dem es trotz seiner Position als »Betrachter hinter der Windschutzscheibe« gelang, eine ästhetische Kuriosa-Sammlung von »Lieblingsslogans« anzulegen, wertete die französischen Klassenkämpfe zynisch als »eine Art Übungsfall auf dem Gebiet der Arbeitnehmer-Arbeitgeberbeziehungen«. Der liberale Politikwissenschaftler Duverger, der sich als Verfassungsspezialist am besten in den institutionellen Arrangements der französischen Bourgeoisie auskennt, wies der Regierung zu Beginn ihres Wahlmanövers Wege aus verfassungsrechtlichen Zwickmühlen. Eingedenk der »Natur der Industriegesellschaften« lautete sein Fazit: »Une révolution impossible«, wobei er ähnlich wie die KPF-Spitze auf faschistische Gefahren hinwies, die die revolutionären Studenten unweigerlich heraufbeschwören würden.[5]

Die Anfang Juni 1968 von Jürgen Habermas vorgelegten Thesen über »Die Scheinrevolution und ihre Kinder« ignorieren die in Frankreich erprobten Möglichkeiten sozialistischer Umgestaltung. Den autoritären Leistungs- und Wohlfahrtsgesellschaften des Westens wird Krisenfestigkeit und Massenloyalität akademisch bescheinigt: »Jedes aber auch jedes der bisher allgemein akzeptierten Anzeichen für eine revolutionäre Lage fehlt«.[6]

Die antikapitalistische Bewegung verbindet mit dem Studium der jüngsten Entwicklung in Frankreich weder ein apologetisches noch ein spieltheoretisches, sondern ein praktisches Interesse. Dabei dürften die Falsifikation der Thesen von Habermas oder Marcuse, im Verbalen steckenbleibende Abrechnung mit revisionistischen KP-Formationen kein zureichender Anlaß zu euphorischer Stimmung sein. Die kritische Rezeption der Mai-Juni-Ereignisse wird nicht geleistet werden können, wenn nur ein Krankheitsbild – »Verkalkung, Schlagfluß, Krebs« (F. Bondy) – diagnostiziert, im »Elend nur das Elend« gesehen wird, »ohne die revolutionäre umstürzende Seite darin zu erblicken« (Marx). Die Lahmlegung des ge-

samten kapitalistischen Produktions- und Reproduktionsapparates konnte nur in geringem Umfang dazu ausgenutzt werden, Elemente organisatorischer Selbsttätigkeit freizusetzen oder Ansätze unintegrierbarer Gegeninstitutionen zu verankern, und daher auch kein sozialistisches Frankreich hervorbringen. Trotzdem hat dieser für den organisierten Kapitalismus beispiellose »Einbruch der Massen in das Gebiet der Bestimmung über ihre eigenen Geschicke«[7] zumindest kurzfristig eine Reihe von Mechanismen ausschalten können, mit denen sich die hochindustrialisierten Länder des Westens gegenwärtig noch die Passivität der Massen sichern. Der Mai-Juni ist der wichtigste Studiengegenstand aller Gruppen, die die brüchigen Stellen des Spätkapitalismus systematisch ausnutzen wollen, um die rätedemokratische Selbstorganisation der Gesellschaft zu verwirklichen.[8]

Die erste, etwas euphorische Phase der Rezeption der französischen Mai-Juni-Ereignisse hat sicherlich dazu beigetragen, daß sich in der BRD, in Westberlin, aber auch in Italien und Belgien im vergangenen Jahr eine falsche Konkretisierung des Klassenkampfes in den »Freiräumen« subversiv-universitärer Wissenschaft vollzogen hat: »Eine prinzipielle Intention wird mit ihrem Miniaturmodell kurzgeschlossen: die Pariser Kommune 1871 mit einem improvisierten Kollektiv revolutionär engagierter Studenten«[9]. Die Systematisierung langfristiger Kooperations- und Agitationserfahrungen französischer Studenten und Arbeiter kann dazu beitragen, den von der bürgerlichen Presse als »ApO-Krise« gefeierten Prozeß voranzutreiben, der die antiautoritäre Bewegung der Studenten, Schüler und jungen Arbeiter in eine sozialistische Bewegung überführt.

Das antikapitalistische Lager der BRD wird sich freilich nicht darauf beschränken können, die revolutionäre Praxis der französischen Genossen für seine eigenen Bedürfnisse und Notwendigkeiten zu rezipieren: es muß sich darauf vorbereiten, daß es bei einer erneuten Verschärfung der französischen Klassenkämpfe wichtige Funktionen im Etappenabschnitt der Konterrevolution wahrzunehmen haben wird und daher schon jetzt den internationalen Widerstand der Arbeiterklasse organisieren helfen muß. Die Ostrichtung, in der sich die Kapitalflucht aus Frankreich bewegte – bei langfristigen Streiks könnten sich ganze Produktionszweige in derselben Richtung absetzen –, hat deutlich gemacht, wo und mit wessen Unterstützung das internationale Kapital sein »Koblenz« zu etablieren gedenkt.

> »Die Arbeiterklasse verlangte keine Wunder von der Kommune. Sie hat keine fix und fertigen Utopien durch Volksbeschluß einzuführen. Sie weiß, daß, um ihre eigne Befreiung und mit ihr jene höhere Lebensform hervorzuarbeiten, der die gegenwärtige Gesellschaft durch ihre eigne ökonomische Entwicklung unwiderstehlich entgegenstrebt, daß sie, die Arbeiterklasse, lange Kämpfe, eine ganze Reihe geschichtlicher Prozesse durchzumachen hat, durch welche die Menschen wie die Umstände gänzlich umgewandelt werden. Sie hat keine Ideale zu verwirklichen; sie hat nur die Elemente der neuen Gesellschaft in Freiheit zu setzen, die sich bereits im Schoß der zusammenbrechenden Bourgeoisiegesellschaft entwickelt haben.« Karl Marx, Der Bürgerkrieg in Frankreich[10]

Bei jedem Schritt, den westeuropäische Studenten in Zukunft unternehmen, um ihre partielle Zusammenarbeit mit der Arbeiterklasse in eine langfristige Kooperation umzuwandeln, werden sie zu berücksichtigen haben, daß die Ausbildungszentren als deutlichste Manifestationen der widersprüchlichen Struktur kapitalistischer Gesellschaftsordnungen keineswegs zugunsten einer einzelkämpferischen Narodniki-Bewegung aufgegeben werden dürfen. Die expansive Tendenz der französischen Studentenrevolte, die im Frühjahr 1968 in Nanterre begann, im Mai auf die Sorbonne und die Provinzuniversitäten übergriff, hat in zweifacher Hinsicht die Theorie bestätigt, daß die Studentenrebellion entscheidende Impulse für einen globalen Klassenkampf geben kann: 1. Die Barrikadennacht des 10. Mai löste einen insurrektionellen Aufstand der französischen Arbeiter aus. 2. Im Verlauf der universitären und extrauniversitären Kämpfe des Mai-Juni entwickelte sich außerhalb des bürgerlich-parlamentarisch verfaßten Systems und der ihm eingepaßten Arbeiterorganisationen eine revolutionäre Avantgarde von Studenten und Schülern, informellen Arbeiterkadern und technischer Intelligenz, die auch in Zukunft einen politischen Machtfaktor darstellen wird. Das überraschende Moment dieser Entwicklung ist, daß sie sich in einem Lande vollzogen hat, dessen Studentenbewegung die Theorie einer modellhaften und appellativen Studenten- und Schülerrebellion weder formuliert noch langfristig praktiziert hat. Der Bruch der sozialistischen Studenten Frankreichs mit der KPF erfolgte später als die Abwendung des SDS von der westdeutschen Sozialdemokratie. Jahrelang beschränkte sich die Auseinandersetzung keineswegs solidarisch diskutierender Studentengruppen mit der

KPF auf theoretisch-ideologische Kontroversen, ohne sich in einer Organisations- und Kampfmethode praktisch zu manifestieren. Nach dem Ende des Algerien-Kriegs gelangen der französischen Studentengewerkschaft UNEF nur sporadische Ausbrüche aus der trade-unionistischen Vertretung studentischer Interessen.[11] Erst die Aktivität der Studenten von Nanterre machte seit November 1967 der Masse der französischen Studenten die Dialektik zwischen hochschulpolitischer und politischer Analyse universitärer und außeruniversitärer Aktionen einsichtig. Unter dem Eindruck der internationalen Vietnam-Konferenz am 17./18. Februar 1968 in der Westberliner Technischen Universität und der anschließenden gegen Schütz und Neubauer erzwungenen Kampfdemonstration verbündete sich die wichtigste französische Studentengruppe, die JCR (Jeunesse Communiste Revolutionnaire)[12] mit den Schrittmachern von Nanterre.

Obwohl die *Peking-Rundschau* ihren Februar-Bericht über Studentendemonstrationen in der BRD und Italien mit der Aufforderung überschrieben hatte: »Wir müssen mit den studentischen Massen zusammenarbeiten«, verurteilte die »prochinesische« UJC-ml (Union des Jeunesses Communistes marxiste-léniniste) trotz partieller Selbstkritikrituale ihrer Führungsspitze die kleinbürgerlichen »Abenteurer« von Nanterre und hielt an ihrer populistischen Linie »Dem Volke dienen!« fest. Am 9. Mai widersprach ein UJC-ml-Vertreter während einer Großkundgebung in der Pariser Mutualité der Parole »Die Sorbonne den Studenten!« und schlug vor, den ehrwürdigen »Steinhaufen« seinen Polizeibewachern zu überlassen und den Universitätsbetrieb in der Arbeitervorstadt Saint-Ouen wieder aufzunehmen. Konsequent verurteilte derselbe Studentenverband die Barrikadennacht des 10. Mai, der UJC-ml-Mitglieder hinter den Fenstern ihrer »roten Basis« École Normale Supérieure als Zuschauer beigewohnt hatten, als von »Trotzkisten und Anarchisten« provozierte Schlächterei.

Die Basis der Studenten- und Schülerbewegung wandte ihren antiinstitutionellen Charakter gegen bürokratische oder selbsternannte Führungscliquen, die am Abend des 8. Mai von weiteren Demonstrationen abrieten oder wie die FER (Fédération des Étudiants Révolutinnaires) die Barrikadenbauer des 10. Mai zur Auflösung und zum sofortigen Abmarsch in die Arbeiterviertel aufforderten. Ebenso spontan wie die Formen militanter Solidarität mit den am 3. Mai im Innenhof der Sorbonne verhaf-

teten Genossen entwickelten die Pariser Studenten, Schüler, jungen Arbeiter und *blousons noirs* (»Halbstarken«) die Barrikaden-»Technik« des 10. Mai. Unter der Parole »Belagert die Belagerer!« wurden mit Pflastersteinen, die man sich anfänglich als Wurfgeschosse zur Selbstverteidigung zurechtgelegt hatte, rund um den von der Polizei abgeriegelten Sorbonnebezirk Barrikaden erbaut. Im Zusammenhang mit den Pariser Barrikaden des Jahres 1968, die oft viel zu dicht hintereinander lagen und sogar eine Sackgasse des Quartier Latin zusperrten, von »Stadt-Guerilla« zu sprechen, ist vom militärischen Standpunkt aus gesehen lächerlich. Schon Engels hat 1895 darauf hingewiesen, daß »die Rebellion alten Stils, der Straßenkampf mit Barrikaden, der bis 1848 überall die letzte Entscheidung gab, bedeutend veraltet« sei.[13] Allerdings lobte Engels die »moralischen Einflüsse« der Straßensperren. Die Barrikaden des 10. Mai waren nicht nur Kristallisationspunkte von Aktion und Diskussion der unmittelbar Beteiligten. Sie materialisierten den Willen, das eigene Terrain gegen die CRS zu »halten«. In kontinuierlichen Radio-Lifesendungen, in unzähligen Presseberichten und Fotoreportagen als Sensation abgeschildert, entfalteten die Barrikadenkämpfe des Quartier Latin eine außerordentliche Signalfunktion für das französische Proletariat. Indem die Studenten aus der Rolle des ohnmächtigen Opfers heraustraten, den brutalen Polizeiterror mit Organisierung von Selbstverteidigung und direkten Aktionen beantworteten, erinnerten sie das Proletariat an die effektiven Kampfformen seiner eigenen Klassengeschichte. Das politische Potential, das in diesen improvisierten Kampfmaßnahmen steckte, wurde der französischen Arbeiterklasse, aber auch Teilen der Kleinbourgeoisie durch Zugeständnisse plausibel, die die Herrschenden durch ihren Sprecher Pompidou am Abend des folgenden Tages den Okkupanten auf ganzer Linie machen mußten. Sämtliche Formen der Selbstverteidigung, der spektakulären Entlarvung der Herrschenden, der direkten Kommunikation und revolutionären Propaganda, die in der ersten Phase der Mai-Juni-Bewegung von den Studenten entwickelt wurden, trugen den appellativen Charakter der Barrikaden des 10. Mai. Eine Erfahrung, die die Studenten- und Schülerrebellion in den USA, in Italien[14] und in der BRD bereits gemacht hatte, ohne sie jedoch praktisch wenden zu können, wurde noch vor dem Beginn der Fabrikbesetzungen bestätigt und trug erheblich dazu bei, daß die revolutionäre Basis über das Potential sozio-ökonomisch relativ gut Gestellter hinaus erweitert werden konnte: Lehrlinge, junge Arbeitslose

und *blousons noirs* beteiligten sich massenhaft an Barrikadenbau, Demonstrationen und Diskussionen.

Straßburger Situationisten, die sich durch ihre lokale Universitätsrevolte vom Herbst 1966 als wichtige Vorläufer der »Bewegung des 22. März« erwiesen haben, berücksichtigten in ihrer kreativen Agitationspraxis als eine der ersten Gruppierung der westeuropäischen Studentenbewegung die vorpolitische Protestbereitschaft von Jugendlichen, die zu den depraviertesten Produkten der spätkapitalistischen Konsumgesellschaft gerechnet werden müssen. In ihrer Broschüre *Das Elend der Studenten* schrieben sie über die *blousons noirs:*

»Sehr unartikuliert erheben die ›Halbstarken‹ aller Länder ihren augenscheinlich heftigen Protest dagegen, sich zu integrieren. Aber ihre abstrakte Weigerung schafft ihnen keine Handhabe gegen die Widersprüche des Systems, dessen spontane Negation sie sind. Sie sind das Produkt der gegenwärtigen Ordnung in deren verschiedenen Erscheinungsformen: großstädtische Enge, Auflösung der Werte, leere Freizeit, zunehmend totale Kontrolle durch den Wohlfahrtspolizeistaat, rein ökonomische Weiterexistenz der ansonsten funktionslosen Familie. Sie verachten die Arbeit – nehmen aber die Ware an. Sie begehren alles, was ihnen die Werbung anbietet, sofort, ohne es bezahlen zu können. Dieser fundamentale Widerspruch beherrscht ihr ganzes Leben und verurteilt ihre Suche nach einem autonomen Lebensplan, nach individueller Selbstbestätigung und einer Form neuer Gemeinschaft zum Scheitern (. . .). Um sich von diesem Widerspruch zu befreien, muß der *blouson noir* schließlich zum Zweck des Warenerwerbs arbeiten, und ein ganz auf ihn zugeschnittener Sektor der Produktion (Autos, elektrische Gitarren, Kleidung, Schallplatten . . .) wartet nur darauf, ihn als Konsumenten zu absorbieren – oder er muß sich gegen die Gesetze der Ware zur Wehr setzen, entweder, indem er unreflektiert stiehlt, oder indem er einen Grad von Reflexion erreicht, der ihn zur Kritik des Konsumzwanges befähigt. Der Konsum domestiziert die revolutionäre Jugend und läßt ihre Revolte in den flachsten Konformismus zurückfallen. Die Welt der Halbstarken hat nur zwei Ausgänge: revolutionäres Bewußtsein oder blinden Gehorsam in den Fabriken.«[15]

In den Interviews, die Jean Monod mit Pariser Jugendlichen gemacht hat, haben diese die miserable Alternative formuliert, die ihnen die Gesellschaft anbietet: »Clochard oder Renault-Arbeiter.«[16] Sie sehen in ihren Eltern, ihren »Arbeitgebern« und Vorarbeitern, den Verkäufern der begehrten Gadgets ebensolche Vollzugsorgane staatlicher Autorität, wie in den *flics,* die ihren Zusammenkünften und kreativen Festen in den städtischen Parks, den Besuchen sonnabendlicher Ballveranstaltungen in der Pariser Banlieue mit dem Polizeiknüppel ein brutales Ende setzen.

Im Mai 1968 strömten die jugendlichen »Zonards« aus den betonierten

Schlafstädten der Pariser Peripherie, in die sie kapitalistische Sanierungsprogramme deportiert hatten – die Wohnsilos von Sarcelles und Mourenx sind ebenso öde wie das Westberliner Märkische Viertel –, in das Stadtzentrum. Zusammen mit Schülern und Studenten türmten sie geparkte Autos – ihre eigenen Konsumwünsche und die repräsentativsten Statussymbole kleinbürgerlichen Privateigentums – zu Straßensperren auf. Sie setzten gestohlene Bohrmaschinen und Motorsägen in Gang, legten Elektrokabel in Sorbonne und Odéon. Sie arbeiteten in den Plakatklebekolonnen der Volksateliers mit und fuhren aufs Land, um die Lebensmittelversorgung von Quartier Latin und besetzten Fabriken sicherzustellen. In direkter Kommunikation mit den solidarisch diskutierenden und agitierenden Schülern und Studenten lernten diese Jugendlichen sprechen. Ein Sozialarbeiter aus der Banlieue traf seine Klienten in der besetzten Sorbonne wieder: »Zum erstenmal habe ich sie zufrieden und glücklich gesehen. Sie haben eine Gesellschaft gefunden, in der sie endlich leben können wie die Fische im Wasser.«[17] Die Berichte aus dem besetzten Odéon-Theater, in dem viele Einwohner aus Sarcelles während eines dreitägigen demonstrativen Exodus Unterkunft genommen hatten, stützen die Erfahrung, daß die hierarchischen Beziehungen innerhalb geschlossener Jugendbanden nur sehr schwer abgebaut werden können. Zahlreiche Äußerungen einzelner Mitglieder lassen allerdings darauf schließen, daß unter Bedingungen, wie sie im Mai-Juni partiell herrschten, politisches Bewußtsein schnell entwickelt werden kann und Vorurteilsstrukturen relativ leicht zu zerstören sind.
Ein Student, der die Kämpfe um das vierzig Kilometer vor Paris gelegene Renault-Zweigwerk in Flins mitgemacht hat, berichtete:

»Im Quartier Latin haben wir gesehen, daß das, was die ›solide‹ Presse unkontrollierte Elemente oder Halbstarke nennt, zumeist junge Arbeiter waren, die Sonnabend für Sonnabend bei Volksfesten oder Tanzveranstaltungen von der Polizei belästigt wurden. Gewöhnlich hielt man sie die Nacht über oder den ganzen Sonntag im Revier fest, wo sie Schläge bekamen und Erniedrigungen erlitten. Das alles ist jetzt zum Ausbruch gekommen und erklärt sich aus dem, was sie wöchentlich, wie ich fast sagen möchte, in den Arbeitervierteln durchzumachen hatten. (...) Ich kenne den ›Indianer‹ (Anführer einer Jugendbande, W. K.) persönlich. Er ist ein gutes Beispiel: was das Politische angeht, so fing er bei Null an, und in dem Maße, wie er sich in die Bewegung eingliederte, hat sich sein politisches Bewußtsein rapide entwickelt. Nach ein oder zwei Tagen erklärte er mir, daß die Parlamentswahlen der Tummelplatz der Bourgeoisie seien, das was zähle,

sei der Kampf der Massen. (. . .) Diese Jungen hatten das deutliche Gefühl, daß ihr Kampf dieses Mal einen Sinn hatte, daß sie sich nicht umsonst schlugen. Die Verbindung zwischen diesen jungen, nicht organisierten Außenseitern der Gesellschaft und den Studenten hat sich konkret hergestellt, als sie bei den Sperren gegen die Streikbrecher mitmachten. Natürlich gab es auch junge, sehr bewußte Arbeiter, gewerkschaftlich oder politisch organisiert: sie empfanden am deutlichsten die Hilfe, die ihnen die Studenten bringen konnten, und das trotz der ganzen Kampagne, die gewisse Leute gegen die Studenten anzettelten. (. . .) Wenn für uns die Gewalt Geburtshelferin der Geschichte ist, so wissen wir das aus Büchern; diese jungen Proletarier erfahren dagegen jeden Tag am eigenen Leibe, daß sie auf die Gewalt, die sie erleiden, antworten müssen.«[18]

Der Generalstreik vom 13. Mai stellt eine wichtige Etappe in der Ausweitung der revolutionären Quartier-Latin-Koalition dar. Mit Massendemonstrationen in der französischen Metropole und in den Provinzstädten wollten KPF und Gewerkschaftsspitzen die Empörung der Bevölkerung über den Polizeieinsatz während der Barrikadennacht in die Bahnen bürokratisch abgesicherter Solidarität lenken und als parlamentarischen Druckmechanismus kapitalisieren. Diese Rechnung ging nicht auf: Tausende von Arbeitern schlossen sich den Respekt heischenden Marschformationen der Quartier-Latin-Besatzer an, die sich erfolgreich dagegen gewehrt hatten, von CGT-Ordnern in Einzelgrüppchen aufgespalten und in der Menge neutralisiert zu werden. Die Arbeiter ließen die an CGT-Schreibtischen ausgeheckten Losungen verstummen und übernahmen die militanten Parolen der Jugendlichen. Die »Begehung« des Universitätsviertels wurde zu einem Triumph, dem auch kleinbürgerliche Anwohner ausgiebig Beifall zollten, hatten sie doch – was in Westberlin freilich noch undenkbar ist – den Barrikadenkämpfern aktive Unterstützung gewährt. Die von der CGT angeordnete Auflösung der Demonstration »in Ruhe und Würde« fand nicht statt. Arbeiter, die noch während der 1. Mai-Demonstration passiv zugesehen hatten, wie CGT-Ordner trotzkistische Studenten als Bürgersöhnchen verunglimpften, sie aus den Marschkolonnen zerrten, ihre Fahnen zu Boden trampelten, marschierten weiter zur studentischen Kundgebung auf dem Champ de Mars und beteiligten sich, von den Herrschenden wie die Kommunarden des Jahres 1871 als Pègre – Pöbel der bürgerlichen Klassik – denunziert, an der Besetzung des Kulturtempels Sorbonne. Damit durchbrachen diese Arbeiter, die von den Herrschenden und ihrer eigenen Führungsbürokratie permanent gegen ihre Klasseninteressen mobilisiert werden, einen sozialpsychologischen

Mechanismus, der entscheidend zur Perpetuierung kapitalistischer Gesellschaftssysteme beiträgt: sie münzten ihre Frustrationen nicht in Aggression gegen diejenigen um, die mit der Rebellion gegen dieses System bereits begonnen haben.[19]

Die in der Fakultät von Nanterre exklusiv von den Studenten begonnene ideologische Offensive fand ihre Fortsetzung im Pariser Stadtzentrum, in der an Ort und Stelle massenhaft praktizierten Revolutionierung aller Bereiche des täglichen Lebens. Nach der Besetzung der Universitätsgebäude und des im Quartier Latin gelegenen Odéon-Theaters wurde ein ganzes Stadtviertel zum autonomen Experimentierfeld antimanipulativer Praxis und revolutionärer Propaganda ummontiert. Der Unternehmungsgeist der Massen wurde nicht mehr in Tauschwert, systemkonformes Freizeitverhalten und die Quasibeschäftigung mit programmierten Hobbies aufgelöst.[20] Sie lernten ihre kanalisierte Kreativität freizusetzen und als nicht entfremdete soziale Bedürfnisse zu verwirklichen. Das neue Realitätsprinzip des Quartier Latin erlaubte permanente Diskussionen und Spiele auf den Fahrbahnen der Boulevards, die der Baron Haussmann, berühmter Städtebauer bürgerlicher Geschichtsbücher, in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts als Schußschneisen gegen revolutionäre Massen in das historische Paris geschlagen hatte. Die Besatzer hoben den rigorosen Funktionalismus von öffentlichen Plätzen, Universitäten, Theatern, Schulen und Kaufhäusern auf; sie zerstörten den stabilisierenden Mythos nationaler Gedächtnisstätten. Unzählige Wandinschriften zerschlugen die falschen Evidenzen der Reklameflächen. Nachdem sie von den Vollversammlungen in der besetzten Hochschule für bildende Künste »verabschiedet« worden waren, hoben Volksatelierplakate das Plakatierverbot an Häuserwänden und Fabrikmauern auf, das die Herrschenden aus Angst vor einer Neuauflage der Plakatagitation der Pariser Kommune 1881 erlassen hatten. Liberale Beobachter, die sich mit ihren Verdrängungen im Bestehenden eingerichtet haben, hefteten an die revolutionären Feste in der Sorbonne und im Odéon, die freilich nichts mit der organisierten Leere kapitalistisch kommandierter Lustbarkeiten (vgl. das Berliner »Sylvestival« 1968/69) und US-Parteikonventen zu tun hatten, die Warenbezeichnung Happening. Indem sie entrüstet Parallelen zum Sturm auf die Bastille und zu den Massenversammlungen im Palais Royal von 1789, zum Sturz der Vendôme-Säule von 1871, zum Kloster Smolny von 1917 ablehnten, wollten sie Hand auf die systemgefährdende Spontaneität der

Massen legen. Sie verdrängten ebenso die historische Ausdrucksform der Revolution wie der Pariser Polizeichef Grimaud, der am Morgen des 11. Mai die Parole verbreiten ließ: »Wir können es nicht dulden, daß es in Paris Barrikaden gibt.«[21]

Als die Studenten am Abend des 13. Mai die Sorbonne besetzten, trennten sie nur noch zwei Tage vom Beginn der Abschlußprüfungen des französischen Studienjahres. Ministerialbürokratie und Universitätsadministration griffen zu einer Taktik, die inzwischen auch den Verwesern bürgerlicher Wissenschaft außerhalb Frankreichs geläufig ist: Da die studentischen Aktionen des 3. Mai ihnen die Disziplinarmaschinerie aus den Händen geschlagen hatten, drohten sie mit der Annullierung des Studienjahres. Die Studenten ließen sich nicht einschüchtern. In einer Vollversammlungsresolution erklärten sie: »Die Sorbonne ist den Arbeitern dauernd geöffnet. Die Vollversammlung des 13. Mai beschließt, daß die Universität von Paris zur autonomen Volksuniversität erklärt ist und allen Arbeitern Tag und Nacht offen steht. Von nun an wird die Universität von Paris von den Besetzungs- und Selbstverwaltungskomitees, die sich aus Arbeitern, Studenten und Lehrern zusammensetzen, kontrolliert.«

Studenten und Lehrer traditionell konservativer Fachrichtungen schlossen sich der Resolution an und begannen mit der kritischen Bestandsaufnahme ihrer Wissenschaften. Fortschrittliche Professoren suspendierten von sich aus sämtliche Prüfungen und beteiligten sich an dem System von Doppelherrschaft: Frei von den Druckmechanismen der bürgerlichen Universität und mit dem Gefühl, endlich einmal gebraucht zu werden, arbeiteten sie in den Kommissionen der Studenten mit. Professoren wie Raymond Aron waren freilich überflüssig geworden. Allein in ihren heimischen Bibliotheken, im festen Glauben an die politische Neutralität der universitären Wissenschaften, verfaßten sie giftige Artikel für den *Figaro:* »Das rationale Nachdenken über politische Probleme hat nichts mit öffentlichen Versammlungen und Debatten zwischen verschiedenen Parteien zu tun!« (*Figaro*, 19. 6. 68).

Am 1. Mai hatten die 2800 Arbeiter der Flugzeugfabrik Sud-Aviation Nantes von der Betriebsleitung den Bescheid erhalten, daß ihr Antrag auf Arbeitszeitverkürzung bei vollem Lohnausgleich nicht genehmigt werden könne. Am 7. Mai war es dem Direktor gelungen, vor protestierenden Arbeitern zu flüchten. Eine Woche später saß er eingesperrt in seinem Büro. Über den Fabriklautsprecher seiner Kommandozentrale brachten

Arbeiter die Internationale zu Gehör, andere verrammelten die Fabriktore und begannen mit der Besetzung.
Während die Nachricht von Sud-Aviation in der *Humanité* vom 15. Mai als 7-Zeilen-Meldung auf der 9. Seite erschien, löste sie bei den Sorbonne-Besatzern großen Jubel aus: Sie waren darauf vorbereitet, ihr Wissen für die Bedürfnisse der Streikenden zu nutzen. Sie bildeten Empfangskomitees für Arbeiterdelegationen, richteten Kindergärten ein. Teams für Flugblattagitation und Revolutionspresse nahmen ihre Arbeit auf.

3. Die Revolte der Arbeiter

> »Die Hauptformen der Dezemberbewegung in Moskau waren der friedliche Streik und die Demonstration. Die überwiegende Mehrheit der Arbeitermassen beteiligte sich aktiv nur an diesen Kampfformen. Und doch hat gerade die Moskauer Dezemberaktion anschaulich gezeigt, daß sich der Generalstreik als selbständige und hauptsächliche Kampfform überlebt hat, daß die Bewegung mit elementarer, unwiderstehlicher Gewalt diesen engen Rahmen durchbricht und eine höhere Kampfform, den Aufstand, gebiert.«
> W. I. Lenin, Die Lehren des Moskauer Aufstands[22]

Das Bemühen der westeuropäischen Bourgeoisie, ihren Universitäten durch hastig paraphierte Vorschalt- und Rahmengesetze gleichzeitig Scheindemokratisierung und die Handhabe politischer Relegationen zuzusichern, inneren Frieden und Ungefährlichkeit nach außen zu verleihen, zeigt, wie sehr sie sich die Theorie der gesellschaftlichen Relevanz von Studentenrevolten zueigen gemacht hat. Für die Subjekte der antiautoritären Bewegung ist das jedoch kein Anlaß, attentistisch nach dem französischen »Mechanismus« die Früchte der permanenten Universitätsrevolte herbeizusehnen und gegenüber den Anzeichen autonomer antikapitalistischer Bestrebungen der lohnabhängigen Massen passiv zu verharren. Die Krise der bürgerlichen Universität, die die Studentenrevolten in der westlichen Welt anschaulich gemacht und zu ideologischen Offensiven exemplarisch ausgenutzt haben, ist nur *ein* Aspekt der bürgerlichen Gesellschaft und ihrer spätkapitalistischen Reproduktionsbasis. Die kritische Analyse der französischen Mai-Juni-Bewegung schließt schon deshalb eine mechanistische Korrespondenz von Universitäts- und Arbeiterrevolte aus, weil die studentische Agitation in Frankreich erst relativ spät spek-

takuläre Formen entwickelt hat. Zu einer Zeit, da die französische Studentengewerkschaft UNEF nur trade-unionistische Interessenvertretung und kabinettspolitische Kooperation mit der Arbeiterbürokratie zuwege bringen konnte (1964 bis Herbst 1967), gab es in Frankreich bereits extrauniversitäre Zentren revolutionärer Bewußtwerdung.

Die interventionistische Staatstätigkeit, die in Frankreich früher als in anderen westeuropäischen Ländern an die Stelle des liberalen Kapitalismus und seiner Ideologie vom freien Tausch und Spiel konkurrierender Kräfte getreten ist, hat mit ihrem Instrumentarium indikativer Planifikation keine dauerhafte Technik der Herrschaftssicherung installiert. Das planende Machtkartell Frankreichs konnte trotz eines umfangreichen staatlichen Produktionssektors nur solche Programmfestlegungen mit Hilfe ökonomischer Hebel verwirklichen, die den Monopolen von vornherein zusätzlichen Profit versprachen.[23] Als sich Mitte der sechziger Jahre abzeichnete, daß die pseudosozialistische Ersatzprogrammatik der langfristig kalkulierten Einkommens- und Investitionspolitik notwendig hinter ihren Postulaten – sichere Arbeitsplätze und Aufstiegschancen; stabile Sozialleistungen, Löhne und Preise; Lösung von »Gemeinschaftsaufgaben« im Gesundheits-, Bildungs- und Verkehrswesen, im Wohnungsbau, in der Stadt- und Regionalplanung – zurückbleiben mußte, entzogen die Lohnabhängigen, die sich aufgrund des strukturellen Wandels spätkapitalistischer Gesellschaften immer mehr als »Staatsarbeiter« fühlen, den Institutionen der V. französischen Republik zunehmend ihre Loyalität. Die Mai-Juni-Bewegung hat gezeigt, daß in allen gesellschaftlichen Bereichen die mit der Entwicklung der Produktivkräfte gestiegenen menschlichen Bedürfnisse als soziale Interessen angemeldet werden, obwohl die Herrschenden für die physische Reproduktion ihrer Abhängigen genügend Vorsorge tragen und kein Mangel an Fernsehantennen auf Mietskasernendächern und Kleinwagen für Fahrten ins Grüne festzustellen ist. Das Defizit an stabilisierender Ideologie wurde nicht nur bei den Studenten, Schülern und in den kulturellen Überbauberufen manifest: Agitations-Schwerpunkte in staatlichen Prestigeunternehmen (Renault–Flins), der demonstrative Exodus der Einwohner von Sarcelles, aktiver Streik der technischen Intelligenz (Atomenergiekommissariat–Saclay), die Forderungskataloge von Staatsangestellten in Bank- und Versicherungswesen, in der Ministerialverwaltung[24], Versuche revolutionärer Selbstorganisation in regional benachteiligten Gebieten (Nantes, Caen, Tarbes), die Jacquerien

proletarisierter Bauern, Besetzungen Malrauxscher Kulturhäuser durch Einwohner der Provinzstädte (z. B. in Meudon), . . . eine rote Fahne auf dem Gebäude des nationalen Fußballverbandes[25]: dies alles konkretisiert die systemgefährdende Politisierbarkeit spätkapitalistischer Dysfunktionalitäten.

Im Anschluß an die von Gorz, Mandel, Mallet, Belleville u. a. entwickelte Strategie der Arbeiterbewegung hat Claus Offe darauf hingewiesen, daß im System des staatlich regulierten Kapitalismus

»die dominante Form der Ungleichheit weniger in der vertikalen Dimension der Ungleichheit von Schichten und Klassen zu suchen ist als in der horizontalen Dimension der Disparität von Lebensbereichen, d. h. der ungleichgewichtigen Befriedigung der verschiedenen Lebensbedürfnisse. (. . .) Sucht man nach einem Begriff, der in Parallele zum Schicht- und Klassenkonzept des vertikalen Schemas sozialer Ungerechtigkeit zu setzen wäre, so bietet sich für die Dimension der Disparität von Lebensbereichen die Vorstellung verschiedener ›Situationsgruppen‹ an, von Gruppen also, die situationsabhängigen Deprivationen und Frustrationen ausgesetzt sind, ohne daß der Status des Einzelnen in der Einkommensskala viel zur Behebung der Probleme und Krisen bewirken könnte.«[26]

Die jungen französischen Arbeiter stellen über ein Viertel der rund 600 000 Arbeitslosen und füllen die Dunkelziffer derjenigen, die nicht in den Statistiken erscheinen, weil sie noch niemals Arbeit bekommen haben. Die wichtige Rolle, die sie im Mai-Juni 1968 übernahmen, bestätigt die Einschränkung, die Offe seiner These hinzugefügt hat:

»Allerdings ist es wahrscheinlich, daß die in der klassischen Phase des Kapitalismus unterprivilegierten Gruppen und Schichten auch am ehesten die Leidtragenden jener Systemdefekte sein werden, die die gleichmäßige Entfaltung der Produktivkräfte und der Freiheitschancen in allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens unterbinden. Im unteren Bereich der Einkommensskala kumulieren sich gleichsam die Effekte distributiver Benachteiligung und horizontaler Disparität. Daher soll keineswegs der Eindruck erweckt werden, als sei das traditionelle Muster vertikaler Ungleichheit tendenziell bedeutungslos.«

Das Scheitern des Volksfrontexperiments von 1936, die Entwaffnung der kommunistischen Milizen nach der »Befreiung« vom deutschen Faschismus (Thorez: »Ein Staat, eine Armee, eine Polizei!«), die Integration revolutionärer Arbeiterkontrollen (1944–45) in die gewerkschaftlichen Anhörungsorgane (Comités d'Enterprise) haben zu einer resignativen Haltung bei den älteren französischen Arbeitern geführt. Im Unterschied zur deutschen Arbeiterbewegung haben jedoch weder der Angriff des faschistischen Deutschland, noch das Pétain-Regime, noch kalter Krieg oder

Parlamentarisierung der Klassenkämpfe durch die KPF revolutionäre Traditionen der französischen Arbeiterschaft zerschlagen können. Zudem waren platte Pauperismusthesen und permanenter Katastrophenalarm der Arbeiterbürokratie zumindest Vehikel rudimentärer marxistischer Begrifflichkeit. Für die jüngeren Arbeiter konkretisierte sich die revolutionäre Tradition von 1936 in den militanten Kämpfen der Schiffsbauer von Nantes und St. Nazaire (1960, '64, '67) und in dem fünfwöchigen Bergarbeiterstreik von 1963, der, außerhalb von Partei- und Gewerkschaftszentralen beschlossen, mit aktiver Unterstützung der Bevölkerung trotz brutaler CRS-Einsätze durchgehalten wurde.
Die Streiks des Jahres 1967 gegen Lohneinfrierungen und Erhöhung der Sozialversicherungsbeiträge ergeben zusammengerechnet fast ebensoviele Tage wie der Bergarbeiterstreik von 1963. Vor allem jüngere, gewerkschaftlich nicht organisierte Arbeiter trugen dazu bei, daß sich die Kampfmaßnahmen nicht auf die rituellen Straßenumzüge »nationaler Kampftage« (17. Mai, 13. Dezember 1967) oder minutiös abgezirkelte Warnstreiks beschränkten, sondern – ohne die Ankündigungsfristen der Antistreikgesetze zu beachten – wie die Streiks bei Hanomag und in der hessischen Gummiindustrie »wild« ausbrachen und unmittelbar zu direkten Aktionen in den Betrieben oder Stadtzentren übergingen: Im Februar 1967, einer Wahlkampfperiode, warnten die Gewerkschaften ihre Mitglieder im Textilwerk Rhodiaceta-Besançon vor »unüberlegten Aktionen«. Die Arbeiter richteten sich nicht nach ihrer Führungsbürokratie und besetzten ihr Werk, um gegen eine drohende Entlassungswelle zu protestieren. Die Besetzung erfolgte an einem Sonnabend, obwohl die Gewerkschaften vorsorglich für den kommenden Montag einen offiziellen Streik angemeldet hatten. Im Dezember 1967 beantworteten die Arbeiter des Rhodiaceta-Zweigwerks in Lyon-Vaise die Nachricht von bevorstehenden Entlassungen, Kürzung der Beteiligungsprämien und Kinderzulagen mit sofortiger Arbeitsniederlegung und der Ankündigung eines unbefristeten Streiks. Demonstrierende Arbeiter besetzten das Stadtzentrum vier Stunden lang und durchbrachen eine Polizeikette. Sozialistische Kamerateams haben diese Kämpfe gefilmt und propagandistisch ausgewertet; im Mai-Juni erklärte ein junger Rhodiaceta-Arbeiter dem Kameramann Chris Marker:

»Die Arbeit hier stumpft uns völlig ab, aber das wollen sie ja, daß wir immer Proleten bleiben, ungebildete Kerls, die zum Arbeiten da sind und sonst nichts.

Wie wollen Sie da, daß ein Typ, der acht Stunden bei Rhodia geackert hat, noch versucht, sich intellektuell weiterzuentwickeln! Das ist fast unmöglich. Da kommt so einer nach Hause, und wenn er einen Fernseher hat, schläft er spätestens in einer Stunde davor ein. Unser ganzes Leben ist dermaßen durch die Arbeit bedingt, die von uns verlangt wird, daß dieser Aufstand einfach notwendig war.«[27]

Im Oktober 1967, als die Gewerkschaften die Arbeiter von Le Mans zu *getrennten* Kundgebungen vor ihren jeweiligen Fabriken aufgerufen hatten, wurden die Streikenden durch Hubschrauber über den Fabriken und Polizeisperren auf den Sarthe-Brücken provoziert: die einzelnen Fabrikbelegschaften versammelten sich spontan im Stadtzentrum, überrannten die Polizeikordons und stürmten das Zentrum der Staatsmacht: die Präfektur. In Redon glaubten die Gewerkschaften die Kampagne für eine Stundenlohnerhöhung um 30 Centimes sicher in der Hand zu haben; während die Gewerkschaftsbosse am 11. März 1968 mit den Unternehmern im Rathaus verhandelten, beschlossen die vor dem Portal wartenden jungen Arbeiter eine Aktion: sie blockierten die Eisenbahnstrecke Paris–Quimper und verteidigten die Sperre gegen die CRS.
Im Zuge der von der Regierung propagierten Regionalplanung sind im Laufe der letzten Jahre zunächst vor den Toren von Paris, dann in entlegeneren Provinzgebieten moderne Zweigwerke von Industriekonzernen entstanden: u. a. Renault-Saviem in Caen, Renault in Flins, Sud-Aviation in der Nähe von Nantes. Die Goldsucher-Mentalität der Großunternehmer zielte darauf ab, sich in Regionen struktureller Landflucht ohne übermäßige Investitionen eine Kette billig arbeitender Zulieferbetriebe und ein Potential disziplinierter Arbeitskräfte als willkommene Ergänzung zu unterbezahlten Gastarbeitern und jungen Arbeiterinnen zu verschaffen. Die Human-Relations-Politik des modernen, vollautomatisierten Walzwerks Sollac (Dép. Moselle), das mit dem Wendel-Konzern verbunden ist, bietet ein anschauliches Beispiel kapitalistischer Regionalisierung: Sollac kontrolliert die Infrastruktur einer ganzen Region.[28] Eine Mischung aus Paternalismus und Bespitzelung ermöglicht in Betrieb und werkseigenen Wohnsiedlungen die lückenlose Kontrolle der Arbeiter. Es gehört zur »Wendelisierungspraxis« des Mutterkonzerns, in den neuerbauten Arbeiterdörfern, deren Einwohner ein Durchschnittsalter von 16 Jahren haben, durch den Départements-Präfekten serienmäßige Kriegerdenkmäler – mit der Inschrift »Niemals dulden« – einweihen zu lassen: »Dieses Denkmal«, sagte der Präfekt, »ist dazu da, um Einheit zu stiften,

um an die Leiden und Opfer der Vergangenheit zu erinnern!« Der linke Gemeinderat von Saint-Nicolas-en-Forêt bat das Werk um Kredit für den Bau einer Bürgermeisterei und eines Jugendheims. Als Sollac ablehnte und ein werkseigenes Jugendheim mit werkseigenem Aufsichtspersonal oktroyieren wollte, schlossen sich mehrere Dörfer zu einer Protestkampagne zusammen. Die Gewerkschaften parlamentarisierten mit der Werksleitung und riefen keinen Streik aus. Mit der Devise: »Irdener Topf gegen eisernen Topf . . .« schickte die Präfektur CRS-Trupps in die rebellischen Dörfer. Die »Rädelsführer« wurden von Sollac entlassen. Luxuriöse Werkszeitungen propagierten weiterhin den weltoffenen Geist des Hauses und hielten die Betriebsangehörigen dazu an, ihr Schicksal bedingungslos mit dem wirtschaftlichen Erfolg des Unternehmens zu verquicken.
Das Durchschnittsalter der 4800 SAVIEM-Arbeiter liegt bei 25 Jahren. Sie sind gewerkschaftlich kaum organisiert. Das Werk, in dem Lastwagen hergestellt werden, rekrutiert seine Arbeiter unter der arbeitslosen Landjugend. Sie müssen häufig ihre Eltern finanziell unterstützen und nehmen weite, unbezahlte Anfahrtswege in Kauf. In der Fabrik erhalten sie an Ort und Stelle eine Ausbildung, die sich darauf beschränkt, einige Handgriffe zu exerzieren. Alles ist auf funktionale Einpassung in den Produktionsprozeß abgestimmt. Diese »Spezial«-Ausbildung schließt für die jungen SAVIEM-Arbeiter kurzfristigen Arbeitsplatzwechsel, die offiziell propagierte »Mobilität«, aus. Während ein Schub ausgebildet wird, werben Werksanzeigen bereits für neues Personal. Ehemalige Armeefeldwebel, die zum Teil fachlich nicht qualifiziert sind, befinden über individuelle Lohnzulagen und Prämien für die Arbeiter. Gleichzeitig handhaben sie ein Kontrollsystem, das geringste Ungeschicklichkeiten und Widersetzlichkeiten der Anlernlinge zu Papier bringt und regelmäßig Entlassungen ausspuckt. Trotz dieser eingeplanten Einschüchterung der Belegschaft hat die spontane Gehorsamsverweigerung der SAVIEM-Arbeiter vom Januar 1968 deutlich gemacht, daß kapitalistische Disziplinierungsmechanismen nicht unbegrenzt funktionieren. Von den Gewerkschaften im Stich gelassen, zogen die SAVIEM-Arbeiter ins Stadtzentrum. Ihre Forderungen: Lohnausgleich bei Arbeitszeitverkürzungen, freie Betätigung der Gewerkschaften (!) im Betrieb, zensurfreies Plakatieren und Flugblattverteilen in den Fabrikräumen. Der antikapitalistische Charakter dieser Forderungen manifestierte sich in Straßenschlachten – 40 000 solidarische Arbeiter: 7000 CRS –, Molotow-Cocktails, einer direkten Aktion gegen die Prä-

fektur; keine Fensterscheibe der Bankhäuser, der lokalen Industrie- und Handelskammer blieb unversehrt. Studenten schrieben zusammen mit den Streikenden Flugblätter und Wandzeitungen. Sie organisierten Geldsammlungen und brachten eine Solidarisierung der benachbarten Fabrikbelegschaften zustande. Die Gewerkschaften verharrten in ihrem Quietismus. Ohne eine einzige Forderung durchzusetzen, nahm die SAVIEM-Belegschaft die Arbeit wieder auf. Noch im Juni 1968 zeigte sich ihre Resignation: die SAVIEM-Arbeiter waren früher an ihren Arbeitsplätzen als die Renault-Genossen von Flins.

Berichte, die junge Arbeiter der Renault-»Kaserne« Flins im Mai-Juni während der Versammlungen in der Sorbonne und den Meetings vor den Werkstoren über ihre Arbeitsbedingungen gaben, bestätigen die These, daß Autoritätskonflikte in Industriebetrieben ähnliche Protestbereitschaft verursachen wie in Schulen und Universitäten. Die jungen französischen Arbeiter reagieren im Unterschied zu ihren deutschen Kollegen[29] auf unmittelbare ökonomische Verschlechterungen ihrer Existenz mit direkten Abwehraktionen. Zahllose Arbeitsniederlegungen *nach* dem Mai-Juni hatten ihre Ursache in der Kritik der Belegschaften an ihren Arbeitsbedingungen (erhöhte Fließbandgeschwindigkeiten, Lärm, schlechte Entlüftung, minimale ärztliche Versorgung und häufige Betriebsunfälle, zu kurze Pausen, Strafversetzungen). Arbeitsplatzsituation, permanente Betriebsrepression und Bespitzelung machen es den Arbeitern freilich schwerer als Schülern und Studenten, außerhalb kollaborierender Gewerkschaftsorgane praktische Solidarität und langfristige Organisationsformen ihres Protests zu entwickeln. Diese Schwierigkeiten erklären den eruptiven, zeitlich befristeten Charakter ihrer Aktionen.

Für 1967 stellte das statistische Jahrbuch fest: »Das wirtschaftliche Leben Frankreichs ist gekennzeichnet durch Manifestationen der Unzufriedenheit, die ein Ausdruck der Nervosität und der Unruhe an der Basis sind.«[30] Der Chef-Kommentator von *Le Monde* bemerkte dagegen am 15. 3. 1968: »Frankreich langweilt sich.« Im Mai-Juni haben die französischen Arbeiter ihrer offiziellen Führung und den Herrschenden zu verstehen gegeben, daß sie sich die Befriedigung ihrer Bedürfnisse nicht mehr vom Kapitalismus oder der Mitbestimmung . . . an ihrer eigenen Unterdrückung erwarten, selbst wenn ihre Kampfformen zur Zeit nur vorübergehend offensiv und scheinbar ohnmächtig sind. Der Widerstand der Arbeiter gegen die CRS bei Renault-Flins und Peugeot-Sochaux nach der de Gaulle-Rede

vom 30. August, ihre Weigerung, Zeitungen mit Anti-Streik-Parolen zu drucken, sind ebenso beredt wie die Ablehnung der Werftarbeiter von Nantes, einen von den Gewerkschaften angemahnten Lohn-Wunschzettel zu verabschieden, und die von diesem System unmöglich zu erfüllende Forderung der Renault-Arbeiter nach einem monatlichen Mindestlohn von 1000 F.:

»In Wahrheit lehnen sich die meisten Lohnforderungen gegen diese Unterdrükkung des Arbeitnehmers auf, gegen die systematische Verstümmelung seiner Persönlichkeit, gegen die Beschneidung seiner beruflichen und menschlichen Fähigkeiten, gegen die Unterordnung der Natur und des Inhalts seines Arbeitslebens unter die technologische Entwicklung, die vorsätzlich seiner Initiative, seiner Kontrolle und selbst seiner Vorausschau entzogen ist. Diese Lohnforderungen sind viel öfter durch die Auflehnung gegen die Lage des Arbeiters als gegen das Ausmaß der wirtschaftlichen Ausbeutung der Arbeitskraft motiviert. Sie sind der Ausdruck des Willens, sich unter diesen Arbeitsbedingungen die vertane Zeit, das entfremdete Leben und die verlorene Freiheit so teuer wie möglich bezahlen zu lassen. Sie bedeuten auch, daß man sich dafür bezahlen lassen will, nicht weil man den Lohn, das Geld und was man dafür kaufen kann, über alles stellt, sondern weil man bei dem augenblicklichen Stand der gewerkschaftlichen Aktivität mit dem Arbeitgeber zwar über den Preis der Arbeit, aber nicht über die Bestimmung der Arbeitsbedingungen und der Natur der Arbeit streiten kann.«[31]

4. *Die Organisierung von Gegenmacht im Mai 1968*

> »In den früheren bürgerlichen Revolutionen, wo einerseits die politische Schulung und Anführung der revolutionären Masse von den bürgerlichen Parteien besorgt wurde, und wo es sich andererseits um den nackten Sturz der alten Regierung handelte, war die kurze Barrikadenschlacht die passende Form des revolutionären Kampfes. Heute, wo die Arbeiterklasse sich selbst im Laufe des revolutionären Kampfes, selbst sammeln und selbst anführen muß, und wo die Revolution ihrerseits ebenso gegen die alte Staatsgewalt wie gegen die kapitalistische Ausbeutung gerichtet ist, erscheint der Massenstreik als das natürliche Mittel, die breitesten proletarischen Schichten in der Aktion selbst zu rekrutieren, zu revolutionieren und zu organisieren, ebenso wie es gleichzeitig ein Mittel ist, die alte Staatsgewalt zu unterminieren und zu stürzen und die kapitalistische Ausbeutung einzudämmen.
> Rosa Luxemburg, Massenstreik, Partei und Gewerkschaften[32]

Ausgehend von den historischen Beispielen des französischen Generalstreiks vom Juni 1936 und des belgischen Generalstreiks vom Dezember

1960 bis zum Januar 1961, hat Ernest Mandel 1965 für möglich gehalten, daß die Lohnabhängigen des organisierten Kapitalismus sich fortschreitend radikalisieren und die Lernchancen eines von ihnen ausgelösten Generalstreiks dazu nutzen könnten, unmittelbare Forderungen mit einem Programm antikapitalistischer Strukturreformen praktisch zu verbinden, die Regierung zu stürzen und eine Situation der Doppelherrschaft herbeizuführen.[32] Die Mai-Juni-Bewegung 1968 hat trotz ihrer Niederlage Kampf- und Organisationsformen neu praktiziert oder allererst hervorgebracht, die das »Ergebnis einer fortlaufenden Reihe großer schöpferischer Akte des experimentierenden, oft elementaren Klassenkampfes« darstellen.[34] Eine bisher noch nicht abgeschlossene Zusammenstellung der »Gebilde, die sich aus der jeweiligen revolutionären Situation ergaben«[35], mangels einer revolutionären Organisation weder ausreichend koordiniert noch weit genug vorangetrieben wurden, könnte die Typologie der ersten Phase eines revolutionären Prozesses in den spätkapitalistischen Ländern des Westens ergeben.

Während des Generalstreiks der Mai-Juni-Bewegung ist die französische Arbeiterklasse wie die Arbeiterschaft Belgiens 1960/61 von Bekundungen der Solidarität mit Opfern staatlicher Repression zu einem offensiven Kampf gegen das System der Herrschenden übergegangen. Dabei haben die unmittelbar revolutionären und exemplarisch subversiven Aktionen der Opfer eine wichtige Auslösefunktion gehabt. Obwohl die Gewerkschafts- und KPF-Spitzen zu keinem Zeitpunkt des Mai-Juni die Parole Generalstreik offiziell ausgegeben haben, der spontanen Besetzungsbewegung von Anfang an den Charakter eines konsumorientierten Lohnstreiks geben wollten, die Belegschaften nach Hause schickten und revolutionären Studenten das Betreten der Fabriken untersagten, bildeten sich in den täglich wechselnden Streikposten, sofern sie nicht für die ganze Zeit der Besetzung von »sicheren« Funktionären gestellt wurden, Schwerpunkte der Selbstverteidigung heraus. Diese mit den Gewerkschaften konkurrierenden Zentren revolutionärer Bewußtwerdung und Kommunikation hätten bei einem anderen Verlauf der Entwicklung die Aufgabe von Milizen und potentiellen Revolutionsorganen übernehmen können. Die Angriffe von CRS-Einheiten und faschistischen CDR-Trupps gegen die von der Pariser Bevölkerung unterstützten Streikposten vor den Hauptpostämtern zeigten bereits zu einem frühen Zeitpunkt, daß die Bourgeoisie zwar den zeitweiligen Entzug ihrer wissenschaftlichen und ideologi-

schen Produktionsstätten in Kauf nimmt, aber nicht lange fackelt, wenn es um die Nervenzentren ihres Systems geht.
Ein totaler Streik, der das gesamte Transportwesen, die Gas- und Energieversorgung einschließt, kann schwerlich länger als 10 Tage dauern und würde den streikenden Arbeitern die Organisationsbasis entziehen. Der fast vierwöchige Massenstreik in Frankreich war nur möglich, weil die Arbeiter der Energieindustrie und des Transportwesens von sich aus bereit waren, die notwendigsten Aufgaben zu verrichten. Diese Arbeiter beschränkten sich nicht darauf, über ihre Fähigkeit zu selbständig verantworteter Arbeitseinteilung, -kontrolle und -bewältigung zu staunen[36]; das Einverständnis von Busschaffnern, Fahrgäste ohne Entgeld zu befördern, die von Depotarbeitern beschlossene Auslieferung von Benzinrationen gegen Gutscheine örtlicher Streikkomitees, die Gratisabgabe von Strom für landwirtschaftliche Melkmaschinen, waren bereits Maßnahmen zum Nutzen der Streikenden, die den Unterschied von Verstaatlichung und möglicher Vergesellschaftung von Dienstleistungsbetrieben und Grundstoffindustrie in der Praxis veranschaulichen konnten.
Langfristige Streiks machen ein paralleles Wirtschaftssystem notwendig: in Nantes wurde die Selbstorganisation autonomer Verwaltungs- und Verteilungsapparate am weitesten entwickelt. Mitglieder der in Nantes stark vertretenen anarchosyndikalistischen Fraktion der ansonsten sozialdemokratischen Gewerkschaft Force Ouvrière[37] organisierten mit den Frauen des Arbeiterviertels Les Batignolles und mit Studenten Aktionskomitees, die direkten Kontakt zu den Bauern der umliegenden Dörfer aufnahmen. Am 24. Mai blockierten Transportarbeiter, Schüler und Studenten die Ausfallstraßen der Stadt. Sie wehrten CRS-Angriffe ab und ließen nur solche Lastzüge passieren, die Vollmachten ihrer Streikkomitees vorweisen konnten. Am 27. Mai gelang es den Gewerkschaften, die Selbständigkeit des zentralen Streikkomitees aufzuheben. Sie konstituierten ein Regionalkomitee, das sich aus je zwei ernannten Vertretern der Arbeiter- und Bauerngewerkschaften, der UNEF und der Lehrergewerkschaft FEN zusammensetzte. Trotz dieser bürokratischen Einkreisung von Selbsttätigkeit an der Basis wurde die ursprüngliche Idee der Arbeiterinnen von Les Batignolles verwirklicht: die Warenzirkulation zwischen Stadt und Land wurde unter Umgehung des Zwischenhandels kurzgeschlossen. (Die Pariser Studenten-Arbeiter-Bauern-Komitees machten einen ähnlichen Versuch. Allerdings untersagten CGT-Funktionäre den Bauern eine

direkte Belieferung der Streikenden vor den Fabriktoren.) Das Regionalkomitee von Nantes händigte Passierscheine für Lebensmitteltransporte aus und entlohnte die Bauern für ihre Produkte mit Gratislieferungen von Strom, Benzin und Viehfutter. In sechs besetzten Schulen der Stadt, in denen Lehrer Kindergärten eingerichtet hatten, wurden die landwirtschaftlichen Produkte zum Erzeugerpreis abgegeben. Wie in den Pariser Vororten kontrollierten in Nantes Streikkomitees die Preise in Einzelhandelsgeschäften und auf den Wochenmärkten. Preistreibereien wurden mit Boykottaufrufen beantwortet.

In der Woche vor dem 30. Mai machten lokale Bürgermeisterei und Präfektur ebenso wenig von sich reden wie die Pariser Zentralmacht, zu der wegen des Poststreiks jede Telefonverbindung abgerissen war. In der Stadt existierten nebeneinander die spontan entstandenen Basisgruppen mit einem Zentralkomitee dezentralisiert gewählter und abwählbarer Vertreter und das von den Gewerkschaften bestellte Regionalkomitee. Diese Dualität von Aktionsgruppen der Basis und gewerkschaftlich kontrollierten Streikkomitees war die Regel im ganzen Land, sowohl in den Fabriken als auch in einzelnen Gemeinden. Nur in wenigen Fällen gelang es den autonomen Basisgruppen, sich so zu behaupten wie in Nantes. Trotzdem hatte die Lähmung der Basisinitiative schon in Nantes zur Folge, daß die Bevölkerung sich sehr bald an das Gewerkschaftskomitee wie an irgendeine andere staatliche Behörde wandte. Das »staatsbürgerliche« Verhalten der Arbeiter hätte erst in einem aktiven Sreik, d. h. durch die Wiederaufnahme der Produktion in eigener Initiative, absterben können. Die Arbeiterbürokratie kontrollierte die Lage in den Fabriken bis auf wenige Ausnahmen. Ein CGT-Funktionär eilte auf den Luftwege nach Nantes, um den Sud-Aviation-Boß aus seiner Büro-Gefangenschaft zu befreien. Die CGT sorgte dafür, daß seine Gewerkschaft die Fabrikbesatzer durch Erinnerung an die kleinen Freuden des proletarischen Daseins auf andere Gedanken brachte: CGT-Funktionäre verbreiteten die Devise: »Keine Schraube darf fehlen!«, ließen Ping-Pong-Tische heranschleppen und luden zu folkloristischen Catch-Veranstaltungen ein.

Noch im geringsten semantischen Detail propagierte die offizielle Presse der französischen Arbeiterklasse kleinbürgerliche Ideologie. In der Woche vor dem 30. Mai, als die Staatsmacht vakant zu sein schien und die Übernahme der Produktion durch die Arbeiter eine wichtige Etappe darge-

stellt hätte, verzichtete die Sonntagsausgabe des KPF-Organs *Humanité* nicht auf ihr traditionelles Angebot isolierter Informationen und unpolitischer Anekdoten: am 26. Mai fanden die Leser keine Zeile über die revolutionäre Entwicklung in Nantes. Während zur gleichen Zeit die CGT untersagte, einen Sonderzug in die Bretagne zu schicken, um Kartoffelspenden sympathisierender Bauern in die Metropole zu transportieren, feierte *Humanité-Dimanche* den »heroischen Kampf« des Volkes, indem sie eine »unscheinbare, aber wie bedeutsame Einzelheit« herausstrich: Die Streikbesatzung des Bahnhofs Saint-Lazare hatte einem Herrchen in der Normandie mitteilen lassen, daß die ihm zugedachten Hunde auf dem Pariser Bahnhof seiner harrten.[38]

Während die Streikenden an ihren Arbeitsplätzen die Zeit totschlugen oder sich wie ca. achtzig Prozent aller französischen Betriebsbelegschaften zuhause aufhielten, bemühten sich die Basisgruppen in den Wohn- und Industriebezirken der Städte um materielle und politische Unterstützung der Streikenden. Wenn es ihnen auch nicht gelang, von außen in den Fabriken selber eine aktive Streikbewegung einzuleiten, so konnten sie doch in vielen Fällen die Versorgung der Streikposten mit Lebensmitteln sicherstellen, Koordinierungsaufgaben wahrnehmen und politische Agitationszentren in unmittelbarer Nähe der Fabriken unterhalten. Bei den Angriffen der CRS kamen sie den Streikposten zu Hilfe. In den Wohnvierteln vergegenwärtigten sie der Bevölkerung den Streik durch Flugblattaktionen und Diskussionsveranstaltungen. In Nantes knüpften die Basisgruppen an informelle Kommunikationsnetze (Wohnblocks, Eckkneipen, Ladenkundschaft etc.) oder lokale Organisationen (Elternverbände, Berufsvereinigungen) an. Schwerpunkte der Agitation bildeten sich in den dezentralisierten Lebensmittelausgabestellen, denen von Lehrern betreute Kinderkrippen angeschlossen waren. Die Basisgruppen ermöglichten die Kommunikation zwischen Arbeitern, die im kapitalistischen Produktionsprozeß bisher keine Möglichkeit gefunden hatten, ihre Isolierung zu überwinden. Viele der informellen Betriebskader, die seit dem Mai-Juni außerhalb der etablierten Gewerkschaftsorganisationen in den Fabriken arbeiten und mit Unterstützung der Basisgruppen Betriebszeitungen verbreiten, sind auf diese Weise entstanden.

Die Errichtung einer lokalen Gegenmacht und eines autonomen Distributionsapparats konnte die Identifizierung der städtischen Kleinbourgeoisie und der traditionell konterrevolutionären Bauernschaft mit dem bestehen-

den System teilweise aufheben. Waren 1936 60 000 Bauern nach Nantes marschiert, um gegen die Volksfrontregierung zu demonstrieren, so fuhren im Mai 1968 6000 unzufriedene Bauern mit ihren Traktoren durch die Stadt . . . voran eine rote Fahne.

Wie im Barcelona des Jahres 1936 wurde in Nantes auf lokaler Basis der Kampf gegen den Kapitalismus mit der Antizipation einer neuen Gesellschaftsordnung verbunden.[39] Erst die abrupte Veränderung der Machtverhältnisse durch die studentischen Aktionen im Mai 1968 hat die Möglichkeit von Doppelherrschaft und Machtübernahme wahrscheinlich werden lassen. Damit wurde die früher von Gorz, Mallet u. a. entwikkelte These entkräftet, daß ein gradueller, von Zwischenzielen vermittelter Prozeß Arbeiterkontrolle etablieren und revolutionäre Situationen schaffen könne. Arbeiterkontrolle und Doppelherrschaft werden nur dann möglich sein, wenn die Position der Herrschenden auf allen Gebieten objektiv geschwächt ist. Die historische Entwicklung des Klassenkampfes im französischen Département Loire-Atlantique hat indes die These der von Gorz formulierten Arbeiterstrategie insofern bestätigt, als die in dieser Region seit langem propagierte antikapitalistische Strukturreform mit Sicherheit einen Einfluß auf die revolutionäre Bewußtwerdung der Bevölkerung gehabt hat.[40] Sozialistische Kooperation von Stadt und Land wurde seit Mitte der fünfziger Jahre von Anarchisten und Minderheiten der CFTC, der späteren CFDT-Gewerkschaft, vorbereitet, indem sie die unmittelbaren Bedürfnisse der Werftarbeiter und Kleinbauern propagandistisch mit der Forderung nach einer sozialistischen Regionalplanung und Infrastruktur verbanden. Wie in den Rhodiaceta-Werken von Besançon und Lyon bildeten sich unter den Werftarbeitern von Nantes und St. Nazaire informelle Kader revolutionärer Obleute, die den Arbeitern kontinuierlich einsichtig machten, daß ihre Misere in der globalen Strukturkrise ihrer Branche begründet sei, d. h. im Profitinteresse des internationalen Kapitals und seiner lokalen Vertreter.

Sozialistische Agitation, die die KPF-Lobpreisungen der »kleinen Scholle« hinter sich gelassen hatte, verdeutlichte den Kleinbauern des Départements, daß sie die Konzentration des Großgrundbesitzes ebenso bedrohe wie das staatlich honorierte »freie Unternehmertum« allmächtiger Düngemittelfabrikanten, Zwischenhandelsmagnaten und Konservenkonzerne.[41] Die »unmittelbaren Wohltaten«, »das eigene arbeitende Dasein«[42] der Doppelherrschaft von Nantes konnten den Abhängigen virtuell eine

Goethe Institut Bibliothek

gesellschaftliche Macht vor Augen führen, die in der Lage ist, über das kapitalistische System hinausgehende Modelle zu verwirklichen.
Wie in der Metropole gaben auch in Nantes Studenten wichtige Impulse, die die Möglichkeit sozialistischer Umgestaltung nicht mehr als irreal erscheinen ließen. Mit dem Sturm auf das Rektorat und dem Widerstand gegen CRS-Schläger erkämpften sie sich im Frühjahr 1968 die Abschaffung der rigorosen Hausordnung in ihren Wohnheimen. Die Bevölkerung solidarisierte sich mit den Studenten gegen CRS-Knüppeleien. Durch einen Boykott von Mensa und Studentendorf trotzten die Studenten der Administration das Recht ab, Lehrlingen und Arbeitslosen die Möglichkeit von verbilligten Mahlzeiten zu geben und sie in Wohnheimen unterzubringen, die weder von Eltern noch von Wirtinnen und Werkspitzeln kontrolliert werden können. Nach dem 13. Mai mußte der Präfekt den Studenten eine Subvention wieder zubilligen, die er ihnen nach ihrem Sturm auf das Rektorat entzogen hatte. Die Universität war die rote Basis der Kommune Nantes.
Innerhalb der im Mai-Juni sichtbar gewordenen globalen Rebellion der Produktivkräfte gegen die bestehenden Produktionsverhältnisse konkretisiert die Beteiligung des Agrarproletariats am revolutionären Experiment Nantes den Aufbruch archaischer Widersprüche. Dagegen zeigt die aktive Streikbeteiligung der technischen Intelligenz, daß es dem Spätkapitalismus nur partiell gelungen ist, durch Fetischisierung wissenschaftlich-technischen Fortschritts »moderne« Widersprüche in den technologisch entwickelten Sektoren akzeptabel erscheinen zu lassen.[43] Die Streikbewegung in der französischen Spitzenindustrie hat empirisches Material zutagegefördert, das, wenn es einmal systematisiert ist, ganze Berge soziologischer Mutmaßungen über die scheinbar systemgerechte Leistungsideologie der »Weißkittel« bereits in ihren Fragestellungen problematisch erscheinen lassen und nur mehr als Belegstücke bürgerlicher Sozialwissenschaften einstufen wird.
In ihren empirischen Untersuchungen zur »neuen Arbeiterklasse« haben Serge Mallet und Pierre Belleville schon zu Beginn der sechziger Jahre darauf hingewiesen, daß die Kader der elektronischen Industrie Frankreichs bei langandauernden Streikbewegungen dazu neigen, die Forderungen der Lohnempfänger nicht nur verbal, sondern auch durch Aktionen zu unterstützen und gleichzeitig eine eigene qualitative Forderungspraxis zu entwickeln.[44] Im Mai 1968 wurden im Zweigwerk Brest des Konzerns CSF

(Compagnie Générale de Télégraphie sans Fil) unter der Regie von Technikern und Arbeitern Funksprechgeräte produziert, die den Streikposten der besetzten Fabriken die Möglichkeit geben sollten, Unterstützung gegen heranrollende CRS-Trupps anzufordern. Dieses wohl spektakulärste Zeugnis revolutionärer Initiative von hochqualifizierten Facharbeitern in der Mai-Juni-Bewegung ist das vorläufige Resultat eines Lernprozesses, der sich seit der Forcierung staatlicher Planifikation durch das gaullistische Regime in den elektronischen, chemischen, flug- und atomtechnischen Zentren der französischen Spitzenindustrie vollzogen hat.

Im Dezember 1962 begann im Werk Neyrpic (Turbinenbau und Elektroausrüstungen) in Grenoble eine Streikbewegung, die mit rotierenden Arbeitsniederlegungen sieben Monate lang anhielt, auf sämtliche Zweige der Elektroindustrie des Val d'Isère übergriff und die kapitalistische Infrastruktur der Region infragestellte. Die Übernahme der Aktienmehrheit von Neyrpic durch den Großkonzern Alsthom leitete einen Gesundschrumpfungsprozeß ein, dem sowohl vertraglich zugesicherte Sozialleistungen und Beteiligungsprämien als auch 2/3 der Forschungsinvestitionen zum Opfer fallen sollten. Dieses eklatante Beispiel kapitalistischer Rentabilitätskalkulation rief eine Aktionseinheit von Studenten und Professoren der naturwissenschaftlichen Fakultät mit Ingenieuren und Arbeitern des betroffenen Industriezweigs hervor. Mit der Unterstützung der lokalen UNEF-Sektion gelang es den Universitäts- und Werksangehörigen, die in einer von der regionalen Industrie lancierten Briefkastenorganisation bereits gemeinsam an Programmen kapitalistischer Auftragsforschung gearbeitet hatten, diese Kooperation antikapitalistisch zu wenden: in universitären Großveranstaltungen und Demonstrationen in der Stadt wurde die durch den Fall Neyrpic dokumentierte Unvereinbarkeit von freier Entfaltung der Produktivkräfte und geltender gesellschaftlicher Ordnung in agitatorische Praxis umgesetzt und mit der Kampagne der Studenten gegen den Algerienkrieg verbunden. In polemischen Parolen wiesen Studenten und Arbeiter die Öffentlichkeit darauf hin, daß die Betriebsleitung bestrebt sei, durch reichen Propagandaaufwand alle Werksangehörigen als »Partner« in die Unternehmenssaga einzugemeinden, die ganze Fabrik zum weltoffenen »Glashaus« zu proklamieren, sich aber weigere, dem Verlangen der Belegschaft nach Offenlegung der Finanzen, insbesondere der Investitionspolitik stattzugeben. Während der ganzen Streikdauer stand das soziologische Institut incl. seines Direktors den Streikenden zur Verfügung, um Materialien über die gesellschaftspolitischen Konsequenzen der Amputationen anzufertigen, die das Profitinteresse des Elektrokonzerns verfügt hatte, und antikapitalistische Strukturreformen zu propagieren. Das wichtigste Resultat dieser Arbeiten war die von den Abhängigen des Départements unterstützte Forderung der Neyrpic-Belegschaft nach technischer und finanzieller Autonomie innerhalb der dezentralisierten Werksabteilungen. Diese Forderung war den Ingenieuren und Facharbeitern schon deshalb selbstverständlich, weil sie in den solidarisch

kooperierenden Arbeitsteams des stark differenzierten Produktionsprogramms bereits seit langem gemeinsam technische Initiative entfaltet und selbständigen Kontakt zu Kunden und Zulieferbetrieben aufgenommen hatten. – Wie die Streiks von Nantes waren die Streikbewegungen in der Fabrik Neyrpic und in den Flugzeugwerken Dassault bis zum Mai-Juni '68 kontinuierlich wichtige Diskussionsgegenstände der französischen Öffentlichkeit. Sie wurden von den Abhängigen als Vorbild und Legitimationsbasis für die eigene Forderungspraxis und Aktion begriffen.[45]

Die Bresche, die die Studenten im Mai 1968 in die herrschende Ideologie geschlagen haben, hat den Lernprozeß der technischen Intelligenz weiter vorangetrieben. Selbst in Zeiten revolutionärer Krisen kann sie nicht mehr ohne weiteres dem systemstabilisierenden Mittelstand zugeschlagen werden. Die Avantgarde-Funktion des technischen Personals in der besetzten Zentrale des staatlichen Rundfunks und Fernsehens (ORTF), die Koalition von »Blaublusen« (Arbeitern) und »Weißblusen« (Chemotechnikern) gegen die »Graublusen« (Werkmeister) bei der Konstituierung autonomer Basiskomitees im Chemiewerk des Rhône-Poulenc-Konzerns in Vitry sur Seine sind deutliche Anzeichen für diese Entwicklung.[46] Freilich ist es übertrieben, in den Streik-Komitees des staatlichen Atomzentrums Saclay Sowjets zu vermuten[47], selbst wenn man berücksichtigt, daß sich diese Komitees der Kontrolle der Gewerkschaften weitgehend entziehen und die Versorgung des provisorischen Sorbonne-Hospitals mit Medikamenten und Sauerstoff sicherstellen konnten. Die in den Vollversammlungen diskutierten und verabschiedeten Resolutionen verlangten Dezentralisierung und Autonomie der einzelnen Forschungsbereiche, den Abbau autoritärer Strukturen im Prozeß der wissenschaftlichen Arbeit. Sie prangerten die Bespitzelung des Personals an und unterstützten die materiellen Forderungen der Arbeiter in den Zulieferbetrieben des Atomzentrums. Die humanitär-appellativ formulierten Forderungskataloge von Saclay markieren jedoch keine Etappen innerhalb einer revolutionären Bewegung: sie erwarten Besserungen von oben, sei es vom bestehenden Regime, sei es von einer Volksfrontregierung. Die permanent tagenden Vollversammlungen der zu 80 Prozent anwesenden Saclay-Belegschaft stellten jedoch bereits Voraussetzungen dar, die systemsprengende Konsequenzen hervorgebracht hätten, wären entsprechende Parolen von einer revolutionären Führung ausgegangen.

In den meisten Industriezentren des Landes waren nicht einmal die Voraussetzungen massenhafter Kommunikation in den Produktionsstätten

gegeben. Die Fabrikbesatzungen waren auf Anordnung der CGT in der Mehrzahl mit den Streikposten identisch. Die gesamte Belegschaft versammelte sich nur dann an ihren Arbeitsplätzen, wenn sie Gewerkschaftsappelle entgegenzunehmen hatte. Von der Arbeiterbürokratie und den kapitalistischen Produktionsverhältnissen zur Sprachlosigkeit erzogen, gelang es den Abhängigen nur in wenigen Fällen, ihren Protest gegen die kollaborierenden Funktionäre zu verbalisieren und Gegenvorschläge zu unterbreiten.[48] Zerrissene CGT-Karten und umgestürzte Abstimmungsurnen deuten die Entwicklung an, die die Parolen geschulter Betriebskader, unterstützt von einer revolutionären Organisation, hätten initiieren können.

5. Organisationsdebatte

> »Doch die Anbetung der sich spontan herausbildenden Organisationsformen, die mangelnde Erkenntnis dessen, wie eng und primitiv unsere Organisationsarbeit ist, was für ›Handwerkler‹ wir auf diesem wichtigen Gebiet noch sind, das Fehlen dieser Erkenntnis, sage ich, ist die wahre Krankheit unserer Bewegung. Das ist selbstverständlich nicht eine Krankheit des Verfalls, sondern eine Wachstumskrankheit.«
> W. I. Lenin, Was tun?[49]

Zu dem Zeitpunkt, da die westeuropäische Universitätsrevolte auf andere Bereiche der Gesellschaft, insbesondere die jungen Arbeiter, übergreift, wird das Problem des Verhältnisses von potentiell revolutionären Schichten und ihrer provisorischen Avantgarde zum wichtigsten Diskussionsgegenstand der sozialistischen Strategie. Die Organisationsdebatte muß sich sowohl an den jüngsten Erfahrungen der Studenten-, Schüler- und Arbeiterrevolte als auch an den historischen Erfahrungen der Arbeiterbewegung orientieren. Die aktuelle Schwierigkeit der revolutionären Gruppierungen in Frankreich besteht darin, daß sie später als in anderen westeuropäischen Ländern eine antiautoritäre Massenpraxis hervorgebracht haben, jedoch wesentlich früher als vergleichbare Bewegungen gezwungen waren, den Charakter einer Studentenbewegung abzulegen und eine stellvertretende Avantgarde-Funktion im offen ausgebrochenen Klassenkampf zu übernehmen. Unter dem gegenwärtigen Handlungsdruck neigen die marxistisch-leninistischen und die trotzkistischen Gruppierungen Frankreichs dazu, auf historisch überlieferte und durch das Scheitern der

Mai-Juni-Bewegung scheinbar aktualisierte Interpretations- und Organisationsschemata zurückzugreifen: keine Revolution ohne Kaderpartei nach dem leninistischen Organisationsmodell.[50] Dagegen sehen die anarchistischen Gruppen in dem Höchstmaß proletarischer Spontaneität, wie sie im Mai-Juni zum Ausdruck gekommen ist, eine Bestätigung der in Nanterre begonnenen antiautoritären Praxis. Sie befürchten, daß die Führungskader einer leninistischen Partei die revolutionäre Selbsttätigkeit der Massen einschränken und eine ähnliche Entwicklung heraufbeschwören könnten wie im nachrevolutionären Rußland: »Wollen wir eine Organisation bolschewistischen Typs oder eine Organisation nicht-bolschewistischen Typs wie die Bewegung des 22. März?«[51] Nach dem Vorbild der französischen Anarcho-Syndikalisten verstehen sich die »Mitglieder« des 22. März als handelnde Minderheit *innerhalb* einer allgemeinen Massenbewegung, in der appellativ-exemplarische Aktionen Zentren der Emanzipation, der direkten Demokratie und der Doppelherrschaft an der Basis initiieren. Selbstverteidigung, allmähliche Ausweitung und föderativer Zusammenschluß von Räteinstitutionen in allen Bereichen der Gesellschaft ermöglichen schließlich »kollektive Übernahme der Führung der Gesellschaft«.[52] Nach dem Mai-Juni 1968 ist nicht die Alternative Organisation oder Spontaneität zwischen Marxisten-Leninisten und Trotzkisten auf der einen und der Bewegung des 22. März auf der anderen Seite umstritten, sondern nur die Dosierung von bewußt-organisatorischem und spontanem Element, die das Verhältnis von organisierter und organisierender Avantgarde der Studenten, Schüler und Jungarbeiter zu den revolutionären Massen bestimmen soll: »Wir lehnen nicht Organisation schlechthin ab; was wir bestreiten, ist die Notwendigkeit einer revolutionären Führung, die Notwendigkeit einer Partei.«[53]

Wird die Notwendigkeit einer leninistischen Kaderpartei mit der Feststellung von Marx und Engels aus dem kommunistischen Manifest begründet, daß die herrschenden Ideen einer Zeit stets nur die Ideen der herrschenden Klasse seien, d. h., wie Lenin, Kautsky zitierend, in *Was tun?* formuliert, daß nur eine revolutionäre Partei »von außen« sozialistisches Bewußtsein in das notwendig »spontan« trade-unionistische Proletariat tragen könne, – so berufen sich diejenigen, die auf die revolutionäre Spontaneität der Massen setzen, auf die Statuten der 1. Internationale, die die Emanzipation der Arbeiterklasse als Werk der Arbeiterklasse selbst bezeichnen.[54]

Die Organisationsform, die die erste Phase der Mai-Juni-Bewegung bis zum 13. Mai bestimmte, gewann ihre Ansätze in der massenhaften diskursiven Vor- und Nachbereitung praktischer Aktionen. Sichtbar für die Mehrheit der organisierten und nichtorganisierten Studenten, wurde sie am 22. März 1968 in Nanterre mit Besetzung der Fakultätsverwaltung inauguriert. Die Aktion des 22. März erfolgte aus Protest gegen die Verhaftung studentischer Vietnamdemonstranten in der Pariser Innenstadt. Sie führte in die Campus-Proteste gegen autoritäre Wohnheimreglements ein politisches Moment ein, das sich bis zu diesem Zeitpunkt nur abstrakt in außeruniversitären Vietnamaktionen manifestiert hatte. Den studentischen Gruppierungen, die von traditionsreichen Arbeiterorganisationen an der direkten Kooperation mit der Arbeiterklasse gehindert wurden, eröffnete sich damit zumindest in den Universitätszentren ein Praxisbereich, der zuvor von dem bürokratisierten Studentensyndikat UNEF verwaltet worden war. Auf dem Experimentierfeld Nanterre sahen sich die links von der KPF stehenden Studentengruppen genötigt, ihre sektiererischen Unterholzgefechte einzustellen. Sie mußten sich auf die agierenden Massen der organisierten und nichtorganisierten Studenten beziehen. Ohne den historischen Fortschritt dieses Gewinns an Flexibilität innerhalb der studentischen Organisationskerne hätten die eingefahrenen Theorie-und-Praxis-Geleise der Sekten-Hochburg Sorbonne nicht aufgeweicht werden können. In der für den weiteren Verlauf entscheidenden Mutualité-Veranstaltung vom 9. Mai (s. o.) bewies vor allem die (»trotzkistische«) JCR, daß sie im Verein mit der Bewegung des 22. März die Nanterre-Lektion auf das Quartier-Latin anzuwenden gedachte: sie verzichtete auf die Oktroyierung einer »Linie«. Den studentischen Massen wurde das Recht eingeräumt, gemeinsam mit der von ihnen akzeptierten provisorischen Avantgarde über die nächsten politischen und organisatorischen Schritte zu befinden.

Als die Arbeiter mit dem Generalstreik des 13. Mai, mit ihren antikapitalistischen Parolen – »10 Jahre sind genug – de Gaulle zurücktreten!« –, mit den spontanen Fabrikbesetzungen Schüler und Studenten »einholten« und sich wie die Barrikadenkämpfer des Quartier Latin sowohl gegen die Regierung als auch gegen KPF und CGT stellten, verlor die Avantgarde-Funktion der Studenten an praktischer Bedeutung: hatten die studentischen Aktionen bis zu diesem Zeitpunkt stimulierend auf das Verhalten der jungen Arbeiter gewirkt, so wurde die nun einsetzende Selbstorgani-

sation der Studenten innerhalb und außerhalb der besetzten Universitätsgebäude von der Arbeiterklasse – mit wenigen Ausnahmen – nicht als exemplarisch für eigene Selbsttätigkeit in den Produktionsstätten begriffen. Seit dem 15. Mai verhielten sich die Studenten den Arbeitern gegenüber nur noch als unpraktische Avantgarde. Die studentischen Gruppen überboten sich in negativer Agitation. Ihre Denunziation des gaullistischen Regimes und der revisionistischen Arbeiterorganisationen blieb abstrakt. Es gelang ihnen nicht, in solidarischer Diskussion die Lage einzuschätzen und zentrale Parolen auszugeben, die der Spontaneität der Massen entgegengekommen wären und den nächsten praktischen Schritt, die Wiederaufnahme der Produktion in Arbeiterregie, vorbereitet hätten.
Am 27. Mai überschritten die Arbeiter mit der Ablehnung des Grenelle-Abkommens den anerzogenen Trade-Unionismus: sie pfiffen ihre kollaborierenden Funktionäre aus. Trotzdem konnten die CGT-Abwiegler durch einen simplen Trick den Protest der Basis auf die kapitalistischen Verhandlungspartner der rue de Grenelle dirigieren, indem sie sich die Volksfrontparole der unzufriedenen Arbeiter scheinbar zueigen machten. Obwohl die Sorbonne-Besatzer die Wiederholung des Volksfrontmanövers von 1936 hätten voraussehen müssen, ließen sie sich vom geheuchelten Radikalismus der offiziellen Linken beeindrucken und akklamierten Mendès-France am Abend des 27. Mai im Stadion von Charléty. Sie bedachten nicht, daß sich das gaullistische Regime nur scheintot stellte und daß ein Mendès-France-Kerensky ohne autonome Arbeiterräte in den wichtigsten Fabriken über kurz oder lang der rückkehrenden Bourgeoisie zum Opfer fallen würde.
Alle gegenwärtigen Organisationsvorstellungen müssen ihrer Abstraktheit überführt werden, wenn sie die am 27. Mai geschürzten Knoten des revolutionären Prozesses unberücksichtigt lassen. Weder kann die Avantgarde mit der Parole »Jeder ist Cohn-Bendit« auf mechanische Multiplikationseffekte hoffen und in der Bewegung aufgehen, noch wird sie sich als ein Über-Ich der Abhängigen etablieren können. Eine hermetisch-konspirative Kaderorganisation, die das leninistische Organisationsmodell von 1902 kopieren würde, stieße trotz historischer Parallelen[11], die das CRS-bewehrte Frankreich mit dem zaristischen Rußland der Jahrhundertwende aufweisen mag, zum einen auf die Organisationsfeindschaft der von KPF und CGT enttäuschten antiautoritären Studenten, Schüler und jungen Arbeiter; zum anderen würde sie das bestimmte Verhältnis

von Avantgardepartei zu den im Mai-Juni erprobten Emanzipationsorganen der Massen nicht in praktischen Auseinandersetzungen definieren können. Eine Avantgardeorganisation isoliert sich von den Massen, wenn sie abstrakte Schulungsprogramme und Tagesbefehle herausgibt. Vielmehr wird es darauf ankommen, im Zusammenhang mit lokalen Auseinandersetzungen revolutionäre Theorie und zentrale Parolen zu erarbeiten und die Selbstorganisation der Massen in allen gesellschaftlichen Bereichen zu stimulieren.

Im Mai-Juni haben die durch bürgerliche Publicity bekanntgewordenen Repräsentanten der Studenten- und Hochschullehrergewerkschaft partiell die Funktion eines bei den Massen kreditierten Gravitationszentrums übernommen, das in der Lage war, Maßnahmen zu planen und in öffentlichen Diskussionen den agierenden Massen zur Entscheidung vorzulegen. Die historische Wendung vom 27. Mai 1968 hat deutlich gemacht, daß ein revolutionärer Prozeß, der die Macht der Arbeiter in den Fabriken dauerhaft verankern muß, nicht ausschließlich als Ergebnis spontaner Massenbewegungen und als Abfolge exemplarischer Improvisationen denkbar ist. Geschulte Kader in den einzelnen Praxisbereichen sind notwendig, um in eigener Initiative zentrale Parolen, die nicht als Ukas, sondern als nach örtlichen Bedingungen zu modifizierende Anleitungen aufzufassen sind, in die Praxis umzusetzen und einer Räteentwicklung das Höchstmaß an Gleichzeitigkeit und Absicherung zu verleihen. So unerläßlich nach den Erfahrungen des Mai-Juni eine revolutionäre Partei zu sein scheint, die die politische Bewegung links von KPF und CGT ständig in der Praxis repräsentiert, sporadisch-lokales Engagement organisatorisch in kontinuierliche, landweite Tätigkeit wendet und die Arbeiterstreiks mit der Universitätsrevolte vermittelt: sie wird weder die zentrale Exekutivgewalt der Bolschewiki in Anspruch nehmen noch erwarten können, daß sich die Massen auf ein Programm vereidigen lassen. Sie wird für jeden praktischen Schritt im Klassenkampf die Massen allererst gewinnen müssen, wird sich Sieg und Niederlage bei ihnen zu holen haben.

Weder die Befriedungspolitik der Herrschenden noch die Rechtfertigungsrituale der parlamentarischen Opposition haben der Lektion der Mai-Juni-Bewegung ihren praktischen Charakter nehmen können. Kampfformen, die man vor dem Mai 1968 auf die Universitäten beschränkt glaubte, stehen von nun an in den Fabriken auf der Tagesordnung: ad-hoc-Diskussionen am Arbeitsplatz, Solidaritätsaktionen gegen Entlas-

sungen, Basis-Kampagnen für den Abbau physischer und psychischer Ausbeutung. In den städtischen Basisgruppen setzen Studenten ihre Produktivkraft ein, um die Emanzipationsbewegung der Arbeiter auf den Begriff zu bringen. In solidarischer Kooperation mit informellen Betriebskadern werden Arbeiterkorrespondenzen verfaßt, die lokale Auseinandersetzungen und Aktionsformen im ganzen Lande verallgemeinern sollen und Theorie in Gestalt von aktuellen Analysen über die politische und wirtschaftliche Lage zur Diskussion stellen. Betriebszeitungen, Flugblätter und Plakate, die die Machenschaften der Unternehmer und Gewerkschaftsdelegierten entlarven, erweitern die diskutierende Gegenöffentlichkeit in den Betrieben und erschweren damit Sanktionen gegen die Basisgruppen in einzelnen Abteilungen und Werkstätten.[56] Nur so können langfristig nächste Schritte ideologisch und praktisch vorbereitet werden. Nur so kann die revolutionäre Bewegung des Mai-Juni 1968 die historische Bedeutung eines »1905« erlangen: »In den Perioden des äußerlichen Stillstands der Revolution, wo die Telegramme keine Sensationsnachrichten vom russischen Kampfplatz in die Welt tragen und wo der westeuropäische Leser mit Enttäuschung seine Morgenzeitung aus der Hand legt, mit der Bemerkung, daß in Rußland ›nichts passiert‹ sei, wird in Wirklichkeit in der Tiefe des ganzen Reiches die große Maulwurfsarbeit der Revolution ohne Rast Tag für Tag und Stunde für Stunde fortgesetzt.«[57]

Anmerkungen

1 Fritz Schalk, Über fanatique und fanatisme, in *Exempla romanischer Wortgeschichte*, Frankfurt a. M. 1966, S. 71 f.

2 Karl Marx, Friedrich Engels, *Ausgewählte Briefe*, Berlin 1953, S. 252

3 ebd., S. 309

4 »Es ist vermessen deuten zu wollen, wenn man so gut wie nichts vorausgesehen, wenn man sich dauernd geirrt hat. Nicht nur vor der Krise, sondern von Tag zu Tag während der Krise. Daß sich alle geirrt haben, ist kein Trost. Die Studentenunruhen würden begrenzt bleiben ... Die Regierung würde rechtzeitig vernünftig werden ... Pompidous Kapitulation vor den Studenten würde wenigstens auf die anderen beschwichtigend wirken ... Der Generalstreik vom 13. Mai würde die soziale Bewegung aufhalten und wieder unter die Kontrolle der Gewerkschaften bringen ... Das Abkommen vom 27. Mai zwischen Regierung und Gewerkschaften würde von den Streikenden gutgeheißen werden ... Schritt für Schritt hat der Optimismus weichen müssen. Und die Sorge wächst mit dem Gefühl der Ohnmacht.« So der Politologe A. Grosser, Die Romantik der Revolution. Edle Absichten, unklare Ziele, in: *Die Zeit* vom 31. 5. 68.

5 François Bondy, Die Große Explosion, in: *Der Monat*, Juli 1968. J.-J. Servan-Schreiber, *Frankreich steht auf*, Hamburg 1968, S. 34. Melvin J. Lasky, Revolutionstagebuch, in: *Der Monat*, August 1968. Maurice Duverger, Une dissolution conditionelle, in: *Le Monde*, 2./3. 6. 68; ders., Une Revolution impossible, in: *Le Monde*, 12. 7. 68; ders., Le Jeu de la révolution, in: *Le Nouvel Observateur*, Nr. 206, 21–27. 10. 68.
Zur Ästhetisierung der Mai-Juni-Bewegung vgl. Louis F. Peters, *Kunst und Revolte*, Das politische Plakat und der Aufstand der französischen Studenten, Köln 1968, DuMont Schauberg.

6 abgedruckt in: *Die Linke antwortet Jürgen Habermas*, Frankfurt a. M. 1968, S. 11.

7 Leo Trotzki, *Geschichte der russischen Revolution*, Berlin 1967, S. 12

8 vgl. die Bibliographie auf S. 76.

9 Frank Wolff, Organisation: Emanzipation und Widerstand, in: *Neue Kritik*, Nr. 50, Oktober 1968

10 Karl Marx, *Der Bürgerkrieg in Frankreich*, Berlin 1963, S. 77

11 vgl. Walter Kreipe, Studenten in Frankreich. Hintergrund und Potential einer politischen Bewegung, in: *Kursbuch* 13, 1968

12 Daniel Bensaid u. Henri Weber, *mai 1968, une répétition générale*, S. 21 ff.; Serge Bosc u. Jean-Marcel Bouguereau, Le précédent Berlinois, in: *Les Temps Modernes*, Heft 265, Juli 1968

13 Friedrich Engels, Einleitung zu »Die Klassenkämpfe in Frankreich«, MEW, Bd. 7, Berlin 1960, S. 520 ff.

14 Luigi Bobbio u. Guido Viale, La strategie du mouvement, in: *Revue Internationale du Socialisme*, Nr. 26–27, Juni 1968, S. 249 f.: »Die massive Teilnahme von jungen Arbeitern an Straßendemonstrationen der Studenten in einigen Städten ist gewiß

eine erste Etappe auf dem Weg der direkten politischen Vereinigung von Studenten und Arbeiterklasse. (...) Auf diesem Terrain kann und muß sich die Berührung von Studenten und Arbeiterklasse ergeben, nicht auf dem Wege eines populistischen Interesses für die Arbeiter, auch nicht einmal auf dem Weg langsamer ideologischer Ausbildung von kleinen Arbeitergruppen durch die Studenten, die, weil es ihnen an Klassenerfahrung fehlt, sich die Rolle revolutionärer Kader anmaßen; vielmehr kommt es darauf an, an die Möglichkeit des Kampfes gegen das ganze Gesellschaftssystem zu erinnern, eines Kampfes, der vor allem von Arbeitern selbst geführt werden muß, und in den gewerkschaftliche Kämpfe und Forderungskampagnen durchaus eingegliedert werden können.«

15 *Das Elend der Studenten*, Situationistische Internationale, B. P. Paris 307 03

16 Jean Monod, *Essai d'ethnologie des bandes de jeunes*, Paris 1968, S. 114. Über die Kommunikationsformen der *blousons noirs* vgl. das Kap. »La métamorphose argotique«; über ihr Kollektivbewußtsein vgl. das Kap. »La vie en bande«. Über die kommunikative Funktion studentischer Demonstrationen und Solidaritätsbekundungen vgl. »Deutschlands wilde Engel«, in: *Konkret* Nr. 10, Sept. 1968: Ein Hamburger Rocker über die Anti-Springer-Aktionen in Hamburg, Ostern 1968: »Da haben wir noch gesagt: astrein. Ja, das war aber richtig so auf eine Art: das nimmt ja überhand mit dem Knecht da, mit dem Springer. Doch ich sag' das so, wie das ist. Verdeutschen könnt ihr das ja nachher.« Über R. Dutschke: »Ja, und nun stichelt er irgendwie gegenan und so, ne. Ja, gegen die Parteien und so. Ich weiß nu nicht, was es ist, das ist wohl mehr so, na, wie soll ich sagen, na so Nazipartei, wohl mehr so würde ich sagen. NPD oder so. (...) Astreine Kumpels hat er. Genau wie wir. Wir haben auch astreine Kumpels und so, und er hat auch Rückenschutz. Bei uns ist Kameradschaft, bei denen auch. Normalerweise würde ich sagen, die Studenten halten mehr zusammen.« Vgl. »Widerstand statt Racheakt. Zur Politisierung der Rokker«, in *FU-Spiegel* (FU-Berlin), Nov.-Dez. 1968, Nr. 67

17 Epistémon, *Ces idées qui ont ébranlés la France. Nanterre, novembre 1967–juin 1968*, Paris 1968, S. 75

18 *La grève à Flins*, Paris 1968, S. 77 ff.

19 vgl. Reimut Reiche, Hat der autoritäre Staat der BRD eine Massenbasis? in: *Universität und Widerstand. Versuch einer politischen Universität in Frankfurt*, Frankfurt a. M. 1968, S. 21

20 vgl. Henri Lefèbvre, *La vie quotidienne dans le monde moderne*, Paris 1968, Kap. »Terrorisme et quotidienneté«, S. 267 ff.; ders., L'irruption. De Nanterre au sommet, in: *L'homme et la société*, Nr. 8, Avril-Mai-Juin 1968, Kap. 12: »Les phénomènes urbains«.

Zum Freizeitverhalten von Arbeitern vgl. Richard Hoggart, *The Uses of Literacy. Aspects of working-class life, with special references to publications and entertainments*, London 1957.

Das von den Herrschenden organisierte Pfingstmirakel: die Rückkehr des Benzins nach der de Gaulle-Rede vom 30. 5., lockte die Massen aus Städten und Fabriken. 68 Menschen fanden den Tod auf den Straßen. Das Regime war gerettet.

21 Pierre Bertaux (Prof. für Germanistik, Paris), Die Sorbonne war keine Bastille.

Eine Analyse des französischen Studentenaufstands, in: *Die Zeit*, Nr. 27, 5. Juli 1968. Vgl. Wilhelm Emrich (Prof. für Germanistik, FU-Berlin), »Kollektiver Befreiungsakt« ein Kurzschluß. Eine Erklärung zur Besetzung des Germanischen Seminars der FU, in: *Der Tagesspiegel*, 9. 6. 68, abgedruckt in: *Studenten stürmten FU-Institut.* Dokumentation der ersten Besetzung des Germanischen Seminars der FU, hrsg. von der ad-hoc-Gruppe-Germanistik-FUB, Berlin 33, Boltzmannstr. 3. Prof. Emrich: »Die Forderung nach kollektiven Befreiungsakten ist die Aufforderung zum Rückfall in vormenschlich-irrationale Rauschzustände und Bewußtseinstrübungen, die ›Glück in Bibliotheksräumen‹ versprechen anstelle kritischer Reflexion . . .«, ebd. S. 60. Zum Stellenwert der Besetzung der Frankfurter Universität vgl. *Die Linke antwortet Jürgen Habermas*, Frankfurt a. M. 1968.
Zum Verhältnis von Happening und Spontaneität im Spätkapitalismus vgl. Raoul Vaneigem, *Traité de savoir-vivre à l'usage des jeunes générations*, Paris 1967.

22 W. L. Lenin, Die Lehren des Moskauer Aufstands, in: *Ausgewählte Werke*, Bd. 1, Berlin 1965, S. 657.

23 Klaus Köster, Das planende Machtkartell, dargestellt an der Konzentrationspolitik Frankreichs, in: *Blätter für deutsche und internationale Politik*, Juni 1968. Über die Praxis falscher Zahlenangaben der französischen Unternehmer an die Plankommissionen vgl. Michel Bosquet, Des cartes truquées, in: *Le Nouvel Observateur* Nr. 205, 14.–20. Oktober 1968.

24 Grève »sur Place« au ministère de L'Équipement (20. Mai–8. Juin), in: *Cahiers de mai*, Nr. 2

25 »Die seelischen Energien einer durchschnittlichen Masse, die ein Fußballspiel erregt verfolgt, oder eine kitschige Operette miterlebt, von ihren Fesseln gelöst, in die Bahnen zu den rationalen Zielen der Arbeiterbewegung gelenkt, wären nicht mehr zu binden.« (Wilhelm Reich, *Massenpsychologie des Faschismus*)

26 Claus Offe, *Herrschaft, Klassenverhältnis und Schichtung*, unveröff. Manuskript, auszugsweise zitiert in: Jürgen Habermas, *Technik und Wissenschaft als »Ideologie«*, Frankfurt a. M. 1968, S. 77 ff.

27 Malte J. Rauch, Samuel H. Schirmbeck, *Die Barrikaden von Paris*, Frankfurt a. M. 1968, S. 14 f.

28 Pierre Belleville, *Une Nouvelle Classe Ouvrière*, Paris 1963, S. 81 f.

29 Reimut Reiche, Die Beschränkung der jugendlichen Protestbewegungen, in: *Probleme sozialistischer Politik*, Frankfurt a. M. 1968, S. 25 ff.

30 Zu den Revolten in Caen, Besançon etc. vgl. Daniel Bensaid, Henri Weber, a.a.O., Kap. »Des Facultés aux Usines«, *Avant-Garde-Jeunesse*, Organe de la JCR, Nr. 9, Januar–Februar 1968; Nr. 10–11, Februar–März 1968
Arno Münster, *Paris brennt. Die Mai-Revolution 1968*, Frankfurt a. M. 1968, S. 53

31 André Gorz, *Zur Strategie der Arbeiterbewegung im Neokapitalismus*, Frankfurt a. M. 1968, S. 49 f.

32 Rosa Luxemburg, Massenstreik, Partei und Gewerkschaften, in: *Politische Schriften I*, Frankfurt a. M. 1966, S. 201

33 Ernest Mandel, Une stratégie socialiste pour l'Europe occidentale, in: *Revue Internationale du Socialisme*, Nr. 9, S. 286 f.

34 Rosa Luxemburg, Organisationsfragen der russischen Sozialdemokratie, in: *Politische Schriften* III, Frankfurt a. M. 1968, S. 92.

35 Ernst Däumig, Der Rätegedanke und seine Verwirklichung, in: Dieter Schneider u. Rudolf Kuda, *Arbeiterräte in der Novemberrevolution. Ideen, Wirkungen, Dokumente*, Frankfurt a. M. 1968, S. 69 ff.

36 Nantes, toute une ville découvre le pouvoir populaire, *Cahiers de Mai* Nr. 1

37 Wie in der Gewerkschaft Force Ouvrière existiert in der Lehrergewerkschaft FEN (Fédération Nationale de l'Education Nationale) eine anarchistische Fraktion: Ecole Emancipée.

38 vgl. Daniel Théron, Le parti de la légitimité: Une analyse de l'»Humanité-Dimanche«, in *Partisans* Nr. 42, S. 249.

39 Pierre Broué u. Emile Témime, *Revolution und Krieg in Spanien*, Frankfurt a. M. 1968, Kap. V

40 Ernest Mandel, Leçons de Mai 68, in: *Les Temps Modernes*, Nr. 266–67, S. 304; vgl. Vorwort zu *Les Temps Modernes* Nr. 264, Mai–Juni 1968.

41 Gilbert Declercq u. Marcel Guiheneuf, Nantes–Saint-Nazaire: Une lutte pour le Socialisme, in: *Les Temps Modernes*, Nr. 219, August 1964, S. 303 ff.

42 Karl Marx, *Der Bürgerkrieg in Frankreich*, a.a.O., S. 82, 84.

43 Vgl. Jürgen Habermas, *Technik und Wissenschaft als »Ideologie«*, Frankfurt a. M. 1968, S. 48 ff.

44 Serge Mallet, *La nouvelle classe ouvrière*, Paris 1963; vgl. bes. das Kap. »Le syndicalisme d'entreprise à la Thomson-Houston de Bagneux«, ebd. S. 177 ff.
Pierre Belleville, a.a.O.; vgl. Kap. V: »Grenoble: la classe ouvrière conquiert ses nouvelles frontières«, ebd. S. 155 ff.; ders.: L'affaire Neyrpic et Grenoble, in: *Les Temps Modernes* Nr. 206, S. 110 ff., Jahrg. 1963/64.
Über die Verfilzung von Regionalindustrie und Landgemeinden in der BRD vgl. FR-Berichterstattung über den Correcta-Streik, in: *Frankf. Rdschau*, 26. 11. 68. ff.

45 Vgl. Techniciens et classe ouvrière. Colloque sur la conscience politique et syndicale chez les techniciens en France, in: *Revue internationale du socialisme*, Nr. 24, Dez. 1967, S. 795 ff.

46 Les comités de base à Rhône-Poulenc (Vitry). La recherche d'une action nouvelle après la reprise, in: *Cahiers de mai* Nr. 2, 1.–15. Juli '68, S. 9 ff.; vgl. Nouvelle forme d'organisation dans les usines. Les comités de base. (L'exemple de la CSF-Issy- les- Moulineaux), ebd., S. 6 ff.

47 *Des soviets à Saclay?* Maspéro, Paris 1968, bes. S. 38 f.

48 Über Betriebsversammlungen als scheindemokratisches »Diskussionsforum« vgl. Günter Wallraff, *»Wir brauchen Dich«. Als Arbeiter in deutschen Industriebetrieben*, Aufbau-Verlag Berlin.

49 W. I. Lenin, Was tun?, *Ausgew. Werke*, Bd. I, S. 229

50 vgl. Daniel Bensaid und Henri Weber, *Mai 68. Une répétition générale*, a.a.O., S. 91 ff.: »Luttes étudiantes, luttes ouvrières«. Vgl. die Organisationsdebatte in *Rouge* Nr. 3, 5, 7: »Spontanéité et organisation«.

51 Gabriel und Daniel Cohn-Bendit, *Linksradikalismus – Gewaltkur gegen die Alterskrankheit des Kommunismus*, Hamburg 1968, S. 16

52 ebd. S. 268

53 ebd. S. 265

54 W. I. Lenin, Was tun?, a.a.O., S. 174 f. Mit der pejorativen Gleichsetzung von autonom-revolutionärer Spontaneität und reaktiv-automatischer (»spontaner«) Übernahme der herrschenden bürgerlichen Ideologie durch die Abhängigen, d. h. Entfremdung, wollte Lenin zu einem bestimmten Zeitpunkt des langen Organisationsstreites innerhalb der russischen Sozialdemokratie die Notwendigkeit einer zentralistischen Kaderpartei plausibel machen. Nur Organisationsfetischisten werden sich diese Position Lenins, die er in *Staat und Revolution* und in den *Aprilthesen* revidiert hat, als Legitimationsbasis zu eigen machen. Vgl. Yvon Bourdet, Autogestion et spontanéité, in: *Autogestion* Nr. 5–6, März–Juni 1968, S. 95 ff.; Klaus Meschkat, Die Entwicklung der Anschauungen Lenins von der Pariser Kommune bis zur Oktoberrevolution, in: *Die Pariser Kommune von 1871 im Spiegel der sowjetischen Geschichtsschreibung*, Berlin 1965, S. 65 ff.

55 Daniel Bensaid und Henri Weber, a.a.O., S. 92

56 Une information d'un type nouveau, in: *Cahiers de mai* Nr. 7, 1.–15. Dezember 1968. Vgl. *Scheitern die Gewerkschaften im Betrieb?* Arbeitsmaterialien zur innerbetrieblichen Aktion. Zusammengestellt vom Gewerkschaftlichen Arbeitskreis im Republikanischen Club-Westberlin, 1 Berlin 15, Wielandstraße 27. Die Broschüre enthält eine Anleitung zu Betriebstagebüchern und Umfragen am Arbeitsplatz. Der westberliner DGB-Vorsitzende Sickert: »Dieser Fragebogen erfüllt zum Teil den Tatbestand der Werkspionage. (...) Die Gewerkschaften werden es nicht zulassen, daß verfassungsfeindliche Zielsetzungen zu einem Erfolg führen. Die Vermutung liegt nahe, daß eine solche Aktion von kommunistischer Seite ferngesteuert wird. Denn: Ein solcher Club ist nicht in der Lage, eine derart präzise und umfassende Fragestellung auszuwerten.« *B.Z.* vom 20. 1. 1968, zitiert ebd. S. 21; ebd. S. 22: vorsorgliches Warnschreiben des Deutschen Industrieinstituts unter Berufung auf den Tipp des DGB.

57 Rosa Luxemburg, Massenstreik, Partei und Gewerkschaften, in: *Politische Schriften* I, Frankfurt a. M. 1966, S. 163.

Autogestion Nr. 5–6, März-Juni 68: *Etudes, débats, documents*, Ed. Anthropos, Paris 1968

Bensaid, Daniel, u. Weber, Henri, *Mai 68. Une répétition générale*, Maspéro, Paris 1968

Ce n'est qu'un début. Continuons le combat. Rédigé par le Mouvement du 22 mars. Maspéro, *Cahiers libres* Nr. 124, Paris 1968

Des soviets à Saclay? Premier bilan d'une expérience de conseils ouvriers au commissariat à l'énergie atomique, exposé par Jacques Pesquet, Maspéro, *Cahiers libres* Nr. 127, Paris 1968

Gavi, Philippe, Des ouvriers parlent, in: *Les Temps Modernes* Nr. 265, Juli 1968, S. 80 ff.

Glucksmann, André, *Stratégie et révolution en France 1968*, Ed. Christian Bourgois, Paris 1968

Gorz, André, Limites et potentialités du mouvement de mai, in: *Les Temps Modernes* Nr. 266–67, August-September 1968, S. 231 ff.

Kravetz, Marc, *L'insurrection étudiante*, Union Générale d'Editions (10/18), Paris 1968

La Grève à Flins, Documents, témoignages rassemblées par J.-Ph. Talbo, Maspéro, *Cahiers libres* Nr. 121, Paris 1968

Lefèbvre, Henri, L'irruption. De Nanterre au sommet, in: *L'homme et la société* Nr. 8, April-Juni 1968; dito Ed. Anthropos

Mai 68. Première phase de la révolution socialiste française, No. spécial de 4e Internationale, Paris 1968

Mandel, Ernest, Leçons du mouvement de mai, in: *Les Temps Modernes*, Nr. 266–67, August-September 1968, S. 296 ff.

Martinet, Gilles, *La conquête des pouvoirs*, Ed. Seuil, Paris 1968

Partisans Nr. 42, Mai-Juni 1968: Ouvriers, étudiants, un seul combat! (Chronologie, Dokumente)

Ravignant, Patrik, La *prise de l'Odéon*, Ed. Stock, Paris 1968

Vincent, Jean-Marie, Pour continuer mai 1968, in: *Les Temps Modernes* Nr. 266–67, August-September 1968, S. 265 ff.

ders., Réflexions provisoires sur la révolution de mai 1968, in: *Les Temps Modernes* Nr. 265, Juli 1968, S. 104 ff.

Zegel, Sylvian, *Les idées de mai*, Gallimard, coll. idées, Paris 1968

(Die Arbeiten von Glucksmann, Gorz, Mandel in engl. Übers. in: *New Left Review* Nr. 52.)

Arbeiterkorrespondenzen

Action, Adr. 52, rue Galande, Paris 5e. (über 35 Nummern erschienen)

Cahiers de mai, Adr. Marcelle Fournié, 80, quai de la Rapée, Paris 12e. (über 7 Nummern erschienen)

Rouge, Adr. »Rouge«, B. P. 201, Paris 19e. (über 8 Nummern erschienen)

Dossier zu »Spontaneität und Organisation«

1. Arbeiter reden[1]

Ein Bäckereiarbeiter bei einer Gaullisten-Demonstration in Paris: »Ich arbeite 15 Stunden pro Tag, nachts auch und 6 Tage in der Woche.«
– »Sind Sie zufrieden?«
– »Ja.«

Eine fünfzigjährige Dekorateurin bei einer Gaullisten-Demonstration in Paris: »Der Kommunismus, das ist fürchterlich, buchstäblich fürchterlich. Unordnung ist das. Die Arbeiter haben das kapiert: sie fangen wieder an zu arbeiten. Die Arbeiter sind Prachtkerle.«

»Warum streiken Sie?«
Ein junger Renault-Arbeiter (Flins): »Wir streiken für eine gemeinsame Sache, wenn man so will. Um unser Auskommen zu verbessern. Was wir haben, ist kein Leben: das ist komplette Sklaverei. Wir arbeiten nur für Essen und Kleidung und um den Staat zu bezahlen. Sie können hier mit jedem jungen Arbeiter reden, jeder ist meiner Meinung. Was wir wollen, sind höhere Löhne und weniger Arbeitsstunden, damit es keine Arbeitslosen mehr gibt. Jeder soll Arbeit haben. Unser Leben ist Sklaverei. Glück kennen wir nicht. Wir arbeiten nur für das, was wir unbedingt brauchen. Wer das ein gutes Auskommen nennt, hat unrecht. Wir müssen alle am gleichen Strang ziehen, um da mal hinzukommen.«
Ein Student erwidert: »Genosse, die Erfüllung materieller Forderungen ist ja gut und schön, aber das ist noch nicht alles. Man muß das System ändern, Schluß machen mit dem Kapitalismus.«
Der Arbeiter: »Ich kümmre mich nicht um Politik. Das überlasse ich den Fachleuten und Studenten. Das ist Eure Arbeit.«

Jean, 31, Citroenarbeiter (Quai de Javel, Paris): »Das Fließband darf nicht stehenbleiben. Gibt es einen kleinen Unfall, wird es schneller eingestellt. Im letzten Jahr ist ein ziemlich Alter, ein Herzkranker, auf das Förderband gefallen. Man hat ihn in den Sanitätsraum gebracht, ruck, zuck hat ihn ein andrer ersetzt. Aus dem Sanitätsraum hat man ihn in aller Eile nach Boucicaut transportiert. Unterwegs ist er gestorben. Die Betriebsleitung hat niemals zugeben wollen, daß er in der Fabrik gestorben ist. Wegen der Ansprüche, die man dann gestellt hätte.«

André, Citroenarbeiter: »Der Chef bringt es fertig, die Arbeiter zu isolieren. Gespräche gibt's nicht. Hält man sich an die Bestimmungen, so hat man weder das Recht zu singen, zu pfeifen, zu reden . . . Will man pissen gehn, so gibt es ein Riesentheater. Mat hat eben nur das Recht auf Arbeit. (. . .) Am Fließband richten es die Bosse so ein, daß sie Jungs der verschiedensten Nationalitäten nebeneinanderstellen: ein Spanier, ein Italiener, ein Grieche, ein Portugiese. So reden sie nicht miteinander.«

Jean (er wohnt in einem Wohnheim, das von der Fabrik kontrolliert wird): »Das schlimmste ist, daß wir nicht in derselben Schicht arbeiten. Tag und Nacht: beständiges Kommen und Gehen. Enge Freundschaften sind da unmöglich. Man darf nichts an die Wände kleben. Für das Ganze zahle ich 6 Francs pro Tag.«

Ein Italiener: »Die Kollegen aus den verschiedensten Ländern werden so eingesetzt, daß sie keine Kontakte mit den Franzosen anknüpfen können, keine Freundschaften schließen können. Für die Bosse wäre das gefährlich. Man könnte ja eine Verschwörung machen, einen Streik beschließen, über Politik reden. In Italien bekommen die Fließbandarbeiter Milch. Für die Gesundheit ist das sehr wichtig. Bei Citroen gibt's so etwas nicht.«

Ein Italiener: »Als einzige Ablenkung gibt's Fernsehen und einen Tischtennisraum. Man darf keine politischen Gruppen bilden. Man darf nicht über Politik reden. Wenn der Chef eine Gruppe diskutieren sieht, selbst vor der Tür, treibt er die Leute auseinander.«

Jean: »Nach 8½ Stunden Arbeit in der Fabrik hat man sowieso keine Lust mehr, über Politik zu reden. Man ist zu kaputt. Man hat nicht einmal Zeit, sich etwas beizubringen. Ich war noch nie in einem Theater oder Kulturhaus.«

Ein Italiener: »Mexico, das liegt für uns nicht drin. Ein Kind, das wäre für mich die Katastrophe. Ich könnte es schon ernähren, aber ich wäre

nicht in der Lage, ihm eine Erziehung zu geben. Ich will es nicht an einem Fließband arbeiten lassen wie seinen Vater.«

Ein junger Arbeiter (Renault, Boulogne-Billancourt): »In der Werkstatt Nr. 70 ging es los. Ein Kollege hatte erfahren, daß man in Cléon (Renault-Zweigwerk) die Arbeit niedergelegt hatte. Ganz plötzlich hört er auf zu arbeiten: ›Ich habe die Schnauze voll‹, sagte er. ›Die Studenten haben alles erreicht, was sie wollten. Warum nicht wir?‹ Trotz der Alten machen die anderen Jungen in der Werkstatt mit. – ›1936, ihr wißt ja nicht, wartet ab . . .‹ – Die Parole geht von Werkstatt zu Werkstatt, von Fließband zu Fließband, von Maschine zu Maschine: ›Wir legen die Arbeit nieder!‹ Binnen einer halben Stunde hat die ganze Fabrik die Arbeit eingestellt. Das ist phantastisch. Wir trauen unseren Augen nicht.«

Ein alter Arbeiter vor dem Renault-Werk in Boulogne-Billancourt: »Im allgemeinen kommt der Chef nicht vorbei, um einem Kollegen zu helfen oder so, er kommt nur vorbei, um einen Kerl fertig zu machen. Moralisch, meine ich, darauf verstehen sie sich ganz gut. Die Kollegen haben mir z. B. berichtet, daß im Laufe des Jahres in der 14. Abteilung Selbstmordfälle vorgekommen sind: die Leute haben es einfach nicht mehr ausgehalten. Wegen der Arbeitsatmosphäre usw. Der Abteilungschef arbeitet mit Schikanen. Er macht die Leute moralisch fertig. Das ist ganz einfach. Er ist ja allmächtig. Wenn ich daran denke, daß die Weißkittel bei Renault ihre 1500, 2000 oder sogar 4000 Francs im Monat machen, . . . ich finde diese Leute leisten nichts. Selbstverständlich brauchen wir Fachleute, aber im Vergleich mit den Arbeitern werden sie überbezahlt. Dafür muß der Arbeiter herhalten. Er verdient doch den Lohn für all diese Leute. Darin liegt auch eine tolle Ungerechtigkeit. Für 1968 haben wir kaum mehr Lohn zu erwarten. Wir haben es in der Fabrik mit Gefangenenwärtern zu tun, unsere Aufpasser sind wie Bullen.«

Jean: »Wir streiken. Und die Spitzenkader arbeiten. Das ist normal. Die arbeiten für den Chef. Wir für unsere Ernährung.«

Jean: »Ich habe mich von der Zeitung in Montauban rumkriegen lassen. Kantine, soziale Vorteile, komfortable Wohnungen, hieß es in der Anzeige. Ich Blödmann schnappe meinen Koffer, und wo finde ich mich wieder? Im Beherbergungszentrum von Citroen. Da drin ist es zum Kotzen. Acht Mann pennen in einer Bude. Morgens muß man sein Bett bauen. Wenn der Zimmerchef findet, daß eins nicht gut genug ist, schmeißt er alles raus. Abends findet man dann seine Bettsachen mitten in der Bude wieder. Wie

bei der Armee. Es gibt Tage, wo ich am liebsten abhauen möchte. Arbeitsschluß habe ich um 18.15 Uhr. Man darf unterwegs nicht bummeln, sonst fliegt das Essen flach.«
Ein Gewerkschaftsmitglied (Renault, Flins): »Eine ganze Zahl junger Arbeiter des Konzerns sind auf die Idee gekommen – übrigens ohne daß die Gewerkschaften sie dazu gedrängt hätten – in der Gegend herumzufahren, alle Fabriken abzuklappern, um die Jungens aufzufordern, die Arbeit niederzulegen und ebenfalls zum unbefristeten Streik aufzurufen. Die Kerle haben ganze Arbeit geleistet, denn ungefähr acht Tage später war die große Mehrheit der Schuppen in der Umgebung auch im unbefristeten Streik . . . Bei den Ciments war es zu Anfang ziemlich wacklig, die Direktion hätte die Sache beinahe wieder in die Hand genommen. Da haben die Jungen von Renault und die Aktiven von Cellophane mit zugepackt.«
Ein junger Packer berichtet in der Sorbone: »Wir wollten die Alten, die 1936 die Revolution gemacht hatten, davon überzeugen, daß sie sich jetzt, 1968, die Sache einmal ansehen. Aber die zerbrechen sich nicht den Kopf: ›Klar, ausbaden müssen wir es wieder, wir scheren uns nicht darum‹, sagen sie uns. Wir, die Jungen, Studenten, Arbeiter, wir wollen nicht mehr warten. Wenn's klappt, klappt's. Wenn nicht, haben wir unsere Zeit auch nicht verloren.«
Mauerinschrift in der Sorbonne: »Seit 1936 habe ich für Lohnerhöhung gekämpft. Vor mir hat schon mein Vater für Lohnerhöhung gekämpft. Jetzt habe ich Fernseher, Eisschrank und Volkswagen. Aber alles in allem ist mein Leben immer ein Hundeleben gewesen. Redet nicht mit den Bossen, schmeißt sie raus.«

II. Bei Massey–Ferguson[2]

Die Fabrik Massey-Ferguson in Marquette, einem Vorort von Lille, ist in der ganzen Gegend wegen ihrer vielen Streiks berühmt. Vor dem Mai verging kein Monat, ohne daß die Arbeiter mindestens einmal die Arbeit niedergelegt hätten, sei es wegen eines direkten Angriffs der Direktion oder wegen einer gerechten Forderung, die man durchsetzen wollte.
Nicht ohne Stolz sagen die Arbeiter von M.-F.: »Das ist ein Laden, in dem nur Revolutionäre arbeiten!« Die Gründe für die permanente Kampfbereitschaft und die Explosion vom 20. Mai liegen in den Arbeitsbe-

dingungen und in der Ausbeutungsatmosphäre, in der die Arbeiter dort leben.

Die Fabrik von Marquette gehört zu einem amerikanischen Konzern, der in der ganzen Welt 37 Fabriken besitzt und 50 000 Arbeiter beschäftigt. An seiner Spitze steht eine Holding-Gesellschaft mit Sitz in Toronto. Massey-Ferguson produziert vor allem landwirtschaftliche Maschinen: Mähmaschinen, Dreschmaschinen, Traktoren usw. Seit einigen Jahren zeichnet sich die Tendenz ab, die Produktion in jedem Land zu spezialisieren, so daß in einem diese, im anderen jene Maschine hergestellt wird. Diese Spezialisierung erlaubt es Massey-Ferguson, die Arbeit rationeller zu gestalten, was sich natürlich darin niederschlägt, daß Arbeitskräfte entlassen werden. Außerdem bedeutet sie eine extreme Arbeitsteilung: der Arbeiter hat mit dem Ding, das er produziert, nichts zu tun.

Diese Tendenz hat auch noch einen anderen Aspekt: die Zulieferbetriebe. Sie sind für den modernen Kapitalismus eine äußerst rentable Sache, weil sie die Produktionskosten herabsetzen. Als kleine lokale Unternehmen zahlen sie niedrigere Löhne als der Konzern.

In der Fabrik gibt es zwei verschiedene Werkstattypen: die »Primär«-Werkstätten (Gießerei, Schmieden, Blechschmieden), in denen die Arbeit anstrengend ist, und die Montagewerkstätten. An den Fließbändern der Gußputzer (dort werden die Gußstücke gereinigt und abgeklopft) sind die Arbeitsbedingungen wegen des Staubs und des Lärms am schlechtesten; Silikose und Tuberkulose sind hier die häufigsten Krankheiten.

»Hätten wir eine vernünftige Betriebsordnung, würden wir die Leute bei uns nackend arbeiten lassen . . .«, sagt die Direktion.

Wegen der Konkurrenzphase, in der die europäischen Konzerne im Augenblick stecken, herrschen diese unzumutbaren Arbeitsbedingungen nicht nur bei Massey-Ferguson. Aber Massey-Ferguson hat überdies noch ein regelrechtes Polizeispitzelsystem eingerichtet, das es der Firma erlaubt, den Arbeitern Bedingungen zu diktieren. Es liegt auf der Hand, daß der Kapitalismus, will er seine Produktion unter allen Umständen erhöhen, zwei Methoden miteinander koppeln muß, um die Arbeiter dahin zu bringen, trotz geringerer Löhne noch mehr zu arbeiten: einerseits schöne Worte (»Die Fabrik, das sind wir beide: Ihr und wir; wir sitzen alle im selben Boot«), andererseits Zwang. Es ist die Besonderheit von Massey, daß hier die zweite Methode bevorzugt wird. Dabei stützt sich die Direktion auf das Personalbüro, die Werkstattmeister und einige Vorarbeiter. An der

Spitze dieser Betriebspolizei steht Ferreira, den man Roger-den-Schamlosen getauft hat. Er ist der Personalchef, und seine schmutzige Arbeit besteht darin, bei früheren Arbeitgebern unter dem Siegel der Verschwiegenheit Erkundigungen über jeden Fabrikarbeiter einzuziehen. Er schickt Fragebogen mit einer abreißbaren Karteinummer los, und ein »anonymer« Bogen kommt zurück. Die Fragen wollen nicht nur die Berufsqualifikation der Arbeiter herausbekommen: sie wollen auch wissen, ob die Leute sich alles gefallen lassen, oder ob sie gefährliche »Rädelsführer« sind. Für jeden Arbeiter wird eine Akte mit Paßbild, Abwesenheitsliste und Streikpostenphotos angelegt.
Bei Massey laufen alle Anstellungsverträge zunächst nur über drei Monate. Es liegen sogar Entlassungsurkunden mit Blankounterschriften herum. Unter der Fuchtel von Ferreira steht Monsieur Philippe, der eine Pistole in seinem Schreibtisch hat. Seine Aufgabe ist es, über jeden Streik ein genaues Protokoll anzulegen und die Streikenden zu fotografieren. Nebenbei: die Fabrikleitung hat ihren Arbeitern untersagen lassen, die Reste ihrer Kantinenmahlzeiten mit nach Hause zu nehmen: damit macht Monsieur Philippe seine Schweine fett! Das eigentliche Rückgrat dieses Polizeisystems bilden – bewußt oder unbewußt – die Werkstattmeister und die Vorarbeiter. Sie werden nicht nach beruflicher Qualifikation eingestellt, es kommt nur darauf an, daß sie der Direktion bedingungslos ergeben sind. Die Werkmeister bekommen ein Gehalt von 2500 bis 6000 F. Wenn es sich darum handelt, sich gute Spitzel zu züchten, ist die Fabrikleitung nicht kleinlich. Manchmal sagen die Arbeiter unter sich: »Wenn wir sie mal einem technischen Test unterzögen, würden sie auf die Schnauze fliegen . . . Sie wären gerade noch als Handlanger zu gebrauchen!«

In diesem permanenten Überdruckklima kann der kleinste Funke die Explosion auslösen: dieser Funke waren die Studenten. Am 13. Mai streikte fast die komplette Belegschaft. 50 Genossen von Massey nahmen an der Demonstration teil, die in Lille mit den Studenten organisiert wurde. Die Empfehlungen, die ein CGT-Ordner gab, zielten darauf ab, die Marschkolonnen in eine Studenten- und eine Arbeiterabteilung zu spalten. Die Massey-Gruppe, die keinen Sinn in dieser Maßnahme sah, mußte sich sagen lassen: »Haltet Eure Klappe! Wir haben alles genau geplant.«
In der Fabrik bildeten sich Gruppen. Man diskutierte und kam zu dem Schluß, daß es an der Zeit sei, »bei dem Tanz mitzumachen«. CGT und

CFDT (sie vertreten 75 bzw. 25 Prozent der Belegschaft) saßen in der Klemme und wollten Zeit gewinnen. Die Basiseinheiten der Gewerkschaften sahen zu ihrer Freude, daß die Stimmung von Stunde zu Stunde besser wurde und sich überall ein Gefühl der Hoffnung ausbreitete. Die Fabrikleitung dagegen wahrte die Fassade; sie gab am Sonntag noch einen Empfang zu Ehren der Fabriksportler, an dem die Gewerkschaftsvertreter teilnahmen. Aber es herrschte Ruhe vor dem Sturm, denn am Vortag hatte man der Mannschaft die Fabriksubvention entzogen!

Am Montag, dem 20. Mai, 8.30 Uhr, ging der Streik los. Von einem Flugblatt CGT-CFDT zusammengerufen, versammelten sich die Arbeiter in einer ungeheuren Kampfatmosphäre. Während die Gewerkschaftsdelegierten redeten, gingen zwei Gruppen, wie vorgesehen, zur direkten Aktion über: die eine schaltete die Sirene ein, die andere besetzte die Telefonzentrale. Dann zogen sie die Schlüssel aller Karteikästen ein (die Schlüssel waren inzwischen ausgewechselt worden: beim letzten Streik hatten die Arbeiter sie schon einmal einkassiert). Kurz, die Besetzung ging los, ehe man überhaupt über einen Streik abgestimmt hatte! Erst als alle in der Fabrik waren, beschloß eine Vollversammlung aller Arbeiter den Streik.

Die Revolte richtete sich gegen alles, was die Unterdrückung ausgemacht hatte: Ferreira und Philippe wurden in der Bibliothek eingeschlossen, die Autos der Werkmeister wurden durchsucht, als sie die Fabrik verließen, alle Polizeiakten wurden verbrannt, die Karteikästen vernichtet. Und dann versammelte sich die ganze Belegschaft auf dem Fabrikhof. Es herrschte völlige Stille, als die Konzernfahne von Massey-Ferguson auf Halbmast gesetzt wurde und die rote Fahne hochging. Man sah Arbeiter, die vor Ergriffenheit zu weinen anfingen. Die Massey-Fahne wurde heruntergeholt und zerrissen, jeder wollte sich ein Erinnerungsstück verschaffen.

Ein provisorisches Streikkomitee aus sieben CGT-Delegierten und -Mitgliedern, drei CFDT-Delegierten und -Mitgliedern und einem Nicht-Gewerkschaftler wurde von den Organisationen vorgeschlagen und allgemein begrüßt. Heute meinen allerdings einige Arbeiter, daß dieses Komitee zu sehr die Gewerkschaftsapparate widerspiegelte: es hätte gewählt werden und der Vollversammlung verantwortlich sein müssen.

Der Streik bei Massey dauerte drei Wochen. Man ist sich einig darüber, daß er zwei Phasen hatte. Die erste dauerte bis zu dem Abkommen von Grenelle: die Arbeiter waren mobilisiert und einig wie nie zuvor. Die zweite – nach dem 1. Juni – ist dadurch gekennzeichnet, daß sich die Mo-

bilisierung allmählich zerfaserte: auf nationaler Ebene ließ sich keine Zielvorstellung erkennen, die Grenelle-Resultate enttäuschten. Viele Arbeiter, die Gewerkschaftsdelegierten eingeschlossen, geben zu, daß sich alles aufgelöst hat von dem Augenblick an, als das Streikkomitee aufhörte, militante Ziele vorzuschlagen, und die Streikenden keine verantwortlichen Aufgaben mehr erfüllen konnten.

Der Enthusiasmus der ersten Woche spiegelt sich in den vielen Beispielen, die die Arbeiter von Massey aufzählen: ein Streikender, der jeden Tag die stetig wachsende Zahl der in den Ausstand tretenden Arbeiter an eine Tafel schreiben sollte, war am 24. Mai bei 18 Millionen angelangt! Es kam ihm nicht darauf an, ob die Zahl stimmte oder nicht: die Hauptsache war die Beteiligung der Massey-Arbeiter an der Streikbewegung. Im Laufe einer Werkstattvollversammlung schlug einer einen Minimallohn von 600 F vor, ein anderer von 800 F, ein dritter von 1000 F. Die Gießerei stellte eine Forderung von 1200 F auf. Solche Forderungen zeigen anschaulich, daß die »wissenschaftliche« Berechnung der berühmten »Minimal«-Bedürfnisse die reinste Irreführung darstellen. Es bildeten sich Gruppen, die anderen Fabrikbelegschaften, die noch nicht streikten, die Unterstützung der Massey-Arbeiter anboten. In ihren Autos, rote Fahnen schwenkend, übernahmen die Streikenden das Kommando über die Straßen: »Polizisten haben sich kaum noch herausgetraut; es wäre ihnen auch schlecht bekommen, wenn sie uns angehalten hätten.«

Die Fabrik war jeden Tag von 300 bis 700 Personen besetzt. Jeden Morgen fand eine Vollversammlung statt, die Aktionsvorschläge diskutierte. Im Laufe einer Vollversammlung schlug ein Delegierter vor, die Fabrik wieder in Gang zu bringen. Es wurde ernsthaft erwogen, eine Maschine zu produzieren, sie als Muster auszustellen und damit zu zeigen, was die Arbeiter allein fertigbringen können. Aber diese Aktion scheiterte daran, daß man zunächst den anderen Fabriken helfen mußte, mit dem Streik zu beginnen. Einige hatten seit 1950 nicht mehr gestreikt, und es gab zu wenig Aktive, um beides auf einmal zu machen. Andererseits sollte es auch eine »schöne Maschine« werden, und der Streik war noch nicht ausreichend organisiert, um eine solche Aufgabe zu bewältigen.

Die bewußtesten Arbeiter von Massey-Ferguson unterstreichen, daß der Streik in der ersten Woche keine simple Angelegenheit von Lohnforderungen war: »In der ganzen Fabrik dachte man nur an eins: die Regierung muß ausgewechselt werden.« Übrigens wurde die CGT-Parole »Erhöht

unsre Löhne!« von den Demonstranten in Lille am 13. Mai so gut wie überhaupt nicht übernommen.
In einigen Werkstätten wurde verlangt, daß die Forderungen auf jeden Fall aufrechterhalten werden sollten, ganz gleich, welche Regierung man bekäme. Denn einige waren sich völlig darüber im klaren, daß selbst eine Regierung der Linken sie nicht würde erfüllen können, wenn die gegenwärtigen Strukturen der kapitalistischen Gesellschaft erhalten blieben.
Nach dem 1. Juni ließ die Mobilisierung nach, denn die Grenelle-Resultate waren das genaue Gegenteil der Hoffnungen, die der Streik ausgelöst hatte. Außerdem wurden die Verhandlungen mit der Betriebsleitung immer mehr eine Sache der Delegierten und des Streikkomitees: der Streik fing an, den Streiks ähnlich zu werden, die man eh und je mitgemacht hatte.
Trotzdem machte das Komitee der Vollversammlung noch einen Vorschlag, der einstimmig angenommen wurde, obwohl man nicht recht an seine Verwirklichung glaubte: zur Auffüllung der Streikkasse sollte in der Fabrik produziertes Material verkauft werden. Das Komitee hatte schon Verhandlungen eingeleitet, ein Aufkäufer hatte sich gemeldet. Das Komitee mußte schließlich auf den Verkauf verzichten. In einer Presseerklärung machte die Direktion alle, die sich an diesem Verkauf beteiligen würden, für den Schaden haftbar. Das Kräfteverhältnis hatte sich zu Ungunsten der Streikenden verschoben: die bürgerliche Legalität regierte wieder.
Am 4. Juni organisierte die Fabrikleitung, die das Stammpersonal, die Techniker und Werkmeister wieder in die Hand bekommen hatte, eine geheime Abstimmung in Lille. Das Streikkomitee verurteilte diese Abstimmung als Maskerade. Die Zahl der Arbeiter, die sich daran beteiligen, war minimal (nicht einmal jeder 10.), und viele stimmten gegen die Wiederaufnahme der Arbeit.

Seit Anfang Mai gab es in Massey-Ferguson eine Verbindung mit der Studentenbewegung: man hatte sehr schnell begriffen, daß das, was die Studenten sagten, nichts mit den Presseberichten über die Studenten zu tun hatte. Die Arbeiter sympathisierten mit den Studenten, die die bürgerliche Universität anprangerten, Kritik daran übten, daß nur 7 Prozent Arbeiterkinder die Universität besuchen können, und es wagten, dieselben Repressionskräfte anzugreifen, mit denen auch die Arbeiter zu tun hatten.
Ebensowenig nahmen sie es hin, daß Seguy die Studenten als unverant-

wortliche Elemente angriff. Viele Arbeiter gaben zu, daß sie es vorzögen, mit einem Stammpersonal der Studentengeneration vom Mai 1968 zusammenzuarbeiten, statt sich von ihren augenblicklichen Vorgesetzten weiterhin schikanieren zu lassen.

Wegen der Schwierigkeiten, die einige CGT-Funktionäre machten, konnten sich die Kontakte mit den Studenten während des Streiks noch nicht konsolidieren. Immerhin fanden außerhalb der Fabrik viele Diskussionen statt. Einige Gruppen sind sogar zur philosophischen Fakultät nach Lille gefahren, um an den studentischen Versammlungen teilzunehmen.

Am 10. Juni mußte die Fortsetzung des Streiks sinnlos erscheinen. Der Streik war zu Ende, aber die Kampfbereitschaft war nicht erstickt. Nach der Wiederaufnahme der Arbeit gab es sofort wieder Warnstreiks, der letzte fand am 14. November statt. Seit vier Monaten trifft sich regelmäßig eine kleine Gruppe von Arbeitern. Sie wollen die Lehren aus dem Streik ziehen, an dem sie aktiv teilgenommen haben. Fast alle waren Mitglieder des Streikkomitees. Die meisten haben das Gefühl, daß man sie begaunert hat, und alle sind sich darin einig, daß die Gewerkschaftsspitzen die Bewegung zu Beginn völlig unterschätzten und nicht das herausgeholt haben, was möglich gewesen wäre. Sie folgern daraus, daß in Zukunft die Gewerkschaftsfunktionäre nur noch mit der Masse der Arbeiter zusammenarbeiten und ihrer Kontrolle unterliegen müssen: »Wir wollen keine Tenöre mehr, die an Fallschirmen auf uns herabgelassen werden!« Außerdem haben die Arbeiter festgestellt, daß seit dem Mai eine ganze Reihe von CGT- und CFDT-Mitgliedern an einem Strick ziehen: sie wollen mit der bornierten Kirchturmpolitik ihrer Organisationen Schluß machen und im Interesse ihrer Klasse an der Basis zusammenarbeiten. Bei Massey-Ferguson ist die Einheit der Arbeiterklasse kein leerer Slogan.

Quellen:

1 Interviews mit Renault- und Citroen-Arbeitern in Paris und Flins, in: *Les Temps Modernes*, Nr. 265, Juli 1968, S. 80 ff.: Philippe Gavi: »Mai 68, Des ouvriers parlent«. – *La grève à Flins*, Maspéro, Paris 1968, S. 12. – *Paris: May 1968*, Solidarity Pamphlet Nr. 30. H. Russel, 53 A, Westmoreland Rd., Bromley, Kent, Gr.-Britannien.

2 Chez Massey-Ferguson, l'oppression policière ne vient pas à bout des métallos (Arbeiterkorrespondenz), in: *Cahiers de mai* Nr. 7, 1.–15. Dez. 68, S. 13 ff. (leicht gek.)

Dialektik der Befreiung

Vorträge des Londoner Kongresses 1967
von Ronald D. Laing, Stokeley Carmichael, Jules Henry, John Gerassi, Paul M. Sweezy und Herbert Marcuse

Unter dem Titel »Dialectics of Liberation« fand vom 15. bis 30. Juli 1967 in London ein Kongreß statt, der in vieler Hinsicht außergewöhnlich war. Als offizielle Redner nahmen teil: Herbert Marcuse, Paul Sweezy, Lucien Goldmann, Stokeley Carmichael, John Gerassi, Paul Goodman, Jules Henry, Gregory Bateson, Ross Speck, Gajo Petrovic, Igor Hajek sowie die beiden Londoner Psychiater Ronald Laing und David Cooper, die sich vor allem durch ihre Initiative für den Kongreß und seine Organisation verdient machten. Andere Persönlichkeiten fielen im Verlauf der beiden Arbeitswochen nicht als offizielle Redner, sondern durch andere Anlässe auf: unter ihnen vor allem Allen Ginsberg.

Die Protokolle der offiziellen Vorträge, von denen im folgenden einige zu lesen sein werden, deuten auf eine gewisse Geschlossenheit der Grundtendenzen des Kongresses hin; aber dieses Bild täuscht. Auch geht aus den Berichten nicht der eigentlich positive Aspekt der Tagung hervor: Konfrontationen zwischen den Rednern untereinander, zwischen den Rednern und den übrigen Tagungsteilnehmern und innerhalb des »Publikums«, das den Kongreß besuchte.

Bereits das Thema des Londoner Treffens, so generell es zweifellos klingt, wurde auf verschiedene Weise verstanden oder auch mißverstanden; die auf der Tagung geleistete Arbeit erreichte nicht einmal die Ebene eines gemeinsamen Vokabulars. Dennoch kann man nicht von einem Mißerfolg sprechen: aus den diskutierten Problemen und dem Zusammenprall der Meinungen ergaben sich Themen von größtem Interesse.

Das Programm wie die Wahl der Redner verriet den ambitiösen Versuch, eine Reihe von Problem-Bezügen herzustellen, vielleicht sogar eine gemeinsame Sprache für die revolutionären politischen Forderungen sowie für Möglichkeiten der Kulturkritik zu finden. Das zur Diskussion gestellte Problem hätte das der *Bewußtwerdung* sein können; und der Punkt, auf den es ankam, hätte die Manipulation der Information, des Denkens, Fühlens und Handelns durch die kapitalistischen Machthaber in den »überreifen« bürgerlichen Systemen sein können.

Das *hätte* es sein können, aber das war es im Grunde nicht. Das Problem wurde entschieden reaktionärer behandelt; die intellektuelle Kritik wurde schließlich zum Selbstzweck, ein Intellektualismus von »Technikern«, die sich zu dem absonderlichen Zweck zusammengefunden hatten, darüber zu diskutieren, wie die Welt zu verbessern sei. Das Memorandum, das der Presse bei Beginn der Tagung übergeben wurde, war bemüht, die öffentliche Meinung zu beruhigen, und enthüllte damit die ganze Unsicherheit der Prämisse:

»Die Absicht dieses Kongresses ist es, die Summe von Spezialkenntnissen, die

zur Zeit auf isolierte Arbeitsgruppen in den ›humanistischen‹ Wissenschaften (Anthropologie, Soziologie, Psychiatrie, Psychoanalyse, Wirtschaftswissenschaften, sowie den einzelnen ›Kunstgattungen‹) verteilt sind, auf weltweiter Basis entwicklungsfähig und anwendbar zu machen. Indem wir alle diese Forschungen auf die Probleme der Armut und des Krieges konzentrieren, hoffen wir, die verschiedenen Einsichten in die menschlichen Probleme auf internationaler Basis wirksam zusammenzufassen, um der Regierungspolitik aller Nationen zu helfen und, wenn nötig, sie zu beeinflussen.« Und ein Plakat begann mit folgender programmatischer Erklärung: »Eine außergewöhnliche Versammlung zur Entmystifizierung der menschlichen Gewalt in allen ihren Formen sowie der gesellschaftlichen Systeme, denen sie entspringt . . .«

Bereits hier war die Frage berechtigt, ob die Organisatoren die Intellektuellen vielleicht nur deshalb für »freiere« und »weniger systembedingte« Menschen halten, weil sie zufällig eine höhere Bildung und ein spezialisiertes Wissen zur Verfügung haben. Auf was könnten, in Ermangelung revolutionärer Reden, die Teilnehmer des Kongresses für »Entmystifizierung der menschlichen Gewalt in allen Formen« bauen, wenn nicht auf ihren eigenen Intellektualismus? Die Londoner Tagung lief wirklich Gefahr, in solchen seichten Gewässern Schiffbruch zu erleiden. Wenn es nicht dazu kam, und wenn der Kongreß tatsächlich interessant wurde, so lag das zum Teil an der Respektlosigkeit jener Teilnehmer, die nicht zu »offiziellen Reden« aufgefordert waren, gegenüber dem »intellektuellen Technizismus«; vor allem aber auch daran, daß das Auftreten von Stokely Carmichael und die Beteiligung von Sweezy, Gerassi und Marcuse das Problem der Gewalt auf konkretere und realere Begriffe zurückführten, d. h. auf politische Begriffe.

Tatsächlich wurde auf dem Kongreß das Problem der Gewalt diesem Vorschlag entsprechend diskutiert: nicht als »Geisteraustreibung«, sondern als Scheide zwischen den »Humanitären« (die gegen jede Gewalt waren) und den politisch Bewußten. Dabei wurde auch das Problem der Intellektuellen stärker und intensiver berücksichtigt, als die Organisatoren es vorausgesehen hatten: welchen Sinn haben die Waffen der Kritik ohne eine Kritik der Waffen? Und was kann der bürgerliche Intellektuelle leisten, der sich mit dem paradoxen Versuch herumschlagen muß, zu zeigen, daß die Gesellschaft, in der er lebt, so beherrschend ist, daß sie selbst seine eigene intellektuelle Kritik beeinflußt? Wenn man einerseits die Position der wahren Revolutionäre, andererseits den Pessimismus Marcuses (der nicht immer in dialektisch kohärentem Denken gelöst war) ausnimmt, kann man sagen: das Problem wurde nicht geklärt. Die Kongreßteilnehmer konstatierten unaufhörlich die eigene Ohnmacht, sie konfrontierten ständig die Ohnmacht der Intellektuellen mit der Dringlichkeit präziser politischer Ziele.

Was die Redner betraf, so standen die Parteien von Anfang an fest. Die Seite der politisch Bewußten vertraten vor allem Stokely Carmichael, Gerassi, Sweezy sowie auch Marcuse, Henry und Goldmann; eine eher reaktionäre Haltung fand sich glücklicherweise nur bei wenigen: bei Gregory Bateson und Ross Speck, die seltsamerweise oft gleicher Meinung waren mit Anarchisten wie Goodman, und

bei den Verteidigern »unpolitischer« Revolten wie den Organisatoren selbst; ferner die Vertreter der »Hippie«-Position, von denen Allen Ginsberg, immer anwesend und aktiv, am pathetischsten und konfusesten wirkte. Etwas fehl am Platz und verlegen waren die beiden osteuropäischen Vertreter: Petrovic, Redakteur der bekannten revisionistischen theoretischen Zeitschrift *Praxis* aus Zagreb, und Hajek von den *Literarni Noviny* aus Prag.

Es scheint angebracht, hier einige Details anzuführen, die man als »Drum und Dran«, als Äußerlichkeiten zu bezeichnen pflegt, die aber erklären können, weshalb der Kongreß, unabhängig von den Widersprüchen, die zwischen den Rednerpositionen bestanden, seine eigene Berechtigung gewann. Zunächst die Zusammensetzung des Publikums: zwei- oder dreihundert Personen, meist junge Leute, ungefähr die Hälfte aus den USA; die anderen aus London, eine etwas größere Gruppe aus Skandinavien, und ein politisch sehr engagiertes Grüppchen aus der Bundesrepublik; zwei oder drei Italiener, kein Franzose. Die politisch nicht Festgelegten waren in der Mehrzahl; die stärker politisierten Jugendlichen bildeten eine kleine, aber aktive und im allgemeinen sehr fortschrittliche Minderheit.

Wichtig war die Teilnahme der Hippie-Jugend. Einem wenig aufmerksamen Zuschauer hätte das »Drum und Dran« des Kongresses ausschließlich wie eine Hippie-Folklore-Vorstellung erscheinen können. Von der Galerie aus regnete es Seifenblasen, Flötentöne waren zu hören, Manifeste mit provozierenden Slogans oder rotbeschriebene Klosettpapierbänder wurden herabgelassen; sogar lange Seile, an denen eine Schaukel hing. Aber der langhaarige Junge, der sich auf der Schaukel hin- und herschwang, erwies sich als ein politisch recht aktiver Student der *London School of Economics*, und die Slogans bezogen sich zuweilen sehr genau auf Worte des Vorsitzenden Mao. (Das war die Gelegenheit für die Organisatoren, mit größter Eile das Verschwinden der Schriften Maos von den Büchertischen zu fordern.)

Die Organisation und der allgemeine Rahmen haben dazu beigetragen, das zu schaffen, was als ideologischer Karneval bezeichnet wurde, in seinen besten Aspekten aber zweifellos ein antiideologischer Karneval war. Gearbeitet wurde in einem Londoner Vorort in einem alten Rundgebäude, einer Art verfallenem viktorianischen Pantheon, das früher als Lokomotiv-Depot gedient hatte. Dem eigentlichen Programm nach war der Morgen für die turnusmäßigen Konferenzen – anschließend sollten Fragen an den Vortragenden möglich sein –, der Nachmittag für »panel discussions« vorgesehen. Danach sollte eine Reihe von Seminaren und Diskussionen stattfinden. Die Lebhaftigkeit und eine erfreulich heftige Reaktion im Parkett haben dieses Schema von Anfang an aus den Angeln gehoben. Die »panel discussion« wurde lautstark verurteilt. (»Ihr sitzt da oben am runden Tisch und redet über euch selbst und reißt euch dazu noch geradezu unanständig um die Mikrophone und wir müssen euch zuhören? Kommt doch runter« usw.)

Der Kongreß hatte also zwei Gesichter: ein theoretisches und eines, das durch das »Ambiente« bestimmt war. Die theoretische Seite verkörperte sich hauptsächlich in den Vorträgen und Diskussionen; die »folkloristische« Seite wurde,

wenigstens dem Äußeren nach, durch die Hippie-Jugend bestimmt. Doch sollte man die Hippie-Position, auch wenn sie in auffälliger Form vertreten war, in ihrer Bedeutung nicht überbewerten: die antikonformistischen Seiten des Kongresses und gewisse Formen der »freien Auseinandersetzung« von Jugendlichen standen im Wesentlichen nicht mehr unter der schon im Abnehmen begriffenen »flower-children«-Ideologie. Mit anderen Worten: nachdem das theoretische Vakuum und die politische Harmlosigkeit des größten Teils der anwesenden »Hippies« einmal entlarvt waren, schloß das doch die Möglichkeit und Notwendigkeit nicht aus, den Kongreß immer wieder »von Grund auf« anzufechten, auch auf die Gefahr hin, ihn damit im Chaos enden zu lassen. Tatsächlich waren diese chaotischen Seiten des Kongresses meist auch die interessanteren und sympathischeren.

Ein paar Worte nur über die im folgenden nicht abgedruckten offiziellen Vorträge. Den äußersten rechten Flügel unter den Rednern stellten die beiden Amerikaner, der Anthropologe Gregory Bateson und der Psychiater Ross Speck. Beide sind besorgt um die Zukunft der Menschheit; und ihre Sorgen sind bezeichnend: Bateson befürchtet, daß die Technologie das (nicht genauer definierte) »ökobiologische Gleichgewicht« zerstört hat, indem sie den Menschen das Bewußtsein seiner planetarischen Verantwortlichkeit verlieren ließ; nach Speck stellt der Fortschritt die Psychiater heute vor die Aufgabe, immer größere Gruppen von Personen zu *versorgen*, und die Gruppenpsychiatrie weiß nicht, wie sie ihrer eigenen Verantwortung gerecht werden soll. Interessanter war die Stellungnahme des bekannten anarchistischen Soziologen und Psychologen Paul Goodman, der sich als »Pazifist, aber nicht als Gegner der Gewalt« bezeichnete. Goodman zufolge wird eine »Revolution neuen Stils« notwendig, welche die Jugend mit den Intellektuellen gegen die etablierte Macht verbindet, wie auch immer ihre politische Farbe und Richtung sein mag. Das Hauptproblem der Menschheit sei nicht die imperialistische Ausbeutung, sondern eine zur Zeit »überflüssige« technokratisch-politische Macht, die eine Masse von Ausgeschlossenen erzeuge: ausgeschlossen sind die Jugend, die Alten, die Bauern, die Geisteskranken und die Verbrecher – alle diejenigen, die allmählich von einer Wohlstandsgesellschaft, die sich in aller Welt auszubreiten bemüht, zu Randfiguren degradiert werden. Es ist interessant, daß sich die Position von Goodman, verglichen mit der der bewußteren »Hippies«, nach *rechts* verlagerte: hier wäre übrigens der Vortrag des Londoner Studenten Dan Schechter zu erwähnen, der versuchte, die Werte der »Hippie-Philosophie« zu eruieren. Laut Schechter waren die Vereinigten Staaten in der ersten Hälfte 1967 noch in der Lage, jeden Protest von Weißen zu integrieren, bis auf den der Hippies (den Protest der Neger zu integrieren waren sie schon nicht mehr in der Lage). In diesem Sinne sei der gewaltlose Widerstand der »flower-children« und ihre Ablehnung der Systemregeln die einzige Möglichkeit der weißen Jugend, total aus dem System auszubrechen. Die »Hippie-Bewegung« schuf ein Bewußtsein des Widerstandes, das sich später eventuell in einer stärker politisierten Massenbewegung niederschlagen könnte. (Allerdings scheinen mir in den Ausführungen Schechters zwei Fehler zu stecken: er-

stens hat er die Bedeutung des wachsenden politischen Bewußtseins an den amerikanischen Universitäten übersehen, zweitens hat er die politische Bedeutung des »Hippie-Protestes«, der gleichbedeutend mit Individualismus und Ästhetizismus ist ideologisiert.)

Was können wir heute aus einem solchen Kongreß lernen? Vor allem können wir ihm wohl einige Beispiele entnehmen: Carmichael nimmt jetzt an der Black-Power-Bewegung in Amerika teil. Seine Theorie zeigt, wie der Originalgedanke von Malcolm »X« durch die SNCC gegangen ist, wie er diese Organisation in einer Weise verändert hat, daß dadurch der radikale Kurs vorbereitet wurde (der sich früher seiner Klasseninteressen noch nicht bewußt war) und sich heute in der Organisation »Schwarzer Panther« verwirklicht. Marcuse klärte einige Punkte seiner persönlichen Einstellung, die in den letzten Jahren einen sehr großen Einfluß auf Bewegungen innerhalb der Jugend hatte. Sweezy und Gerassi lieferten uns zwei synthetische Studien über einige Aspekte des modernen Imperialismus; Henry versuchte, politische Wertung und psychosoziale Interpretation zu einer Synthese zu bringen, die sich auf der Linie des amerikanischen Radikalismus von Wright Mills bewegt; andere Beiträge zeigten die Grenzen und die Gefahren der psychologischen und psychoanalytischen Interpretation in einer in vieler Hinsicht versagenden Wohlstandsgesellschaft.

Das Entscheidendste aber ist, daß auf dem Londoner Kongreß das Modell eines Anti-Kongresses vorgeführt wurde, der für jede Unordnung und freie Auseinandersetzung offenstand. Vielleicht sind heute internationale Treffen von »Militanten« wichtiger als die für ein Publikum zugänglichen »kulturellen« Kongresse: aber wenn solche offenen kulturellen Tagungen für jemand noch einen Sinn haben sollen, müssen sie sich, sei es im Guten oder Schlechten, an das Beispiel des großen »Londoner Karnevals« halten.

Giovanni Jervis

Ronald D. Laing
Undurchschaubarkeit und Evidenz in modernen Sozialsystemen

... Wie eine kürzlich (vom Survey Research Center an der Universität von Michigan für den Ausschuß für Auslandsbeziehungen) angestellte Studie über die Einstellung der amerikanischen Öffentlichkeit zur US-Politik gegenüber China zeigt, weiß noch immer jeder vierte Amerikaner nicht, daß die Chinesen eine kommunistische Regierung haben.[1]

Es würde mich nicht wundern, wenn der Hälfte der hier Anwesenden, die wissen, daß das chinesische Volk eine kommunistische Regierung hat, *nicht* bekannt ist, daß ein Viertel der Bevölkerung – wenn man dem Bericht glauben darf – es *nicht* weiß.

Ich möchte die Aufmerksamkeit auf einige Merkmale der nordamerikanischen und europäischen Gesellschaft lenken, die mir höchst bedrohlich vorkommen, weil sie, wie es scheint, dazu beitragen oder vielleicht sogar dazu nötig sind, unseren Anteil an einem globalen Sozialsystem aufrechtzuerhalten und zu perpetuieren, das als Ganzes immer mehr ein Bild von völliger Irrationalität bietet.

Das Folgende ist in erheblichem Maße ein Versuch, darzustellen, was für mich klar ist. Klar ist, daß die soziale Situation der Welt die Zukunft allen Lebens auf diesem Planeten gefährdet. Auseinanderzusetzen, was klar ist, heißt, Sie teilhaben zu lassen an dem, was (nach Ihrer Ansicht) vielleicht meine Hirngespinste sind. Was klar ist, kann gefährlich sein. Der Mensch im Wahn hält seine Vorstellungen häufig für so unumstößlich, daß er den guten Absichten all jener, von denen sie nicht geteilt werden, schwerlich trauen kann. Für Hitler war es völlig klar, daß die Juden die arische Rasse vergifteten und deshalb ausgerottet gehörten. Was für Lyndon Johnson klar ist, ist für Ho Tschi Minh noch lang nicht klar. Was für mich klar ist, muß für niemand anderen klar sein. Was klar ist, ist buchstäblich das, was einem im Weg steht – vor mir oder mir gegenüber. Man muß mit der Feststellung beginnen, daß es für einen existiert.

Ich versuche mit diesem Referat auch, einige Facetten meiner derzeitigen

Bemühung um Diagnose, um Einsicht in die soziale Realität und ihre Durchschaubarmachung, Ihrer kritischen Betrachtung auszusetzen. Dabei gestatte ich mir allenfalls den Versuch zu artikulieren, was ich unter sehr begrenzten Aspekten hinsichtlich dessen, was auf unserem Planeten im Bereich des Menschen vor sich geht, für die Tatsachen halte. Was ich zu sagen habe, wird sich größtenteils auf allgemeine Aussagen beschränken müssen. Ich bin nicht sicher, ob das für viele von Ihnen Klischees sein werden. Was für den einen eine Erleuchtung ist, ist für den andern nur eine Platitüde.

Die Verhülltheit des sozialen Geschehens. Das Studium sozialer Geschehnisse bietet fast unüberwindliche Schwierigkeiten, da ihr Grad an Unverhülltheit, wie man sagen könnte, sehr gering ist. Im sozialen *Raum* reicht die eigene Fähigkeit, direkt und unmittelbar zu sehen, was vor sich geht, kaum weiter, als die eigenen Sinne reichen. Darüber hinaus muß man sich auf Schlußfolgerungen verlassen, die auf Hörensagen beruhen: auf irgendwelchen Berichten von anderen Menschen über das, was sie innerhalb ihres gleichfalls begrenzten Wahrnehmungsraumes erkennen können. Wie beim Raum, so bei der *Zeit*. Unsere Möglichkeiten, die Geschichte zurückzuverfolgen, sind außerordentlich begrenzt. Selbst bei den eingehendsten Untersuchungen kleiner Bruchteile der Mikro-Geschichte, bei Familienstudien, ist es schon schwierig, zwei oder drei Generationen zurückzugehen. Darüber hinaus aber verliert sich die Herkunft der Dinge, so wie sie heute sind, im Nebel.
Oft verlieren wir sie räumlich und zeitlich an einer Grenze zwischen hier-und-jetzt und dort-und-dann aus dem Auge – einer Grenze, die Informationen über das Dort-und-dann außerhalb des Erreichbaren rückt und damit das Hier-und-jetzt leider unverständlich werden läßt.

Der Kontext sozialen Geschehens. Ein fundamentales Gebot, von dem sich fast alle Sozialwissenschaftler leiten lassen, besagt, daß soziale Geschehnisse, sollen sie verstehbar werden, immer in einem räumlichen und zeitlichen Zusammenhang gesehen werden müssen. So notwendig dieser Kontext ist, so unmöglich ist es oft, ihn herzustellen. Das gesellschaftliche Gefüge besteht aus untereinander verbundenen Folgen von Kontexten, von Subsystemen, die mit anderen Subsystemen verflochten sind, von Kontexten, verflochten mit Metakontexten und Metametakontexten, so-

lange bis eine theoretische Grenze erreicht ist: der Kontext aller möglichen sozialen Kontexte, die mit all den Kontexten, die sie umschließen, so etwas wie die *Totalität des globalen Sozialsystems* bilden. Über diese Totalität des globalen Sozialsystems hinaus läßt sich kein größerer sozialer Kontext bestimmen, so daß wir die Totalität des globalen Sozialsystems nicht mehr durch Zuordnung zu einem weiteren *sozialen* Kontext verstehbar machen können.
Ausgehend von Mikro-Situationen, die wir zu Makro-Situationen erweitern, stellen wir fest, daß die offenkundige Irrationalität des Verhaltens im Kleinen ein gewisses Maß an Verständlichkeit erhält, wenn man es im Zusammenhang betrachtet. So macht man sich die offensichtliche Irrationalität des einzelnen »Psychotikers« verständlich, indem man sich mit ihr im Kontext der Familie beschäftigt. Die Irrationalität der Familie wiederum muß in den Kontext der Umwelt eingeordnet werden, von der sie umschlossen wird. Diese Umwelt muß im Kontext noch größerer Organisationen und Institutionen gesehen werden. Diese Kontexte existieren nicht außerhalb des sozialen Raumes oder an seiner Peripherie – sie durchdringen alle Bereiche des von ihnen Umschlossenen.

Das Paradoxe an der Irrationalität des Ganzen. Das Schreckliche ist: wenn wir uns durch die Irrationalität/Rationalität von Serien von Subsystemen hindurchgefunden haben und den sozialen Gesamtkontext erreichen, dann sehen wir uns allem Anschein nach einem Gesamtsystem gegenüber, das der Kontrolle durch jene Subsysteme oder Subkontexte, die es umfaßt, offenbar beängstigend entglitten ist. Hier stehen wir vor einem theoretischen, logischen und praktischen Dilemma. Anscheinend sind wir nämlich an eine empirische Grenze gekommen, die selbst ohne erkennbaren Sinn zu sein scheint, und über diesen begrenzenden Kontext hinaus kennen wir keinen weiteren Kontext, der uns behilflich sein könnte, die Totalität des globalen Sozialsystems in eine größere Form oder Anlage einzugliedern, in der sie ihre Rationalität fände. Einige Leute meinen, mit einem kosmischen Modell wäre das möglich. Dagegen hat mehr als einer gesagt – und wurde deshalb für verrückt erklärt –, daß Gott vielleicht nicht tot sei: Vielleicht sei Gott selber verrückt.

Vermittlungen. Unser theoretisches und praktisches Problem ist, die Vermittlungen zu finden zwischen den verschiedenen Ebenen von Kontexten:

jene zwischen den verschiedenen Systemen und Metasystemen, die sich in dem ganzen Bereich zwischen den kleinsten mikro- und den größten makrosozialen Systemen erstrecken. Die Vermittlungssysteme in diesem Bereich müssen nicht nur an sich, sondern vor allem als konditionierende und konditionierte Medien zwischen den Einzelteilen und dem Ganzen untersucht werden.
In unserer Gesellschaft mag diese verflochtene Folge von Systemen zu bestimmten Zeiten für eine revolutionäre Veränderung geeignet sein – nicht an den äußersten Mikro- oder Makro-Enden, d. h. nicht durch die Pirouette der einsamen Reue eines Einzelnen einerseits oder durch die Eroberung der Staatsmaschinerie andererseits, sondern durch sprunghafte, radikale, qualitative Strukturveränderungen auf den Ebenen des Vermittlungssystems: Veränderungen in einer Fabrik, einem Krankenhaus, einer Schule, einer Universität, einer Gruppe von Schulen oder einem ganzen Bereich der Industrie, der Medizin, der Bildung usw.

Das Beispiel der Psychiatrie. Mein Versuch, mich in dem undurchdringlichen Dunkel sozialer Vorgänge zurechtzufinden, fing damit an, daß ich gewisse Menschen untersuchte, die man in Nervenheilanstalten, psychiatrischen Abteilungen und Polikliniken antrifft: Menschen, die als psychotisch oder neurotisch galten. Ich begann zu begreifen, daß ich es nicht bloß mit der Untersuchung von Individuen zu tun hatte, sondern mit der von *Situationen.* Wie mir schien (und wie es immer noch der Fall zu sein scheint), wurde das Studium solcher Situationen auf dreifache Weise entscheidend behindert. Erstens wurde das Verhalten dieser Menschen als Zeichen für einen Krankheitsprozeß angesehen, der *in* ihnen vorging, und das erst in zweiter Linie möglicherweise für etwas anderes stand. Das ganze Geschehen wurde in eine medizinische Metapher eingeschlossen. Als zweites beherrschte diese medizinische Metapher dann das Verhalten aller, die ein Teil von ihr geworden waren, Ärzte und Patienten. Als drittes konnte die Person, die in dem System der Patient war und vom System isoliert wurde, nicht mehr als *Person* betrachtet werden; folglich fiel es auch dem Arzt schwer, sich als Person zu verhalten. Eine Person existiert nicht ohne sozialen Kontext. Man kann eine Person nicht aus ihrem sozialen Kontext reißen und sie weiterhin als Person ansehen oder als Person *behandeln.* Wenn man aber aufhört, den Anderen als Person zu *behandeln,* dann hört *man selber* auf, Person zu sein.

Jemand brabbelt vor sich hin, auf den Knien, im Gespräch mit jemand, der nicht da ist. Ja, er betet. Billigt man seinem Verhalten nicht diese soziale Begründung zu, so *kann* man ihn nur noch für verrückt erklären. Außerhalb eines sozialen Kontextes kann sein Verhalten nur Ausdruck eines unverständlichen »psychologischen« und/oder »körperlichen« Prozesses sein, und deshalb braucht er Behandlung. Diese Metapher berechtigt zu einer massiven Ignoranz hinsichtlich des sozialen Kontextes, in dem die Interaktionen der Person stattgefunden haben. Auch führt sie dazu, daß eine wirkliche Wechselbeziehung zwischen dem Prozeß des Bezeichnens (der Praxis der Psychiatrie) und dem des Bezeichnetwerdens (der Rolle des Patienten) ebenso undenkbar wie nicht gegeben ist. Jemand, dessen Geist in die Metapher gesperrt ist, kann sie nicht als Metapher erkennen. Es ist doch ganz *klar:* Wie, wird er sagen, kann denn jemand, der unverkennbar krank ist, dadurch krank werden, daß man ihn als krank diagnostiziert? Oder ihn bessern, was das anbelangt? Einige unter uns begannen einzusehen, daß die Theorie und Praxis der Psychiatrie in dieser Hinsicht einen Versuch in undialektischem Denken und undialektischer Praxis darstellte. Hatte man sich jedoch aus der Zwangsjacke dieser Metapher befreit, dann konnte man auch die Funktion dieser antidialektischen Übung erkennen. Die Unverständlichkeit des Erlebens und Verhaltens der diagnostizierten Person wird ebensosehr von dem hervorgerufen, der sie diagnostiziert, wie von dem, der diagnostiziert wird. Wie es scheint, dient dieses Strategem spezifischen Funktionen innerhalb der Struktur des Systems, in dem es vorkommt.

Damit das Strategem reibungslos funktioniert, dürfen diejenigen, die es verwenden, nicht wissen, daß es ein Strategem ist. Sie sollen nicht zynisch oder grausam sein, sondern aufrichtig und interessiert. Und tatsächlich: je mehr die »Behandlung« eskaliert wird – durch Verhandeln (Psychotherapie), Befriedung (Beruhigungsmittel), körperlichen Kampf (kalte Packungen und Zwangsjacken), durch zugleich immer *humaner* und *wirksamer* werdende Formen der Zerstörung (Elektroschocks und Insulinkomas) bis hin zur Endlösung, das menschliche Gehirn mittels Gehirnchirurgie in zwei oder mehr Scheiben zu schneiden –, desto stärker neigen die Menschen, die anderen Menschen das antun, zu einem Gefühl des aufrichtigen Interesses, der Hingabe, des Mitleids; und sie können kaum anders, als sich mehr und mehr entrüstet, betrübt, entsetzt und empört zeigen über jene Kollegen, die ihre Handlungsweise entsetzt und empört.

Und die Patienten? Je mehr sie protestieren, desto weniger Einsicht lassen sie erkennen; je mehr sie sich widersetzen, desto mehr müssen sie offenbar besänftigt werden; je verfolgter sie sich in Anbetracht der Zerstörung fühlen, desto notwendiger wird es, sie zu zerstören. Und nachdem sie das alles überstanden haben, mögen sie tatsächlich »geheilt« sein, mögen sie sogar dankbar dafür sein, daß sie keinen Verstand mehr haben, um gegen die Verfolgung zu protestieren. Aber viele tun das nicht – eine Bestätigung für das, was ein führender Psychiater zu mir sagte: »Das ist *the white man's burden*, Ronald. Wir können keinen Dank erwarten, sondern müssen weitermachen.«

Hunderttausende von Menschen sind in diese erstaunliche politische Operation verwickelt. (Für diejenigen, die die Statistik nicht kennen, sei gesagt, daß die Aussicht auf Einweisung in eine Nervenheilanstalt in Großbritannien zehnmal so groß ist wie die, einen Studienplatz an der Universität zu bekommen.) Viele Patienten suchen in ihrer Naivität immer noch Hilfe bei Psychiatern, die das ehrliche Gefühl haben, den Menschen zu geben, wonach sie verlangen: Befreiung von Leiden. Das ist nur ein Beispiel für die diametrische Irrationalität eines Großteils unserer gesellschaftlichen Szenerie. Das *genaue Gegenteil* von dem, was beabsichtigt ist, wird erreicht. Ärzte jeden Alters haben Vermögen erlangt, indem sie ihre Patienten mittels ihrer Kuren umbrachten. Der Unterschied im Falle der Psychiatrie besteht nur darin, daß es sich um den Tod der Seele handelt.

Jene, die meinen, das in gewissem Maße durchschaut zu haben, betrachten es als ein System der Gewalt und Gegengewalt. Leute, die man Gehirnchirurgen nennt, haben in den letzten zwanzig Jahren Hunderten und Tausenden von Menschen ihr Messer ins Gehirn gestoßen: Menschen, die ihrerseits nie ein Messer gegen jemand gerichtet haben mögen; vielleicht haben sie ein paar Fensterscheiben kaputtgemacht, vielleicht manchmal krakeelt, aber niemals haben sie so viele Menschen umgebracht wie die übrige Bevölkerung – viel, viel weniger sogar, wenn wir die Massenvernichtungen der Kriege, der erklärten und der unerklärten mitzählen, die von den vor dem Gesetz »geistig gesunden« Mitgliedern unserer Gesellschaft geführt worden sind.

Anscheinend fängt man an, diese institutionalisierte, organisierte Gewalt in bestimmten Momenten eines mikropolitischen Machtkampfes auf den Plan zu rufen, in den oft, aber nicht unbedingt immer eine Familie, stets jedoch ein Komplex von Menschen, der sich mehr oder weniger weit er-

streckt, verwickelt ist. Die ersichtliche Irrationalität und manchmal ersichtlich sinnlose Gewalttätigkeit einer Person in dieser Gruppe – nicht unbedingt des »Patienten« – wird im sozialen Kontext verständlich. Diese offensichtlich sinnlose Gewalt ist ein Glied in einer unablässigen Kette von wechselseitiger Gewalt und Gegengewalt. Die schlimmste Gewalt von allen ist allerdings die gegenseitige Leugnung der Gegenseitigkeit, die Erzeugung eines unterkühlten, undialektischen Zustands der Erstarrung sowohl durch den Patienten, der Kommunikation ablehnt, als auch durch den Psychiater, der diese *Ablehnung* obendrein als *Unfähigkeit* abstempelt.

Um es kurz zu machen: Der Kontext des Individuums wird zunächst sichtbar als seine unmittelbaren Verhältnisse, und die Kontexte dieser Verhältnisse tauchen als größere soziale Strukturen auf, die noch keineswegs ausreichend erkundet sind. Allerdings können wir die Grenzen unserer empirischen Forschung theoretisch überwinden und hoffen, daß uns der theoretische Zugriff bei der Erweiterung unseres praktischen Verständnisses behilflich sein wird.

Wir können also davon ausgehen, daß unaufhörlich Kontext auf Kontext folgt, bis schließlich eine Totalität des globalen Sozialsystems erreicht ist, das eine Hierarchie umfaßt von Kontexten, Metakontexten, Metametakontexten, verflochtenen Strukturen von Herrschaft, häufig gewaltsamer Herrschaft, und deren einzelne Teile unverständlich bleiben, solange man sie außerhalb des Ganzen sieht, deren Teile sie sind. Dennoch ist die Irrationalität[2] bei einigen Komponenten anscheinend hoffnungsloser als bei anderen.

Manchmal frage ich mich, ob nicht die Gefahr der verflochtenen Zweige psychiatrischer Systeme in unserer Gesellschaft (für deren Homöostase, Gleichgewicht, Stabilität) ganz woanders liegt, als die meisten Leute innerhalb des Systems vermuten. Auf dem Gebiet der Gesundheitsfürsorge herrscht nämlich die Besorgnis, wir könnten nicht genügend Nervenkliniken, Forscher, Krankenschwestern usw. haben, um mit der unaufhörlichen Zunahme von Fällen fertig zu werden, denen man den Namen Geisteskrankheit gegeben hat. Vielleicht besteht das Problem gar nicht darin, daß wir *zuwenig Psychiater* für zu viele Patienten haben; vielleicht bekommen wir ganz im Gegenteil in den nächsten zehn oder zwanzig Jahren *zuwenig Patienten!*

Es kann nämlich sein, daß unser System eine ausreichende Anzahl von

Menschen braucht, die sich als Patienten auswählen und entsprechend behandeln lassen. Vielleicht ist für jede Gruppe von, sagen wir, 20 oder 30 Menschen eine Art menschlicher Blitzableiter nötig, in den aus dem ungelebten Leben kommende »schädliche Spannungen« sich entladen können – eine Art menschlicher Erdung also. In der Zwischenzone handhaben wir unsere Gewalttätigkeit anscheinend auf diese Weise, indem wir sie auf ein dazu ausersehenes Objekt konzentrieren (die Jagd auf Sündenböcke ist nur ein handgreifliches Beispiel dafür). Das gilt nicht bloß für die Psychiatrie. Denken wir nur daran, wie Menschen von ihrer Umwelt systematisch auf kriminelle Bahnen getrieben werden. Auf den Vermittlungsebenen zwischen Makro und Mikro erleben wir ständig, wie unter so vielen Menschen ein einziger zum Träger einer konzentrierten Gewalt gemacht wird, in der *unsere eigene* Gewalt ihre Rechtfertigung findet. Ich sehe darin eine verzweifelte Anstrengung, das System in Gang zu halten. Sollte Ihnen das ein bißchen verrückt klingen, dann haben Sie nicht ganz unrecht. Es ist die Art von Theorie, die von Patienten der Psychiatrie oft vorgebracht wird. Zum Teil bezeichnet man sie gerade deshalb als psychotisch, *weil* sie diese Art von Theorie vorbringen.

Was ich bis jetzt skizziert habe, sind einige Formen, in der Gewalt *konzentriert* gegen Einzelpersonen gerichtet werden kann. Betrachten wir nun das andere Ende der Skala, das Makroende der Zwischenzone. Hier wird Gewalt auf eine antithetische Weise projiziert: nicht auf einen Einzelnen *innerhalb* des Systems, sondern auf eine unbestimmte Masse *außerhalb* des Subsystems – die *Anderen.* Hier haben wir es mit den massiven Aktionen der größten Menschengruppen auf der Welt zu tun. Lassen Sie mich kurz auf einige Ausschnitte aus der Makro-Situation eingehen, wobei ich abermals vorausschicke, daß ich nur feststelle, was mir selber als klar erscheint, und zwar aus den gleichen Gründen, die ich vorhin genannt habe: daß andere es nicht für klar halten mögen und Sie Gelegenheit bekommen, sich über meine Verblendung und Naivität klarzuwerden.
Betrachtet man den Gesamtschauplatz der Welt, dann fällt auf, daß sich anscheinend – quer durch die bestehenden Streitigkeiten und Kämpfe hindurch, die unter dem Vorzeichen von Rasse, Nationalität oder geopolitischen Blöcken stehen – mit großer Geschwindigkeit eine neue weltweite Polarisierung zwischen Habenden und Habenichtsen vollzieht. Die meisten der Habenichtse sind Bauern. Wie es scheint, wird ihr seit Menschen-

altern bestehendes Elend durch die Minorität der Habenden eher noch vergrößert. Es sieht ganz so aus, als finge eine zunehmende Zahl von Habenichtsen an, aufsässig zu werden und diesen Zustand nicht mehr länger hinzunehmen. In Asien, Lateinamerika und Afrika sind bewaffnete Kämpfe an der Tagesordnung. Soviel ich weiß, zeigen die Habenichtse keine Neigung, auf die Hilfe der USA oder Westeuropas zu rechnen, obwohl ihre Regierungen (die zu den Habenden gehören) das tun mögen. Die Habenichtse lassen sich nicht auf die raffinierten Argumente der westlichen Nationalökonomie ein. Ob es stimmt oder nicht, mein Eindruck ist, daß viele von ihnen langsam das Gefühl bekommen, sie seien schon allzu lange von den USA und von Westeuropa ausgebeutet worden. Ihre Hilfe erwarten sie, ob nun zu Recht oder nicht, von Rußland, in zunehmendem Maße von China und immer mehr auch von ihrer eigenen Kraft. Angesichts dieser Situation im Weltmaßstab sieht es für mich so aus, als stünde ein Weltkrieg bereits vor der Tür (wobei Weltkrieg Nummer eins und zwei nur Vorspiele zur wirklich globalen Verwicklung gewesen wären). Die Weltrevolution hat, wie Arnold Toynbee zu verstehen gab, erst begonnen. Noch ist allerdings unklar, wer schließlich wen bekämpfen wird. Vielleicht verbünden sich in zehn Jahren die Vereinigten Staaten mit China gegen Afrika. Vorläufig sieht es aber so aus, als hätte *unsere* Scheibe vom Kuchen der Welt (da praktisch alle hier Versammelten aus Westeuropa oder den USA kommen) eine gewisse Homogenität – trotz der Heterogenität der höchst vertrackten Verflechtungen ihrer mannigfachen Subsysteme und trotz der Vielzahl ihrer Widersprüche. Allerdings sind viele dieser Widersprüche mehr scheinbar als real. Sie entspringen unserem Glauben an die eigenen Lügen und Mystifikationen. Viele Menschen schlagen sich mit Widersprüchen herum, die nur zwischen Fakten und Propaganda bestehen, aber nicht in den Fakten selber gründen. Zum Beispiel haben wir die Armut in unserem eigenen Territorium *nicht* beseitigt; sind die USA *keine* Demokratie. Hält man die USA nicht für eine Demokratie, dann braucht man eine Menge Probleme nicht zu lösen, weil sie nicht existieren. In Großbritannien glauben immer noch viele, Großbritannien sei eines der friedliebendsten Länder der Welt. Dabei hat es, glaube ich, in den letzten dreihundert Jahren mehr Kriege geführt als jedes andere Land der Erde.

Ich will nicht aufzählen, welchen Mystifikationen wir nach meiner Meinung unterworfen sind. Ich setze das meiste davon als bekannt voraus.

Ich sehe kein Problem darin, daß eine zunehmende Zahl von Menschen in Afrika, Asien und Lateinamerika – die jeweiligen Einwohner (die *wir* Terroristen nennen) – gegen die weißen Eindringlinge in ihr Land kämpft. Diese Gewalt ist nicht problematisch. Worin sollte das Problem liegen? Was mir allerdings ein bißchen zu denken gibt, ist, daß die Wortführer der USA und auch Englands sich die Gewalt der Einwohner von Lateinamerika, Asien und Afrika anscheinend manchmal nur als Folge einer kommunistischen Verschwörung erklären können, die darauf abzielt, Europa und die USA zu unterwerfen.

Nehmen wir einmal an, die Chinesen hätten in Südmexiko 600 000 Soldaten stationiert, die damit beschäftigt wären, die Einwohner abzuschlachten, die ökologischen Bedingungen zu vernichten und in jedem einzelnen Monat mehr Bomben auf den Norden Mexikos abzuwerfen, als im ganzen Zweiten Weltkrieg über Deutschland abgeworfen worden sind. Nehmen wir ferner an, die Chinesen hätten die USA mit Raketenbasen in Kanada, auf Cuba und den Pazifischen Inseln umzingelt, ihre Flotten würden auf den Meeren kreuzen und ihre Atom-U-Boote überall auftauchen; und all das hätte, wie die Chinesen sagen, nur den einen Zweck: einer Bedrohung des chinesischen Volkes durch das Volk der USA direkt entgegenzuwirken. Und nehmen wir schließlich an, die Chinesen hätten außerdem keinen Zweifel daran gelassen, daß sie die USA als die größte Bedrohung des Weltfriedens ansehen und diese, falls es den USA einfallen sollte, Truppen nach Nordmexiko zu entsenden, ihre ganze Macht spüren lassen und in die Steinzeit zurückkatapultieren würden.[3] Dann hätte ich keine Schwierigkeiten, angesichts einer solchen Politik der »Eindämmung« die Ängste des amerikanischen Volkes und seiner Führung zu verstehen, ganz gleich, ob es nun weiß, daß das chinesische Volk eine kommunistische Regierung hat, oder nicht.

Aber das ist es nicht, was wir verstehen müssen. Versuchen wir lieber zu verstehen, wie es kommt, daß die Führung der USA die Chinesen in ihren Erklärungen so oft gerade jener Politik bezichtigt, die sie den Chinesen gegenüber allem Anschein nach doch selbst verfolgt.

In Vietnam sind mehrere Millionen Männer, Frauen und Kinder, in der Mehrzahl Bauern, ohne Unterschied von Tod und Verstümmelung bedroht. Wenn sie kämpfen, so kämpfen sie im eigenen Land für das eigene Land. Auf der anderen Seite stehen Söldner, die von ihrer Heimat Tausende von Meilen entfernt sind, gutbezahlte, wohlernährte, stahlhart ge-

drillte Spezialisten in der Technologie des Tötens. Dort kämpfen Menschen, um auf einem Teil der Erdoberfläche jegliches Leben zu zerstören, nur weil es dort irgendwo Menschen geben mag, die mit der »falschen« Ideologie versehen sind.[4]

Wir brauchen nicht zu fragen, warum eine zunehmende Zahl von Erdbewohnern uns Europäer und die USA haßt. Wir brauchen keine ausgeklügelten psychologischen Erklärungen, um zu verstehen, warum man jemand haßt, der einem die Kinder mit Napalm verbrannt hat. Es ist nicht komplizierter als Schwarz und Weiß.

Blicken wir nochmals nach Vietnam. Es ist überhaupt nicht klar, warum dort so etwas geschieht. Eine rein ökonomische Erklärung reicht anscheinend nicht aus. Vielleicht ist der Imperialismus verrückt geworden. U Thant hat vorgeschlagen, den Vorgang als eine Art Heiligen Krieg zu betrachten. Die Theoretiker im Pentagon sagen, es handle sich um eine globale Operation zur Eindämmung des kommunistischen Imperialismus. Vielleicht ist die Wahrheit viel primitiver. Präsident Johnson sagte zu Frontoffizieren in der Offiziersmesse von Qumran: »Kommt mit dem Bärenfell an der Wand zurück!«[5] Von US-Politikern sind ungewöhnliche Zitate zu hören wie: »Rotchina auf die Knie zwingen.« Wir haben es hier mit dem primitivsten Analogie-»Denken« zu tun, hinter dem sich Phantasien verbergen, die man kaum zu betrachten wagt.

In vielen Menschen hat der Vietnamkrieg Scham und Ekel erregt. Trotzdem müssen einige von uns die vollen Implikationen der Tatsache erfassen, daß eine große Zahl von Menschen in den Zustand geraten ist, wo sie Schuldgefühle haben, wenn sie bei der Musterung abgewiesen werden – daß eine große Zahl von Menschen beschämt ist und Gewissensbisse hat, wenn sie *kein* Napalm oder ähnliches herstellen, befördern oder abwerfen dürfen.

Dieses ganze System und seine eifrige, aktive, immer erneute Bestätigung durch die Menschen ist kaum noch zu fassen, weil es der Vorstellungskraft spottet, wenn man nicht darinsteckt, und weil sein Grauen so umfassend ist, daß man es kaum erträgt, wenn man darinsteckt.

Vielfache Unwissenheit. Dazu erzeugt das System Unwissenheit über sich selbst und eine Unwissenheit über diese Unwissenheit. Ich möchte behaupten, daß von jenen drei unter jeweils vier Amerikanern, die, wie man uns versichert, wissen, daß die Chinesen eine kommunistische Regierung

haben, *mindestens* drei Viertel diese Zahl nicht glauben würden. Nehmen wir an, einer von vieren weiß es nicht – und weiß nicht, daß er es nicht weiß. Nehmen wir an, drei Viertel der übrigen wissen nicht, daß einer von vieren nicht weiß, daß er es nicht weiß. An wie viele zurechnungsfähige Menschen können wir uns also wenden?

Aber das ist erst der Anfang. Drei von vier Menschen *wissen*, daß das chinesische Volk eine kommunistische Regierung hat – und, bei Gott, tun wir lieber etwas dagegen, ehe es zu spät ist: dämmen wir es ein, oder besser noch: zerstören wir es, bevor es *uns* zerstört! Ich möchte behaupten, daß von den drei Vierteln, die »wissen«, daß das chinesische Volk eine kommunistische Regierung hat, *mindestens* drei Viertel bei dem Gedanken daran mit Angst und Schrecken reagieren. Doch ist die schlimmste Reaktion vielleicht das *Mitleid:* »Wie können wir hier sitzen und zusehen, wie unseren chinesischen Brüdern und Schwestern so etwas widerfährt! Seht nur, was sie mit unseren Missionaren gemacht haben – natürlich kann man sie nicht *alle* dafür verurteilen. Der gute Tschiang, er hat getan, was er konnte!«

Da ist die liebenswürdige alte Dame, die ihr Geld in Tennisschuhen anlegt; ihr Neffe ist General. Er hält sie für zu zartbesaitet. Immer hat sie mehr an andere gedacht als an sich selbst. »Ich glaube, daß jedes Volk die Regierung hat, die es verdient. Wenn die Chinesen eine kommunistische Regierung haben, so haben sie sich das zum Teil selber zuzuschreiben – nur kann man sie nicht damit durchkommen lassen. Wären sie nicht damit einverstanden, was mit ihnen geschieht, dann wüßten sie, was sie dagegen zu tun hätten.«

Da gibt es jene, die wissen, daß sie nicht wissen; jene, die nicht wissen, daß sie nicht wissen; und unzählige andere, die ihre Unwissenheit über sich selber in ein immer undurchdringlicheres Dunkel hüllen. Und dann gibt es noch jene, die – ganz gleich, was sie nach ihrer Meinung von einer Metaebene wissen oder nicht wissen – *genau das tun werden, was man ihnen sagt*, wenn man sie an die Kandare legt. Die übrigen sind jene, die wissen, daß sie nicht wissen, und die nicht unbedingt tun werden, was man ihnen sagt – und an sie ist diese Rede gerichtet, die hoffentlich, wenn vielleicht auch nur als Witz, den letzten, verbleibenden *Menschen* von Nutzen ist. Ich wage kaum für mich in Anspruch zu nehmen, zu diesen Privilegierten zu gehören.

Ist man erst einmal mit Scheuklappen versehen, dann weiß man gar nicht, daß man welche hat. Man schämt sich seiner ursprünglichen Natur, fürchtet sich vor ihr und ist bereit, jede Spur von ihr an sich und anderen zu vernichten. Nicht nur die Familie, alle Institutionen, die ihren Einfluß auf die Kinder ausüben, bewerkstelligen das – und man kann beobachten, wie sie das tun. Bei den Babys sind es zunächst die Bewegungen und Gebärden, mit denen man sie behandelt, und die Unterdrückung ihrer spontanen, triebhaften Intelligenz des Riechens, Fühlens und Tastens, danach ihrer Gebärden und sprachähnlichen Laute – Worte werden erst in dritter Linie wichtig. Das Produkt ist ein achtzehnjähriger junger Mann, der wie geschaffen dazu ist, sich freiwillig (oder, wenn es hoch kommt, ohne Sträuben) als Killer dingen zu lassen. Einer, der *stolz* darauf ist, wenn man ihn zum Töten abrichtet, der tiefe Schuldgefühle und Scham empfindet, wenn er Angst hat, und sei es auch *nur* in seinem Inneren, und der sich schuldig und beschämt fühlt, wenn er sich wegen der Tatsache schuldig und beschämt fühlt, daß er tötet, bloß weil man es ihm befohlen hat.

Viel zu lange schon haben Psychologen ein übergroßes Quantum an Zeit und Energie auf die Psychopathologie des Abnormen verwendet. Wir müssen uns endlich mit den *normalen* psychologischen Korrelaten der *normalen* Zustände beschäftigen, von denen Vietnam nur eine der offenkundigsten *normalen* Äußerungen ist. Ich will Ihnen ein Beispiel nennen, eine Geschichte von der Art, wie ich sie so oft gehört habe, daß ich sie kaum für übertrieben normal halte. Ein dreijähriger Junge wird von seiner Mutter am Hals aus dem Fenster eines sechsten Stockwerks gehalten. Seine Mutter sagt: »Siehst du, so sehr liebe ich dich!« Sie demonstriert damit, daß sie ihn fallen ließe, würde sie ihn nicht lieben.

Man kann lange darüber nachgrübeln, was eine Frau so verschroben macht, daß sie ihren Sohn in solcher Weise terrorisiert. Am Ende wird man doch, glaube ich, auf das zurückkommen, was auf der Hand liegt: der Grund ihres Tuns ist genau der, den sie genannt hat. Er sollte merken, daß sie ihn liebt. Weshalb hätte sie es sonst getan? Aus diesem Grund, sagt sie, habe sie es getan, und offensichtlich gibt es für sie keinen überzeugenderen Beweis für ihre Liebe. In diesem Fall muß man in die Psychologie dieser Frau eindringen, also in die Psychologie der Normalität. Wir haben es mit einem Beispiel *extremer Normalität* zu tun. Die *normale* Art, in der Eltern ihre Kinder lieben, ist die, sie einzuschüchtern, ihnen in der Tat zu sagen: »Daß ich dich nicht fallen lasse, daß ich dich nicht töte,

das beweist doch, daß ich dich liebe, und darum solltest du deine Angst vor der Person mäßigen, die so viel Angst in dir erzeugt, daß du sie zu mäßigen versuchst.« Die genannte Mutter ist geradezu hypernormal.
Um sie zu begreifen, muß man ihre Eltern einbeziehen. Nehmen wir an, sie hat wirklich gemeint, was sie sagte. Sie behandelte ihr Kind so, um ihm zu zeigen, daß sie es liebe. Was sie ständig beunruhigte und verletzte, war, daß es nicht die Dankbarkeit zeigte, die sie für diese Mühe erwartete. Andere Kinder sind dankbar, wenn ihre Eltern eine Menge *weniger* für sie tun, als *wir* für dich getan haben. Was hatte ihre Mutter mit ihr gemacht? In welcher Weise hatte ihre Mutter sie nicht geliebt? Vielleicht hatte ihre Mutter sie nie aus einem hohen Fenster gehalten und ihr gezeigt, wie sehr sie sie liebte, wie sie das hätte tun sollen. Und warum nicht? Man muß fragen, was ihre Urgroßmutter mit ihrer Großmutter gemacht oder nicht gemacht hatte, und so weiter.
Das ganze System ist in all seinen Aspekten Ursprung für eine Spirale von Wirkungen, die so viele Generationen umfaßt, daß man nur sehr schwer sieht, wie sie sich umkehren ließe. Der Psychoanalytiker Winnicott hat unlängst die Frage gestellt: Wenn man in den Spiegel guckt, um sich zu sehen – welches Bild wirft der Spiegel zurück? Winnicott[6] gibt zu verstehen, daß das, was man im Spiegel sieht, das Gesicht der eigenen Mutter ist. Wenn aber das Gesicht der eigenen Mutter ein Spiegel ist, dann sieht man, wenn man ihr Gesicht betrachtet, sich selbst. Was kann man sonst darin sehen? Das ist schön und gut, solange die Mutter, wenn sie ihr Kind betrachtet, das Kind sieht. Was aber, wenn sie in ihrem Kind sich selbst erblickt, eine Verlängerung von sich selbst, doch ohne zu merken, daß sie das tut, so daß sie *glaubt*, sie sehe sich selbst – wie soll man aus dieser endlosen Spirale heraus zu sich selber finden? Auch sieht sie in dem Baby gar nicht *sich selbst*. Sie sieht, was ihre Mutter sah und was deren Mutter sah usw. Die Spirale der Entfremdung dreht sich wirbelnd zurück, bis sie sich unseren Blicken entzieht. Und mit der Zeit hat man sich in der n-ten Windung dieser Spirale der Entfremdung verloren und ist damit groß geworden, sein Spiegelbild im Gesicht seines Feindes zu sehen, ohne daß man das weiß; man wird der Andere für den Anderen, der selbst ein Anderer ist als er selbst; und damit haben wir erst den Anfang erfaßt von den Vorbedingungen, die die erstaunlichen Systeme kollektiver paranoider Projektion ermöglichen, welche im Großen am Werke sind. Wir schreiben den Anderen gerade das zu, was wir ihnen antun. Weil wir in

den Anderen Uns erblicken, aber nicht wissen, daß wir das tun. Wir halten sie für die Anderen, aber tatsächlich sind sie Wir.
Als Beispiel eine von den Ironien der Geschichte: »Alle Menschen sind von Geburt gleich. Ihr Schöpfer hat sie mit bestimmten unveräußerlichen Rechten versehen; dazu gehören Leben, Freiheit und das Streben nach Glück.« Das ist der Satz, mit dem die Unabhängigkeitserklärung der Demokratischen Republik von Vietnam eingeleitet wird.
Können wir den Kreis von innen her aufbrechen? Vielleicht gelingt es uns herauszufinden, welche die schwächsten und welche die stärksten Fäden sind, die das Gewebe so fest zusammenhalten.
Vor einigen Jahren machte Sir Julian Huxley mir gegenüber eine Bemerkung, die mir im Gedächtnis geblieben ist. Er sagte, nach seiner Meinung sei das gefährlichste Glied in der Kette der *Gehorsam*. Wir seien dressiert und würden unsere Kinder dressieren, so daß wir gewillt seien, praktisch alles zu tun, was eine mit genügend Autorität ausgestattete Instanz uns befehle. Wir sagen uns immer: »Hier, bei uns, könnte das nicht passieren.« Aber es passiert immer *hier*.[7] Besonders wichtig ist es, das Wesen des Gehorsams zu studieren. Unser System funktioniert durch ein Netzwerk von Beziehungen des allgemeinen Gehorsams. Worin besteht die Organisationsstruktur dieses Netzes? Natürlich haben wir nicht alle die gleichen Machtbefugnisse. Im Grunde wollen wir vielleicht alle die gleiche Verantwortung übernehmen, doch ist die Macht in allen Sektoren des Gesamtsystems der Welt außerordentlich differenziert. Die Leute, die Macht ausüben, können das nur, wenn andere Leute ihre Befehle ausführen. In eben diesem Augenblick der Weltgeschichte erleben wir, wie weiße Truppen mitten in der Dunkelheit des Dschungels in das Dunkel hineinballern, aus Gründen, die sie nicht kennen – wenn man davon absieht, daß sie, würde man sie dazu zwingen, sich vermutlich zu der Aussage bequemen würden: »Nun, es ist nicht unsere Aufgabe, nach dem Warum zu fragen. Wir führen nur Befehle aus.« Ein paar von ihnen möchten vermutlich Helden sein. Doch kann ich mir nicht vorstellen, daß es viele sind.
Das Folgende ist eine Geschichte, deren Nutzanwendung einfach ist – ein Experiment, das an der Yale-Universität unter Leitung von Dr. Stanley Milgram durchgeführt wurde.[8]

Dr. Milgram stellten sich 40 männliche Freiwillige zur Verfügung, die der Meinung waren, sie würden an der Yale-Universität an einer experimentellen Untersuchung von Gedächtnis- und Lernfähigkeiten teilnehmen. Die 40 Männer

waren zwischen 20 und 50 Jahre alt und repräsentierten eine weite Skala von Berufen. Typische Beschäftigungen waren Postangestellte, Lehrer an höheren Schulen, Verkäufer, Ingenieure und Arbeiter. Nur eine der Versuchspersonen hatte keine abgeschlossene Volksschulbildung, andere trugen jedoch Doktorgrade oder ähnliche berufliche Titel.

Die Rolle des Experimentators spielte ein 31jähriger Biologie-Lehrer von einer höheren Schule. Sein Verhalten war sachlich, doch behielt er während des Experiments ein undefinierbar strenges Aussehen bei. Dem Experimentator stand ein freundlicher und liebenswürdiger Mann zur Seite, der als »Opfer« auftrat. Der Experimentator interviewte jeden einzelnen Freiwilligen und zugleich das »Opfer«, das sich als ein weiterer Freiwilliger ausgab. Er erzählte den beiden, es sei beabsichtigt, die Wirkung von Strafen auf das Lernen zu untersuchen, insbesondere die unterschiedlichen Auswirkungen verschiedener Grade von Strafe und verschiedener Lehrertypen. Die Ziehung von Losen wurde stets so gehandhabt, daß der Freiwillige Lehrer und das »Opfer« Schüler wurde. Das »Opfer« wurde auf einem »elektrischen Stuhl« festgeschnallt, Elektrodenpaste und Elektroden wurden angebracht. Dann wurde der Lehrer-Freiwillige in einen Nebenraum gebracht und vor ein kompliziertes Instrument gesetzt, das die Aufschrift »Schock-Generator« trug. Dem »Lehrer« wurde ein Schock von 45 Volt verabreicht, um ihm zu demonstrieren, daß der Apparat tatsächlich funktionierte.

Der »Schock-Generator« war mit einer Reihe von 30 Schaltern mit Bezeichnungen zwischen 15 und 450 Volt versehen; jeder Schalter zeigte also 15 Volt mehr an als der vorhergehende. Außerdem trugen Gruppen von Schaltern Bezeichnungen zwischen »leichter Schock« und »Vorsicht: schwerer Schock«. Seinen Instruktionen folgend und im Rahmen eines fingierten Lernexperiments mußte der »Lehrende« annehmen, daß er dem Lern-Opfer immer schwerere Strafen auferlegte, wobei dieser vorher vereinbarte Reaktionen zeigte. Das Lern-Opfer beantwortete drei von vier Fragen falsch und erhielt als Strafe für jeden Fehler jeweils einen Schock. Als der Strafschock die 300-Volt-Grenze erreichte, trampelte das Lern-Opfer – wie vorher vereinbart – gegen die Wand des Raumes, in dem es auf den elektrischen Stuhl gebunden war. An dieser Stelle baten »Lehrende« den Experimentator um Anweisungen. Sie bekamen den Rat, nach einer Pause von 5 bis 10 Sekunden weiterzumachen. Nach dem 315-Volt-Schock war das Trommeln abermals zu hören. An diesem Punkt des Experiments begannen die Lehr-Freiwilligen, auf verschiedene Weise zu reagieren. Sie wurden jedoch ermuntert und sogar in bestimmtem Ton angewiesen, das Experiment bis zur höchsten Stromspannung fortzusetzen.

(. . .) Wie Dr. Milgram berichtet, haben von den 40 Versuchspersonen entgegen allen Erwartungen 26 die Versuchsreihe vollendet, wobei sie dem inzwischen still gewordenen »Opfer« schließlich 450 Volt verabreichten. Nur 5 weigerten sich, fortzufahren, als das Opfer das erstemal protestiert hatte bei der scheinbaren Verabreichung von 300 Volt. Viele machten weiter, obwohl sie sogar erhebliche Verstörtheit zeigten, wie sich deutlich in ihren Bemerkungen, in starken Schweißausbrüchen, Zittern, Stottern und merkwürdigem Lachen und Lächeln ausdrückte.

Drei Versuchspersonen hatten unkontrollierbare Anfälle. Die Lehr-Freiwilligen, die die Stromstöße fortsetzten, drückten häufig ihre Besorgtheit wegen des Lern-Opfers aus, doch überwand die Mehrzahl von ihnen ihre menschlichen Regungen und setzte ihre Tätigkeit wie befohlen bis zur Höchststrafe fort.
Ein Beobachter berichtete: »Ich sah einen vernünftigen und anfangs ausgeglichenen Geschäftsmann, wie er das Labor lächelnd und guten Mutes betrat. Innerhalb von 20 Minuten war aus ihm ein zuckendes und stotterndes Wrack geworden, das sich zusehends einem Nervenzusammenbruch näherte. Er zupfte ständig an seinen Ohrläppchen und rang die Hände. An einem Punkt schlug er sich mit der Faust vor die Stirn und murmelte: ›Oh, Gott, laß es zu Ende sein!‹ Und doch ging er auf alles ein, was der Experimentator sagte, und gehorchte bis zum Schluß.«

Der Konflikt, dem sich die Versuchspersonen in diesem Experiment ausgesetzt sahen, bestand in dem Zwang, einer Autorität zu gehorchen, der sie vertrauten und die sie respektierten, und zugleich etwas zu tun, was sie für falsch hielten. Die reale Lebenssituation ist viel entsetzlicher. Für viele besteht gar kein Konflikt. Nach meiner Meinung haben die *meisten* Leute Schuldgefühle, wenn sie *nicht* tun, was man ihnen sagt, auch wenn sie es für verkehrt halten, und sogar auch dann, wenn sie den Befehlenden mißtrauen. Sie haben Schuldgefühle, wenn sie ihrem eigenen Mißtrauen vertrauen.
Es wäre schön, in einer Welt zu leben, in der man das Gefühl haben könnte, daß das, was eine Autorität der Gesellschaft – ob Mao, der Papst, Lyndon Johnson oder einer ihrer Vasallen – uns sagt, dadurch daß sie es sagt, eher wahr als unwahr wird. Es wäre sogar schön, wenn man daran glauben könnte, etwas, das in unseren gelehrten Zeitschriften, in medizinischen oder sozialwissenschaftlichen Untersuchungen erscheint, sei dadurch, daß es publiziert wird, eher wahr als unwahr. Leider zwingen uns die zynischen Lügen, die mannigfachen Unwahrheiten und Heucheleien, die über alle Medien, sogar durch die Organe der Gelehrsamkeit und der Wissenschaft auf uns einströmen, dazu, eine Haltung fast völliger sozialer Skepsis einzunehmen. Es gibt fast nichts, was wir über die Totalität des globalen Weltsystems oder eines seiner verschiedenen Subsysteme wissen *können*. Allerdings können wir uns darüber klarwerden, *daß* wir in diesem Sinn nichts wissen können – wobei das eine historische Zufälligkeit der augenblicklichen Weltsituation ist, bei der gegebenen Situation jedoch eine Notwendigkeit. Doch sind wir so »programmiert«, daß wir das, was man uns sagt, eher für wahr halten als für unwahr, eben weil man es uns sagt,

so daß wir fast alle in Gefahr sind, dann und wann hineingelegt zu werden. Wir haben alle einen »Reflex«, zu glauben und zu tun, was man uns sagt.

Wir können niemandem trauen: keinen Prinzen, Päpsten, Politikern, Gelehrten oder Wissenschaftlern, weder unserem schlimmsten Feind noch unserem besten Freund. Mit der größten Vorsicht mögen wir unser Vertrauen in eine Quelle setzen, die viel tiefer ist als unser Ich – wenn wir uns darin vertrauen können, sie gefunden zu haben oder vielmehr: von ihr gefunden worden zu sein. Es ist klar, daß sie verborgen ist, doch was sie ist und wo sie ist, ist nicht klar.

Anmerkungen

1 *Contemporary China*, hrsg. von Ruth Adams, New York 1966, S. VIII.

2 Eine Handlung kann als irrational bezeichnet werden, wenn sie Mittel zu einem Zweck sein soll, aber zu einem Zweck führt, der durch sie vermieden werden soll. Jemand versucht, ein Ergebnis durch bestimmte Mittel zu verhüten. Diese Mittel sind irrational, wenn sie zu dem Zweck führen, den sie verhindern sollten: eine alltägliche Feststellung in der Psychoanalyse »neurotischer« Angstabwehr. Die Abwehr erzeugt gerade die Ängste, die sie abwehren soll. Die Frage nach der Rationalität des Zweckes klammere ich aus.

3 Arthur M. Schlesinger jr., *The Bitter Heritage. Vietnam and American Democracy, 1941–1966*, London 1967. Schlesingers Position ist um so interessanter, als er lange Zeit zur Elite des Regierungsapparats gehört hat.

4 Frank Harvey, *Air War: Vietnam*, London 1967.

5 Schlesinger, a.a.O.

6 D. W. Winnicott, »Mirror Role of Mother and Family in Child Development«, in: *The Predicament of the Family*, hrsg. von Peter Lomas, London 1967.

7 Ohne Zweifel passiert es auch *dort*.

8 Nach der Zusammenfassung in: *New York Academy of Science*, 4, 4 18–20, 1964; der Originalaufsatz von Milgram erschien unter dem Titel »Behavioural Study of Obedience«, in: *Journal of Abnormal and Social Psychology*, 67, S. 371–379, 1963.

Stokeley Carmichael
Black Power

Wir haben vorgehabt, eine schriftliche Rede für diesen Kongreß mitzubringen, und drei Wochen vor der Reise begonnen, einiges zu Papier zu bringen. Aber die Regierung der USA dachte wohl, sie müsse mich vor dem Hungertod bewahren und mir ein paar Mahlzeiten am Tag verschaffen; so hat sie mich in eines ihrer Gefängnisse gesteckt, und mir gingen alle Notizen verloren. Ich habe deshalb versucht, eine neue Rede zusammenzubringen.

Seitdem ich an diesem Kongreß teilnehme, bin ich sehr verwirrt, weil ich kein Psychologe oder Psychiater bin. Ich bin ein politischer Aktivist und beschäftige mich nicht mit dem Individuum. Ich halte es für Augenwischerei, wenn Leute vom Individuum reden. Worüber wir in den ganzen USA und, ich glaube, in der ganzen Dritten Welt heute reden, das ist das System der internationalen weißen Vorherrschaft, die mit dem internationalen Kapitalismus verbunden ist. Und wir sind versessen darauf, dieses System zu zerschlagen.

So werde ich den Schwerpunkt nicht auf das Individuum legen, ich werde nicht einmal von ihm reden. Ich möchte über das System sprechen. Ich möchte einige Zitate benutzen, um meine Ansicht zu untermauern, daß es nötig ist, vom System zu reden. Das erste ist von einem meiner Schutzheiligen: Frantz Fanon. Und es lautet: »Freud bestand darauf, daß der individuelle Faktor durch Psychoanalyse in Betracht gezogen werden muß. Wie man sehen wird, ist die Entfremdung des schwarzen Menschen jedoch kein individuelles Problem. Sie ist ein Problem der gesellschaftlichen Diagnostik. Das Negerproblem läßt sich nicht als Problem von Negern erklären, die unter Weißen leben, sondern einzig als das von Negern, die von einer kolonialistischen, kapitalistischen Gesellschaft ausgebeutet, versklavt und geächtet werden, die rein zufällig weiß ist.« Weil sie jedoch zufällig weiß ist, deshalb sprechen wir über sie – die weiße Gesellschaft des Westens.

Es gibt noch einen anderen Grund, warum ich nicht über das Individuum rede. Sobald man Fragen stellt über Rassenprobleme in der weißen Gesellschaft des Westens, sagt jeder Weiße: »Ich hab doch keine Schuld. Ich bin nur ein Einzelner und denke wirklich nicht so. Wahrhaftig, ich hab nichts gegen dich, für mich bist du gleichwertig. Du bist genausogut wie ich – jedenfalls nahezu.« Und weil ich versuchen will, eine Erklärung dafür zu geben, möchte ich den Unterschied herausarbeiten, der zwischen dem individuellen und dem institutionalisierten Rassismus besteht.

Es ist wichtig, wenn wir über Rassismus diskutieren, zwischen diesen beiden Kategorien zu unterscheiden: individueller Rassismus und institutioneller Rassismus. Zur ersten Kategorie gehören die offenkundigen Handlungen von Einzelnen, die gewöhnlich unmittelbar zum Tod von Opfern oder zur traumatischen und gewaltsamen Zerstörung von Eigentum führen. Diese Spielart kann von Fernsehkameras aufgezeichnet und häufig direkt beobachtet werden.

Die zweite Kategorie ist weniger offenkundig, weitaus subtiler und weniger mit spezifischen Individuen zu identifizieren, die die Handlungen begehen; sie wirkt sich auf das menschliche Leben aber nicht minder zerstörerisch aus. Zur zweiten Kategorie gehören die allumfassenden Funktionen etablierter und respektierter Kräfte in der Gesellschaft, und darum wird sie nicht so verurteilt wie die andere Spielart.

Ein Beispiel: Wenn nicht-identifizierte weiße Terroristen in eine Kirche voller Schwarzen eine Bombe schmeißen und fünf schwarze Kinder töten, dann ist das ein Akt des individuellen Rassismus, der in den meisten Teilen der Welt einhellig mißbilligt wird. Wenn aber in derselben Stadt, Birmingham, Alabama, nicht fünf, sondern fünfhundert Kinder im Jahr sterben, weil sie nicht genug zu essen, eine elende Unterkunft und eine unzureichende ärztliche Betreuung haben, und wenn tausend andere physisch, emotional und geistig zerrüttet und verkrüppelt werden, weil sie in der schwarzen Gemeinde in Verhältnissen der Armut und der Diskriminierung aufwachsen müssen, dann handelt es sich um eine Funktion des institutionalisierten Rassismus. Wenn eine schwarze Familie in eine weiße Gegend übersiedelt und gesteinigt, niedergebrannt oder in die Flucht getrieben wird, dann ist das ein offener Akt von individuellem Rassismus, und viele Leute verurteilen ihn, zumindest verbal. Doch ist es der institutionalisierte Rassismus, der die Schwarzen in verkommenen Slums eingesperrt hält, in Wohnungen, wo sie tagaus, tagein den ausbeuterischen

Praktiken der Slum-Grundbesitzer, Händler und Halsabschneider sowie den Restriktionsmaßnahmen der Grundstücksmakler zum Opfer fallen. Hier ist von den USA die Rede, aber ich denke, Sie können ein wenig davon auch auf London anwenden. Die Gesellschaft allerdings tut entweder so, als wüßte sie nichts vom institutionalisierten Rassismus, oder sie ist unfähig, irgend etwas Sinnvolles gegen die Verhältnisse des institutionalisierten Rassismus zu unternehmen. Und daß sie nichts Sinnvolles gegen den institutionalisierten Rassismus unternehmen will, liegt daran, daß die westliche Gesellschaft ihren Luxus dem institutionalisierten Rassismus verdankt und daß sie deshalb, wollte sie ihm ein Ende machen, Hand an sich selber legen müßte.

So weit, so gut. Ich möchte nun über die Entmystifizierung von Menschen reden, und ich spreche dabei über die Dritte Welt, nicht über den weißen Westen. Der weiße Westen ist ganz gut allein zurechtgekommen. Ich möchte also ganz besonders von einer Reihe von Dingen sprechen, die für ihn unwichtig sind.

Das erste ist die Bedeutung von Definitionen. Als zweites wollen wir den Gegensatz von kultureller Integrität und aufgezwungener Kultur behandeln. Und dann wollen wir über die USA sprechen, insbesondere über die Städte und die Rebellionen in den USA (die nicht, wie die weiße Presse meint, bloße »Unruhen« sind), die schließlich zum Guerillakrieg führen werden. Und wir wollen über die Gewalt sprechen, weil der Westen immer aus der Fassung gerät, wenn ein Schwarzer sie anwendet. Yeah.

Ich möchte mit der Frage der Definitionen beginnen, indem ich eines meiner Lieblingsbücher zitiere: *Alice im Wunderland* von Lewis Carroll. In diesem Buch gibt es eine Diskussion zwischen Humpty Dumpty und Alice, die sich um die Frage nach den Definitionen dreht. Sie lautet:

»Wenn ich ein Wort verwende«, sagte Humpty Dumpty, ziemlich von oben herab, »dann hat es genau die Bedeutung, die ich ihm gebe. Nicht mehr und nicht weniger.«

»Die Frage ist«, sagte Alice, »ob du Wörtern die Bedeutung von so vielen verschiedenen Dingen geben kannst.«

»Die Frage ist«, sagte Humpty Dumpty, »wer der Herr sein soll. Das ist alles.«

Und ich finde, Lewis Carroll hat recht. Jene, die definieren können, das sind die Herren. Und die weiße Gesellschaft des Westens hat definieren können, und deshalb hat sie geherrscht. Und wir wollen eine Reihe von Beispielen anführen, denn ich glaube, die weiße Jugend meiner Genera-

tion im heutigen Westen begreift ihren eigenen unterbewußten Rassismus nicht, weil sie die Bücher des Westens akzeptiert, in denen die Geschichte verheert, verbogen und verdreht worden ist, so daß diese Jugend, ohne es auch nur zu wissen, ihre eigene Überlegenheit voraussetzt.

Frederick Douglas, der große schwarze Führer des 19. Jahrhunderts, hat gesagt: Erst wenn ein Sklave aufhört, einem Herrn zu gehorchen, erst dann strebt er nach Befreiung. Camus sagte hundert Jahre später das gleiche, wenn er auf der ersten Seite von *Der Mensch in der Revolte* schrieb, wenn ein Sklave aufhört, Definitionen zu akzeptieren, die ihm von seinem Herrn aufgezwungen wurden, dann und nur dann fängt er an, sich in Bewegung zu setzen und ein Leben für sich selbst zu schaffen. Das ist sehr wichtig, denn was die Menschen in der Dritten Welt allmählich tun müssen, das ist, mit der Hinnahme von Definitionen Schluß zu machen, die ihnen vom Westen aufgezwungen wurden. Nennen wir ein paar Beispiele.

Zunächst einmal erzählen euch die Geschichtsbücher, daß nichts geschieht, solange nicht ein Weißer daherkommt. Fragt man irgendeinen Weißen, wer Amerika entdeckt hat, dann antwortet er: »Christopher Columbus.« Und wenn man ihn fragt, wer China entdeckt hat, dann sagt er: »Marco Polo.« Und wenn es nach ihm geht, dann bin ich, wie man mir auf den Westindischen Inseln zu erzählen pflegte, erst entdeckt worden, als Sir Walter Raleigh Pech für sein Schiff brauchte – er kam daher und fand mich und sagte: »Whup, ich habe dich entdeckt!« So soll meine Geschichte begonnen haben.

Untersuchen wir nun den Rassismus, der in jener Behauptung steckt. Untersuchen wir ihn sehr genau. Columbus hat nicht Amerika entdeckt. Vielleicht war er der erste Weiße, von dem man sagen kann, er habe seinen Fuß auf amerikanischen Boden gesetzt. Das ist alles. Es gab dort Menschen, bevor Columbus auftauchte. Zum Unglück waren diese Menschen nicht weiß – zum Unglück für den weißen Westen, zum Glück für uns. Was aber geschieht, ist, daß die weiße Gesellschaft des Westens niemals die Existenz nichtweißer Völker anerkennt, weder bewußt noch unterbewußt. So haben auf dem ganzen Erdball die Völker der Dritten Welt nie etwas getan, bevor ein weißer Mann auftauchte – und das ist offenbar der Grund, warum China für die Amerikaner nicht existiert: Mao läßt keine weißen Leute rein. Yeah. Und bald wird auch Hongkong nicht mehr existieren, weil man sie dort rausschmeißen wird.

So stehen wir vor der Situation, daß die geschriebene Geschichte völlig verfälscht worden ist. Eine der dicksten Lügen, die die westliche Gesellschaft verbreiten konnte, besteht wohl darin, daß sie sich selbst den Namen »westliche Zivilisation« gegeben hat. In der ganzen Geschichte sehen wir nichts als westliche Zivilisation, und das bedeutet, daß alles andere unzivilisiert gewesen ist. Weiße Kinder, die das heute lesen, merken gar nicht, daß man ihnen erzählt, sie seien allen anderen überlegen, weil sie die Zivilisation geschaffen hätten. Bestenfalls ist das eine Fehlbezeichnung. Richtiger gesagt, ist es eine verdammte Lüge. Jawohl. Die westliche Zivilisation hat sich alles andere als zivilisiert verhalten. Sie hat sich sogar als höchst barbarisch erwiesen. Wie man uns erzählt, beginnt die westliche Zivilisation mit den Griechen, und der Inbegriff davon ist Alexander der Große. Das einzige, woran ich mich bei Alexander dem Großen erinnern kann, ist, daß er mit 26 Jahren weinte, weil es kein anderes Volk mehr gab, das er töten, morden und ausrauben konnte. Und das ist der Inbegriff der westlichen Zivilisation. Und wenn euch das noch nicht genügt, dann kann man immer noch das Römische Reich hernehmen. Die Römer vertrieben sich die Zeit am liebsten damit, daß sie anderen zusahen, wie sie sich gegenseitig umbrachten oder von Löwen fressen ließen. Sie waren ein zivilisiertes Volk. Tatsächlich beruhte ihre Zivilisation, wie sie es nannten, darauf, daß sie andere Völker unterdrückten. Und daß die Unterdrükkung anderer Völker ihnen einen gewissen Luxus auf Kosten anderer Völker gestattete. Für den Westen hieß das »Zivilisation«. Er hat es diesem Vorbild nachgetan. Der einzige Unterschied besteht darin, daß nach dem Römischen Reich das Britische Empire – in dem die Sonne niemals unterging, wenn sie auch heute untergeht und manchmal nicht mal mehr aufgeht – anfing, nichtweiße Menschen auszubeuten, wobei es die Hautfarbe zum einzigen Kriterium für die Völker machte, die es auszubeuten galt.
Weil ihr auf diese Art alle Begriffe verdreht habt, seid ihr in der Lage gewesen, Leute wie Cecil Rhodes Wohltäter zu nennen, während dieser Mensch in Wirklichkeit ein Mörder, ein Räuber, ein Plünderer und Dieb gewesen ist. Aber ihr nennt Cecil Rhodes einen Wohltäter, weil er uns, nachdem er unsere Diamanten und unser Gold gestohlen hatte, einige Brosamen gab, so daß wir heute zur Schule gehen und ganz wie ihr werden können. Früher nannte sich das Wohltätigkeit. Wir sind jedoch dabei, es umzutaufen: jenes Land heißt nicht mehr Rhodesien, es heißt Zimbabwe, das ist sein eigentlicher Name. Und Cecil Rhodes gilt nicht mehr als Wohl-

täter, er gilt als Dieb – ihr könnt eure Rhodes-Stipendiaten behalten, wir wollen kein Geld, das aus dem Schweiß unserer Leute stammt.
Wenden wir uns nun der Gegenwart zu. Ich bin immer entsetzt, wenn mir ein Weißer erzählt, daß »Fortschritte gemacht worden sind«. Ich frage dann immer: »Fortschritt für wen? Und durch wen?« Mag sein, daß Fortschritte für Weiße erzielt werden, denn ich würde sagen, daß sie seit dem Zweiten Weltkrieg ein bißchen gelernt haben, wie man mit Farbigen zurechtkommt. Ich finde aber, es hat keinen Fortschritt für Schwarze gegeben, keinen Fortschritt für Farbige in der ganzen Dritten Welt. Was für uns Fortschritt ist, haben nicht die Weißen zu bestimmen. Wir werden euch schon Bescheid sagen, wenn Fortschritte erzielt worden sind. Ihr seid dazu nicht in der Lage, denn für uns heißt Fortschritt, euch vom Buckel zu kriegen, und das ist der einzige Fortschritt, den wir sehen können.
Nun wollen wir über kulturelle Integrität im Gegensatz zu aufgezwungener Kultur reden. Das hängt mit der Frage nach den Definitionen zusammen. Ich erinnere mich, wie ich als junger Mann auf den Westindischen Inseln Rudyard Kiplings *The White Man's Burden* lesen mußte. Das Beste, was der weiße Mann für mich tun konnte, war nach meiner Ansicht, daß er mich in Ruhe ließ, aber Rudyard Kipling riet ihm, herzukommen und mich zu retten, weil ich zur Hälfte ein Wilder, zur Hälfte ein Kind sei. Es war sehr weiß von ihm. In Wirklichkeit hat der Westen Gewalt angewendet, um der ganzen Dritten Welt seine Kultur aufzuzwingen. Wenn ein paar Siedler England verließen und nach Zimbabwe gingen, so hatten sie an sich keinen Grund, das Land auf den Namen Rhodesien umzutaufen und dann jeden zu zwingen, ihre englische Sprache zu sprechen. Hätten sie Achtung vor den Kulturen anderer Völker gehabt, dann hätten sie die Sprache dieser Völker gesprochen und ihre Religion angenommen. Was aber wirklich geschehen ist, geschah nur deshalb, weil der Westen so mächtig war. Nur Macht hat die Menschen dazu gebracht, sich vor dem Westen zu verbeugen. Sie haben das nicht getan, weil sie Jesus Christus liebten oder weil sie weiße Leute mochten. Nein – Machiavelli sagte vor langer Zeit: »Die Menschen gehorchen Herren aus einem von zwei Gründen. Entweder aus Liebe oder aus Furcht.« Ich frage mich oft, ob der Westen wirklich glaubt, daß die Dritte Welt die Weißen liebt und daß sie ihnen deshalb gehorcht hat. Der Westen war gefürchtet: Er kam mit seinen Feuerwaffen, seiner Macht und Gewalt nach Afrika, Asien und Amerika und vergewaltigte diese Länder. Und während er das tat, gebrauchte

er schöne Worte. Den Indianern wurde erzählt: »Wir zivilisieren euch, und wenn ihr euch nicht zivilisieren lassen wollt, dann schlagen wir euch den Schädel ein.« So haben die Weißen Völkermord begangen und das Land gestohlen und die Indianer in Reservate gesteckt und dann gesagt, sie hätten das Land zivilisiert.

Aber damit waren sie noch nicht zufrieden. Sie kamen nach Afrika, entführten Afrikaner und brachten sie nach den USA, und das hat man mit uns gemacht, um uns zu »zivilisieren«, denn wir waren ja Kannibalen und fraßen einander auf, und sie wollten uns zu einem besseren Leben verhelfen, nämlich zur Sklaverei.

Bevor ich nun weiter über kulturelle Integrität spreche, möchte ich eine klare Unterscheidung treffen. In den Ländern des Westens gab es Demokratie für die Weißen, zumindest formale Demokratie. Aber diese Demokratie ging auf Kosten der nichtweißen Menschen. Während die Briten ihre Zeitungen und ihr parlamentarisches Gequassel über verfassungsmäßige Garantien genossen, unterdrückten sie das ganze Afrika. Das gleiche gilt für Frankreich, und ich möchte de Gaulle darauf aufmerksam machen, daß er immer noch Somaliland unterdrückt; das gleiche gilt heute natürlich auch für die USA.

Der Westen war also in der Lage, anderen seine Kultur aufzuzwingen und jedem zu sagen: »Wir sind besser, wir sind zivilisiert.« Und wegen seiner Macht fingen alle nichtweißen Länder an, Europa zu imitieren und seine Manieren nachzuäffen, und das nur, weil keines von ihnen unzivilisiert sein wollte. Unsere Ahnen hatten eine Vorstellung von Zivilisation, lang bevor die Europäer aus ihren Höhlen krochen, und wollten bei ihrer Lebensweise bleiben. Hätten sie das getan, vielleicht wären wir dann nicht in dem Zustand, in dem wir heute sind.

Alle nichtweißen Völker wurden also ihrer Kultur entkleidet. Sie wurden gezwungen, eine Kultur anzunehmen, die nicht die ihre ist. Und überall auf der Welt sind die farbigen Menschen so verstört, daß – in bestimmten Gegenden des heutigen Vietnam und auf jeden Fall in Japan – Frauen mit Schlitzaugen hergehen und ihre Augen operieren lassen, damit sie runde Augen kriegen und westlich aussehen. Unnötig zu sagen, was Schwarze mit ihrem Haar gemacht haben, besonders Frauen: sie haben heiße Kämme in ihr Haar gesteckt, es geglättet und so versucht, wie Weiße auszusehen, nur weil der Westen Schönheit definierte nach dem, was sein war: der weißen Frau, die als unantastbar galt.

Und so fing die nichtweiße Welt an, den Westen nachzuäffen und zu imitieren und alles zu tun, was er tat. Ich halte das, was heute geschieht, für einen Kampf um kulturelle Integrität. Jede Volksgruppe möchte ihre eigene Integrität bewahren und sagen: »Zur Hölle mit dem Westen und seiner Kultur! Soll er sie behalten! Wir wollen unsere!« Ich will nicht als Sprecher der Roten Garden auftreten, doch würde ich annehmen, daß das einen Teil des Kampfes ausmacht, den sie führen. Es ist ein heilsamer Kampf, und er muß geführt werden. Ich weiß, daß der Kampf, den wir heute in den USA führen, auch um unsere kulturelle Integrität geht. Wir wollen uns endlich darüber klarwerden, welche Beiträge die farbigen Völker der Welt zur Kultur geleistet haben. Es ist verblüffend, wenn man etwas liest und plötzlich entdeckt, daß sie das meiste von dem gemacht haben, wovon die Weißen behaupten, sie hätten es gemacht. Dabei haben sie nur Geschichte gefälscht. Nicht von Pythagoras habt ihr die Geometrie, ihr habt sie von den Ägyptern.

Das Schlimme ist nun, daß der Westen das Gefühl hat, er habe das Recht, jedermann die Unabhängigkeit zu *geben*. Das ist völlig absurd. Ihr könnt niemand seine Unabhängigkeit *geben*. Alle Menschen sind frei geboren. Andere Menschen haben sie versklavt. Deshalb kann derjenige, der sie versklavt hat, nur eines tun: nicht ihnen die Unabhängigkeit geben, sondern aufhören, sie zu unterdrücken. Das ist ein gewaltiger Unterschied, und ich glaube nicht, daß die Leute ihn kennen. Ich bin höchst erstaunt, wenn ich die Zeitung aufschlage und lese: »England hat heute beschlossen, den Westindischen Inseln die Unabhängigkeit zu geben.« Wer zum Teufel ist England, daß es mir meine Unabhängigkeit geben kann? Alles, was es tun kann, ist, mit der Unterdrückung Schluß zu machen, mir vom Buckel runterzusteigen. Aber es klingt soviel netter, wenn man sagt: »Wir geben euch die Unabhängigkeit. Ihr seid jetzt reif dafür.« Netter, als wenn man sich eingestehen müßte: »Wir hören jetzt auf, euch zu unterdrücken, weil wir ein kleines bißchen zivilisierter geworden sind; oder weil ihr uns zu sehr zusetzt und wir es uns nicht leisten können, euch zu dem Preis zu unterdrücken, den ihr dafür von uns verlangt.« Ihr könnt also niemandem Unabhängigkeit verleihen. Sie wird genommen. Und das ist es, was das weiße Amerika lernen wird. Es kann uns nichts *geben*. Kein weißer Liberaler kann mir etwas geben. Er kann nur dazu beitragen, andere Weiße zu zivilisieren, denn das ist es, was sie nötig haben.

Um nun zu den USA überzugehen – weil ich weiß, daß jeder sich mit den

Rebellionen und dem Guerillakrieg in den USA beschäftigt –, so möchte ich einfach ein paar Notizen vorlesen, so daß Sie vielleicht ein klareres Bild bekommen, da Sie ja nicht in den Staaten leben. Ich denke allerdings, Sie brauchen gar nicht so sehr ein klareres Bild, denn England ist in der Beziehung nicht weit zurück.

Wie man schätzt, werden in weiteren fünf bis zehn Jahren zwei Drittel der 20 Millionen schwarzen Einwohner der USA im Herzen der Städte, d. h. in den Ghettos leben. Dazu werden noch Hunderttausende von Puertoricanern, mexikanischen Amerikanern und Menschen aus der amerikanischen Indianerbevölkerung kommen. Die amerikanische City wird im wesentlichen von Menschen der Dritten Welt bevölkert sein, während die weißen Mittelklassen sich in die Vorstädte absetzen werden. Nun besitzen die Schwarzen weder die Lebensgrundlagen, noch kontrollieren sie sie – wir kontrollieren weder das Land, noch die Häuser, noch die Geschäfte. Diese sind sämtlich im Besitz von Weißen, die außerhalb der Stadtgemeinde leben. Es handelt sich also buchstäblich um Kolonien in dem Sinne, daß jene, die außerhalb der Städte leben, dort billige Arbeitskraft ausbeuten. Die Gesetze werden von der weißen Macht gemacht und von ihr mit Gewehren und Knüppeln in der Hand von rassistischen weißen Polizisten und ihren schwarzen Söldnern durchgesetzt. Es scheint keinesfalls so, daß sich die Männer, die die Macht und die Lebensgrundlagen der USA kontrollieren, jemals hingesetzt und diese schwarzen Enklaven geplant oder die Bedingungen ihres kolonialen und abhängigen Status vorher festgelegt hätten, wie das zum Beispiel die Apartheid-Regierung in Südafrika getan hat, die von Großbritannien, den USA und Frankreich Rückendeckung erhält. Man kann jedoch, wenn man durch die USA zieht, kein Ghetto von einem anderen unterscheiden. Jedes Ghetto sieht aus wie das andere. Beachten Sie, daß die USA innerhalb der kontinentalen Grenzen 48 Staaten haben, und jeder dieser Staaten hat in all seinen Großstädten ein Ghetto. Zieht man von Stadt zu Stadt, dann ist es, als hätte eine bösartige, rassistische Planungsstelle jedes einzelne Ghetto haargenau nach demselben Grundriß gestaltet. Und tatsächlich: hätte man das Ghetto förmlich und vorsätzlich geplant, statt daß es spontan und automatisch durch die rassistischen Funktionen der zahlreichen Institutionen entstanden wäre, die zusammen die Gesellschaft ausmachen, es wäre weniger erschreckend. Denn wären diese Ghettos das Ergebnis von Planung und Verschwörung, könnte man ihre Gleichartigkeit als absichtlich und be-

wußt aufgezwungen begreifen, nicht als Folge von gleichartigen Grundformen des weißen Rassismus, die sich in allen Städten wiederholen, auch wenn diese so weit voneinander entfernt sind wie Boston und Watts.
Wir begreifen, daß ein kapitalistisches System in sich automatisch Rassismus enthält, ob mit Absicht oder nicht. Kapitalismus und Rassismus scheinen Hand in Hand zu gehen. Der Kampf um *Black Power* in den USA und überall sonst ist der Kampf um die Befreiung dieser Kolonien von der Fremdherrschaft. Wir streben aber nicht danach, Gemeinwesen zu schaffen, in denen an die Stelle von weißen Herrschern lediglich schwarze Herrscher treten, die das Leben der schwarzen Massen kontrollieren, und wo das Geld aller Schwarzen in die Taschen von wenigen Schwarzen fließt. Wir möchten es in die kommunale Tasche fließen sehen. Die Gesellschaft, die wir mit schwarzen Menschen zu errichten versuchen, ist keine kapitalistische Unterdrückungsgesellschaft. Der Kapitalismus kann seinem Wesen nach keine Strukturen schaffen, die frei von Ausbeutung sind.
Es mag sich die Frage erheben, in welcher Beziehung der Kampf um die Befreiung dieser inneren Kolonien zum Kampf gegen den Imperialismus auf der ganzen Welt steht. Wir schätzen unsere Zahl realistisch ein und wissen, daß die Schwarzen nicht auf militärischem Wege das ganze Land erobern können. In einem hochindustrialisierten Land geht der Kampf anders vor sich. Das Herz der Produktion und das Herz des Handels ist in den Städten. *Wir* sind in den Städten. Wir sind dabei, eine zersetzende Kraft zu werden in dem Strom von Dienstleistungen, Gütern und Kapital. Während wir im Inneren zersetzen und nach dem Auge des Kraken zielen, hoffen wir darauf, daß unsere Brüder von außen her zersetzen, um den USA die Krakenarme abzureißen.
Das ist sehr wichtig, denn in Newark, New Jersey, hat Engelhart sein Kapital – und in den letzten fünf Tagen konnte er keinerlei Arbeit verrichten. Ein Fortschritt für die Afrikaner. Sie wissen, wer Engelhart ist – nicht? –, Sie sollten etwas über Südafrika lesen, er kontrolliert es zum größten Teil, zusammen mit Rockefeller, dem Liberalen aus den USA.
Es wird manchmal gesagt, die afroamerikanische Bewegung in den USA verstünde das wahre Wesen des heutigen Kampfes in der Welt nicht, die Bewegung widme sich lediglich dem Kampf gegen rassische Diskriminierung, und auch das nur mit der Waffe der Gewaltlosigkeit. Das hat einmal gestimmt. Inzwischen hat sich die *Black Power*-Bewegung, die vom SNCC ausgelöst wurde, von der Bewegung für die Rassenintegration

gelöst. Und das nicht nur deshalb, weil die Ziele der Bewegung in der Mittelklasse liegen: Arbeitsplätze für College-Absolventen, öffentliche Förderung usw. – und auch nicht nur deshalb, weil die Vorstellung, die das weiße Amerika von der Integration hat, auf der Annahme beruht, daß es in der schwarzen Gemeinde nichts gibt, was von Wert ist, und nichts von Wert jemals von dort kommen kann – und das ist sehr wichtig, weil der Westen seinen eigenen Rassismus nicht begreift, wenn er von Integration spricht. Integration ist völlig absurd, wenn man sie nicht von beiden Seiten besprechen kann und wenn nicht die Schwarzen selber sich hinsetzen, um über die Integration zu entscheiden. Das heißt, wenn man wirklich über Integration reden wollte, dann müßte man nicht von Schwarzen, die in weiße Gegenden, sondern von Weißen reden, die in schwarze Gegenden zögen.

Wegen der Orientierung der Integrationsbewegung an der Mittelklasse, wegen ihres unterbewußten Rassismus und wegen ihres gewaltlosen Vorgehens ist es ihr nie gelungen, das schwarze Proletariat zu gewinnen. Sie konnte die ungestüme Jugend nicht anziehen und halten, die die Barbarei des weißen Amerika genau begriffen hat und bereit wäre, ihr bewaffneten Widerstand entgegenzusetzen. Es ist die ungestüme Jugend, die von jenem Haß erfüllt ist, den Che Guevara meint, wenn er sagt: »Haß ist ein Element des Kampfes, unnachgiebiger Haß gegen den Feind, der uns über die natürlichen Grenzen des Menschen hinaustreibt und uns in tüchtige, unbarmherzige, vorzügliche und kalte Tötungsmaschinen verwandelt.«

Die *Black Power*-Bewegung ist der Katalysator, der diese zornige Jugend zusammengeführt hat. Das wirkliche revolutionäre Proletariat, das bereit ist, für die Befreiung unseres Volkes mit allen nötigen Mitteln zu kämpfen.

Die *Black Power-B*ewegung in den USA enthüllt den ganzen Rassismus, die ganze Ausbeutung, die alle Institutionen des Landes durchdringen. Sie hat außerordentliche Anziehungskraft für alle jungen schwarzen Studenten an den Universitäten der USA. Diese Studenten haben sich lange von der Fiktion der Weißen täuschen lassen, der schwarze Mann könnte, wenn er sich nur bilden und gut benehmen würde, so akzeptabel werden, daß er die breite Masse der Unterdrückten verlassen und mit der Königin Tee trinken könnte. In diesem Jahr haben Studenten an vielen Universitäten jedoch zurückgeschlagen, als sie von wildgewordenen weißen Polizisten provoziert wurden, statt diese Vorfälle wie bisher ohne Gegenwehr hinzunehmen. Sobald Studenten an diesen Rebellionen teilnehmen, fangen

sie an, ein Widerstandsbewußtsein zu entwickeln. Sie beginnen zu erkennen, daß das weiße Amerika zwar einigen von ihnen den Aufstieg in den großen Strom der Gesellschaft ermöglichen mag, aber mit der ganzen Wut des Rassismus reagiert, wenn die Schwarzen gemeinsam nach Fortschritt streben.

Man muß also begreifen, daß unsere Analyse der USA und des internationalen Kapitalismus mit der Rassenfrage beginnt. Hautfarbe und Kultur waren und sind die Hauptfaktoren unserer Unterdrückung. Deshalb beruht unsere historische und ökonomische Analyse auf diesen Begriffen. Unsere historische Analyse zum Beispiel sieht die USA von Rassismus durchsetzt. Die ersten Siedler waren selber vor der Unterdrückung geflohen, bei ihrer bewaffneten Erhebung gegen das Mutterland ging es um die Verschärfung des Kolonialismus, und ihr Schlachtruf war: *No taxation without representation*, »keine Steuer ohne parlamentarische Vertretung«. Trotzdem brachten sie es nicht fertig, ihre erhabenen Theorien über Demokratie auf die Indianer auszudehnen, die sie systematisch ausrotteten, als sie auf das Territorium der Indianer vordrangen. Tatsächlich war es dieselbe Stadt, in der die Siedler nach der Theorie repräsentativer Demokratie ihr Regierungsmodell entwickelten, in die sie auch die ersten Sklaven aus Afrika holten. In der glorreichen Verfassung wurden »Leben, Freiheit und das Streben nach Glück« und der ganze andere Kohl garantiert, doch waren das nur Rechte für den weißen Mann, denn der Schwarze galt nur als Dreifünftelmensch. Wenn man die Verfassung der USA liest, wird man sehen, daß diese Klausel immer noch darin steht.

Weil das weiße Amerika billige oder freie Arbeitskräfte brauchte, entführte es aus unserer Heimat Millionen schwarzer Menschen. Weil wir schwarz waren und die weißen Amerikaner und Europäer uns für minderwertig hielten, wurde unsere Versklavung durch die weißen Christen gerechtfertigt und rationalisiert, die ihre Verbrechen mit deklamatorischen Lügen über die Zivilisierung der Heiden, Götzenanbeter, Wilden aus Afrika zu erklären suchten, denen es in Amerika angeblich »besser« ginge als in ihrer Heimat. Die Umstände bildeten die Grundlage und den Rahmen für den Rassismus, der in der weißen amerikanischen Gesellschaft institutionalisiert worden ist.

Die Interpretation unserer ökonomischen Lage entstammt nicht nur den Schriften von Marx, sondern, wie wir es sehen, auch dem Verhältnis der kapitalistischen Länder zu den farbigen Völkern auf der ganzen Welt. Ich

möchte am Beispiel der Arbeiterbewegung zeigen, was passiert, wenn sich Menschen eines weißen Landes im Westen organisieren, die unterdrückt sind. Ich möchte die Arbeiterbewegung in den USA hernehmen, weil sie auf der ganzen Welt als die wahre Bewegung oder der Freund des Schwarzen angeführt wird, die in der Lage sei, ihm zu helfen. Das gilt auch für alle anderen kleinen weißen Länder, in denen sich die weißen Arbeiter organisieren.

Obwohl es anfangs gewiß ein paar große Arbeiterführer gab, die gegen die absolute Kontrolle der Wirtschaft durch die Industriebarone waren, hat die amerikanische Arbeiterbewegung im wesentlichen nur um Geld gekämpft. Und eben darum hat sich der Kampf der weißen Arbeiter im Westen gedreht: um mehr Geld. Die wenigen, deren Vorstellungen darauf hinausliefen, den Kampf auf das Ziel der Arbeiterkontrolle über die Produktion auszudehnen, haben es nie geschafft, ihre weitergehenden Vorstellungen auf die breite Masse zu übertragen. Die Arbeiterbewegung begnügte sich damit, den Industrieherren ein paar weitere Früchte ihrer Herrschaft abzuverlangen, anstatt diese Herrschaft zu brechen. Die USA kamen dem zuvor, was Marx prophezeit hatte, und vermieden den unvermeidlichen Klassenkampf innerhalb des Landes, indem sie in die Dritte Welt vordrangen und die Ressourcen und Sklavenarbeit der farbigen Völker ausbeuteten. Großbritannien, Frankreich taten das gleiche. Die amerikanischen Kapitalisten haben nie ihre Inlandsprofite eingeschränkt, um sie mit den Arbeitern zu teilen. Statt dessen expandierten sie international und warfen der amerikanischen Arbeiterklasse die Knochen ihrer Profite vor – und diese begnügte sich damit. Die amerikanische Arbeiterklasse genießt die Früchte der Arbeit, die von Arbeitern der Dritten Welt geleistet wird. Die Dritte Welt ist zum Proletariat geworden, und die Bourgeoisie ist die weiße Gesellschaft des Westens.

Und um zu sehen, wie das funktioniert – und nicht nur funktioniert im Sinne der Bourgeoisie –, habe ich Beziehungen von Weißen zu Weißen beobachtet, die Kommunisten sind, und von Weißen zu Nichtweißen, die sie Kommunisten nennen. Jedesmal, wenn sie jemandem das Land wegnehmen wollen, stellen sie sich hin und sagen: »Kommunisten sind eingedrungen, und ein terroristischer Guerillakrieg ist im Gange, und wir müssen die Demokratie schützen, deshalb schicken wir Tausende von Soldaten nach Vietnam, damit sie die Kommunisten töten.« Italien ist ein weißes Land. Ein Drittel der Bevölkerung ist kommunistisch. Warum überfallen

die USA nicht Italien? Tito ist ein angesehener Kommunist. Die USA geben ihm Auslandshilfe. Warum überfallen sie nicht sein Land, wenn sie wirklich beabsichtigen, den Kommunismus zu stoppen? Die USA halten niemanden zum Narren. Wenn sie jemandem, der nicht weiß ist, sein Land wegnehmen wollen, dann reden sie von kommunistischer Aggression – das haben sie in Cuba gemacht, in Santo Domingo, und es ist das, was sie in Vietnam machen. Und redet uns nur nicht von Diktatur! Franco ist vielleicht der schlimmste Diktator in der heutigen Welt, aber die USA unterstützen ihn.

Es ist also klar, daß es gar nicht um kommunistische Invasion geht. Es geht lediglich darum, sich die Länder nehmen zu können, auf die man es abgesehen hat, und das sind eindeutig die nichtweißen Länder, weil dort heute die Ressourcen der Welt liegen. Dort haben sie sich schon in den letzten paar Jahrhunderten befunden. Und deshalb mußte die weiße Gesellschaft des Westens dort auf den Plan treten.

Nun wollen wir zwei Unterscheidungen treffen, denn wenn in den Großstädten von Amerika Rebellionen ausbrechen, ist das erste, was man sagt, daß es sich um *riots*, um Aufruhr handelt. Und für die weiße Gesellschaft des Westens heißt das oberste Gebot Ordnung, Gesetz und Ordnung. »Wir brauchen Gesetz und Ordnung.« Sie sprechen nie von Gerechtigkeit, denn das liegt ihnen nicht. Hitler hatte das gelungenste System von Gesetz und Ordnung, von dem ich je gehört habe. Zufällig ist er ein Faschist gewesen. Er hatte Gesetz und Ordnung nicht mit Gerechtigkeit gekoppelt. Die USA verstehen viel von Gesetz und Ordnung, von Gerechtigkeit verstehen sie nichts. Es ist Sache der weißen Gesellschaft des Westens, von Gesetz und Ordnung zu reden. Sache der Dritten Welt ist es, von Gerechtigkeit zu sprechen.

Nun wollen wir ein bißchen über Gewalt sprechen. Um Himmels willen, ich verstehe nicht, wieso der weiße Westen ein Wort gegen die Gewalt sagen kann! Die Weißen sind das gewalttätigste Volk, das die Erde gesehen hat. Alles, was sie haben, haben sie sich mit Gewalt genommen. Die bewaffneten Rebellionen und der Guerillakrieg, die in den USA heute vor sich gehen, sind nicht der Gipfel der Gewalt, die heute in der Welt wütet. Vietnam, Südafrika, Zimbabwe, Hongkong, Aden, Somaliland – da herrscht wirklich eure Gewalt. Denn Gewalt kann viele Formen annehmen. Sie kann die Form physischen Kampfes haben, aber auch die Form eines langsamen Todes.

Die Juden in den Warschauer Ghettos mußten Gewalt ertragen. Sie nahm erst eine physische Form an, als man die Menschen in die Gaskammern steckte. Bis dahin hatten sie aber schon unter psychischer Gewalt gelitten. Wohin man sich auch wendet im heutigen Afrika, überall leiden die Afrikaner unter Gewalt – einer Gewalt, die ihnen vom weißen Westen zugefügt wird, sei es, daß sie ihrer Kultur beraubt werden, sei es, daß man ihnen die Menschenwürde oder die Ressourcen ihres ureigenen Landes wegnimmt.
Und für die Völker der Dritten Welt steht heute felsenfest, daß die Zeit für Gespräche vorbei ist. Es kann kein Gespräch darüber geben, wie man der Gewalt ein Ende machen könnte. Das ist klar. Selbst Camus spricht darüber, auch wenn er nicht eindeutig Stellung nimmt. Er sagt, es gibt in der Gesellschaft ein Verhältnis von Henker und Opfer, und der Henker braucht Gewalt, um sein Opfer niederzuhalten. Aber das Opfer bekommt die Sache satt. Und was geschieht, ist, daß das Opfer, sobald es Gleichheit anstrebt oder den Henker niederzumachen versucht, die Macht, die Mittel und die Methoden anwendet, mit denen sein Unterdrücker ihn niedergehalten hat. Und das ist dann Gewalt. Ich fühle mich dadurch nicht getroffen. Um all das Gerede darüber zu beenden, möchte ich eines meiner Lieblingszitate anführen, ein Sartre-Zitat:

> Was habt ihr denn erwartet, was passiert, wenn ihr den Knebel löst, der diese schwarzen Münder verschlossen hat? Daß sie euch Loblieder singen würden? Habt ihr gedacht, wenn diese Köpfe, die unsere Väter auf den Erdboden niedergezwungen haben, wieder erhoben werden, würdet ihr Verehrung in ihren Augen finden?

Das sagt Jean-Paul Sartre, nicht ich.
Wir arbeiten dafür, das revolutionäre Bewußtsein der Schwarzen in Amerika zu erhöhen, um uns der Dritten Welt anzuschließen. Ob Gewalt gebraucht wird oder nicht, entscheiden nicht wir, sondern der weiße Westen. Wir kämpfen einen politischen Krieg. Politik ist Krieg ohne Gewalt. Krieg ist Politik mit Gewalt. Der weiße Westen wird entscheiden, wie er den politischen Krieg ausgetragen sehen möchte. Wir beugen unseren Kopf vor keinem Weißen mehr. Rührt er auch nur einen Schwarzen in den USA an, dann bekommt er es mit allen Schwarzen in den USA zu tun.
Wir sind dabei, unseren Kampf international auszudehnen und uns mit der Dritten Welt zu verbinden. Das ist die einzige Rettung – wir kämpfen, um unsere menschliche Natur zu retten. Wir kämpfen sogar darum, die

menschliche Natur der Welt zu retten, die der Westen so elendig preisgegeben hat. Und der Kampf muß von der Dritten Welt geführt werden. Es wird neue Wortführer geben. Sie werden Che heißen, sie werden Mao heißen, sie werden Fanon heißen. Ihr könnt Rousseau haben, ihr könnt Marx haben, ihr könnt auch den großen Freiheitsgeist John Stuart Mill haben.

Ich möchte erklären, warum zur Errichtung eines Widerstandsbewußtseins in den USA Gewalt wichtig ist. Dazu ein Zitat, das wir aus Deutschland haben: » . . . es war erforderlich, daß das gepeinigte Opfer sich ohne Protest zu den Galgen führen ließ, daß es sich soweit selbst preisgab und fügte, bis es seine Identität verlor.«

Ich fürchte, die schwarzen Amerikaner können es sich nicht leisten, zu den Galgen zu marschieren, wie es die Juden getan haben. Wenn die USA, das weiße Amerika, Nazi spielen wollen, dann müssen sie sich sagen lassen, daß die schwarzen Amerikaner keine Juden sind, daß wir zurückschlagen werden, bis wir tot sind. Und wenn das in euren Ohren sehr nach Gewalt klingt, dann erinnert euch an ein Gedicht, das euer großer Premierminister Sir Winston Churchill vorlas, als ihr euch endlich anschicktet, Deutschland anzugreifen. Er las ein Gedicht, das zufällig – und ich weiß nicht, ob er euch das gesagt hat – von einem Schwarzen aus Jamaica stammte, der Claude McKay hieß und der es für Schwarze geschrieben hatte. Es heißt »Wenn wir sterben müssen«, und es ist heute unser Gedicht in den USA. Seine Botschaft lautet etwa so: »Wir werden nobel sterben, indem wir zurückschlagen und für jeden der tausend Schläge einen tödlichen Schlag austeilen.«

Aber wir werden wie Menschen sterben. Wir werden die Unterdrückung durch die weiße Gesellschaft nicht länger hinnehmen. Das ist für uns ganz klar. Wie klar das für die weiße Gesellschaft ist, ist eine andere Frage, aber sie definiert unseren Kampf nicht mehr für uns. Wir werden unseren Kampf bestimmen und ihn austragen, wie wir es für richtig halten.

Wir müssen unseren Kampf international ausdehnen, und das nicht nur, weil ein solches Bewußtsein innerhalb der schwarzen Gemeinden den Minderwertigkeitskomplex zerstört, auf den die amerikanische Presse so sorgsam baut, sondern auch, weil wir wissen, daß der Schwarze, wenn er erkennt, daß die konterrevolutionären Bestrebungen der USA sich gegen seine Brüder richten, nicht mehr in ihre Kriege ziehen wird. Dann wird die Welt endlich begreifen, daß die imperialistischen Kriege der USA

nichts anderes als rassistische Kriege sind. Im letzten Jahr haben wir eine schwarze Widerstandsbewegung gegen die Einberufung zum Militär in Gang gebracht, an deren Spitze unser Held, Weltmeister Mohammed Ali, steht. Nicht nur, weil wir dagegen sind, daß Schwarze gegen ihre Brüder in Vietnam kämpfen, sondern ebenso, weil der nächste Vietnamkrieg bestimmt im Kongo, in Südafrika, Zimbabwe, Bolivien, Guatemala, Brasilien, Peru oder sogar auf den Westindischen Inseln ausbrechen wird. Und wir werden nicht gegen unsere Brüder kämpfen.

Die Afroamerikaner haben sich seit 400 Jahren um eine friedliche Koexistenz in den USA bemüht. Es hat nichts genützt. Wir haben nie einen Weißen gelyncht, wir haben keine von ihren Kirchen verbrannt, wir haben in ihre Häuser keine Bomben geworfen, wir haben sie nie auf der Straße geschlagen. Ich wollte, ich könnte von den Weißen auf der ganzen Welt das gleiche sagen. Wie unsere Geschichte beweist, sind unsere Bemühungen um friedliche Koexistenz mit dem physischen und psychischen Mord an unseren Menschen belohnt worden. Man hat uns gelyncht, man hat unsere Häuser mit Bomben belegt und unsere Kirchen niedergebrannt. Jetzt werden wir von rassistischen weißen Polizisten wie Hunde auf der Straße abgeknallt. Wir können diese Unterdrückung nicht mehr ohne Vergeltung hinnehmen. Wir sind uns bewußt, daß die Regierung, wenn wir unseren Widerstand vergrößern und das Bewußtsein unseres Volkes internationalisieren, wie das unser zum Märtyrer gewordener Bruder Malcolm X tat, es uns ebenso heimzahlen wird wie ihm. In dem Maße, in dem der Widerstandskampf zunimmt, begreifen wir immer mehr die Realität in den Worten von Che: »Der Kampf wird nicht bloß eine Straßenschlacht sein, sondern ein langer und harter Kampf.«

Ich möchte also damit schließen, daß ich Ihnen ganz genau sage, was die Schwarzen in Amerika tun werden, wann wir es tun werden, wie und warum wir es tun werden. Dies ist die einzige Gelegenheit, es unzweideutig zu hören, denn das nächstemal werden Sie auf die BBC angewiesen sein.

Die Schwarzen in den USA haben keine Zeit für nette, artige Gesellschaftsspiele, schon gar nicht, wenn das Leben unserer Kinder auf dem Spiel steht. Einige weiße Amerikaner können es sich leisten, einen sanften Ton anzuschlagen, leisezutreten, sich einzuschmeicheln und uns abzuspeisen – oder soll man besser sagen: uns den Mund zu stopfen? –, denn ihnen gehört ja die Gesellschaft. Es wäre lächerlich, wenn Schwarze sich ihre

Methoden aneignen wollten, uns die Unterdrückung schmackhafter zu machen. Wir Schwarze müssen auf unsere eigene Weise, in unserer eigenen Sprache, nach Maßgabe unseres eigenen Temperaments reagieren. Für unser Selbstverständnis, für den Weg, den wir einschlagen, für die Ziele, die wir anstreben, sind wir selbst verantwortlich. Es ist kristallklar, daß die Gesellschaft gewillt und in der Lage ist, jene Einzelnen zu belohnen, die sie nicht frontal angreifen – sie zu belohnen mit Prestige und mit materiellen Erleichterungen. Aber wir pfeifen auf diese Brosamen der Korruption. Der Grund ist einfach. Als Volk haben wir absolut nichts zu verlieren, wenn wir auf solche Spielchen verzichten. Gemäßigte Wünsche und ein scheinheiliges Lächeln haben das weiße Amerika zu dem Glauben verleitet, alles sei friedlich und gut; sie haben das weiße Amerika zu der Annahme gebracht, der Weg und das Tempo, das man zur Behandlung der Rassenprobleme gewählt hat, seien für die Massen der schwarzen Amerikaner akzeptabel. Es ist viel besser, wenn man aufrichtig und mit Leidenschaft spricht. Erst wenn sich herausstellt, wer man wirklich ist, sei man nun schwarz oder weiß, kann die Gesellschaft dazu übergehen, die Probleme von der Position der Klarheit und nicht von der des Mißverständnisses her zu behandeln.

Wir haben also nicht die Absicht, uns auf die ziemlich sinnlose Sprache einzulassen, die in der heutigen Welt bei Diskussionen über Rassenfragen so gebräuchlich geworden ist. Man sagt: »Die Dinge waren und sind schlecht, aber wir machen Fortschritte. Zugegeben, eure Wünsche sind berechtigt, aber wir dürfen nichts überstürzen. Stabile Gesellschaften werden am besten langsam errichtet. Gebt acht, daß ihr eure weißen Verbündeten nicht vor den Kopf stoßt oder euch mit ihnen entzweit. Schließlich dürft ihr nicht vergessen, daß ihr bloß zehn Prozent der Bevölkerung seid.«

Wir lehnen diese Sprache und diese Ansichten ab, gleich, ob wir sie von Schwarzen oder von Weißen zu hören bekommen. Wir überlassen es anderen, den Mund auf diese Weise voll zu nehmen, denn wir finden nicht, daß diese Rhetorik Sinn oder Bedeutung hat. Wir schlagen vielmehr eine sinnvollere Sprache vor – die von Frederick Douglas, einem großen Schwarzen, der das Wesen des Protestes in der Gesellschaft begriff. Er sagte:

> Wer vorgibt, für Freiheit einzutreten, aber Agitation mißbilligt, will ernten, ohne zu pflügen. Er will Regen, ohne daß es donnert und blitzt. Er will das Meer ohne den furchtbaren Zorn seiner Wassermassen. Macht rückt nichts raus, solange man nichts von ihr fordert – sie hat das nie getan und wird es niemals tun.

Schaut euch nur an, was irgendein Volk stumm erträgt, und was ihr da seht, ist das genaue Maß an Unrecht und Ungerechtigkeit, das ihm zugefügt wird. Und dabei wird es bleiben, bis es sich zur Wehr setzt – mit Worten oder mit Schlägen oder mit beidem. Die Tyrannen finden ihre Grenzen, wo jene, die sie unterdrükken, sie nicht länger ertragen.

Er war ein Sklave.

Für uns heißt *Black Power*, daß schwarze Menschen sich als Teil einer neuen Kraft ansehen, die man manchmal Dritte Welt nennt; daß wir unseren Kampf in enger Beziehung zu den Befreiungskämpfen sehen, die auf der ganzen Welt stattfinden. Wir müssen zu diesen Kämpfen eine Brücke schlagen. Wir müssen uns zum Beispiel fragen: Wie werden die USA reagieren, wenn Schwarze in Afrika Johannesburg zu stürmen beginnen? Welche Rolle wird der Westen spielen, und was wird die Rolle sein, die die Schwarzen in den USA übernehmen? Wie es scheint, werden die USA zwangsläufig ihre finanziellen Interessen in Südafrika zu schützen suchen, und das heißt, daß sie die weiße Herrschaft in Südafrika schützen werden, wie England das bereits getan hat. Die Schwarzen in den USA haben die Verpflichtung zum Widerstand. Das ist nur ein Beispiel für viele solcher Situationen, wie es sie bereits überall auf der Welt gibt; es werden noch weitere entstehen.

Es gibt nur einen Platz, den schwarze Amerikaner in diesen Kämpfen einnehmen können, und das ist der an der Seite der Dritten Welt. Frantz Fanon hat in seinem Buch *Die Verdammten dieser Erde* die Beziehungen zwischen *Black Power* und einer neuen Kraft in der Welt gezeigt.

Vor zwei Jahrhunderten hatte sich eine ehemalige europäische Kolonie in den Kopf gesetzt, Europa einzuholen. Es ist ihr so gut gelungen, daß die Vereinigten Staaten ein Monstrum geworden sind, bei dem die Geburtsfehler, die Krankheiten und die Unmenschlichkeit Europas grauenhafte Dimensionen angenommen haben . . . Die Dritte Welt steht heute als eine kolossale Masse Europa gegenüber; ihr Ziel muß es sein, die Probleme zu lösen, die dieses Europa nicht hat lösen können . . . Für die Dritte Welt geht es darum, eine Geschichte des Menschen zu beginnen, die den von Europa einst vertretenen großartigen Lehren, aber zugleich auch den Verbrechen Europas Rechnung trägt, von denen das verabscheuenswürdigste gewesen sein wird: beim Menschen die pathologische Zerstükkelung seiner Funktionen und die Zerstörung seiner Einheit; beim Kollektiv der Bruch, die Spaltungen; und schließlich auf der unermeßlichen Ebene der Menschheit der Rassenhaß, die Versklavung, die Ausbeutung und vor allem der unblutige Völkermord, nämlich das Beiseiteschieben von anderthalb Milliarden Menschen . . . Nein, es handelt sich nicht um eine Rückkehr zur Natur. Es handelt sich ganz konkret darum, die Menschen nicht auf Wege zu zerren, auf denen sie ver-

stümmelt werden, dem Gehirn keinen Rhythmus aufzuzwingen, der es rasch auslöscht und zerrüttet. Es darf nicht geschehen, daß der Mensch unter dem Vorwand, Europa einzuholen, hin und her gezerrt, sich selbst, seiner Intimität entrissen, zermürbt und getötet wird. Nein, wir wollen niemanden einholen. Aber wir wollen die ganze Zeit über, Tag und Nacht, in Gesellschaft des Menschen unseren Weg gehen, in Gesellschaft aller Menschen.

Da man soviel von Psychologie gesprochen hat, habe ich über ein psychologisches Problem nachgedacht. Weiße Liberale fragen immer: »Was können wir tun?« Ich meine, sie sind immer dabei, schwarzen Menschen zu Hilfe zu kommen. Und mir ist etwas eingefallen, was dem entspricht. Sagen wir, Sie gehen die Straße entlang, und Sie sehen, wie ein Mann einen anderen Mann mit dem Schießeisen bedroht. Sagen wir, beide sind weiß, und Sie müßten einem von ihnen helfen, wem würden Sie da helfen? Für mich ist der Fall klar – wenn ich die Straße runterginge und ein Mann würde auf einen andern anlegen und ich würde Hilfe leisten, dann würde ich dem Mann helfen, der ohne Schießeisen ist, sofern der Mann, der das Schießeisen hat, aus keinem ersichtlichen Grund auf ihn anlegt: vielleicht nur, um ihn zu berauben oder ihn zu erschießen, weil er ihn nicht mag. Die einzige Art, auf die ich ihm helfen könnte, wäre dann doch, entweder selbst mit einem Schießeisen zu kommen und den Mann abzuknallen, der das Schießeisen hat, oder mich mit dem andern zusammenzutun, der keines hat, damit wir den Attentäter gemeinsam erledigen können. Weiße Liberale tun das allerdings nie. Wenn der Mann ein Schießeisen hat, machen sie einen Bogen um ihn, gehen zu dem Opfer hin und fragen: »Kann ich Ihnen helfen?« Und damit meinen sie nur: ». . . Ihnen helfen, sich auf die Situation mit dem Mann einzustellen, der Sie mit dem Schießeisen bedroht.«

Das heißt also, wenn weiße Liberale wirklich helfen wollen, dann ist das einzige, was sie zu tun haben, dem Mann das Schießeisen wegzunehmen und mit ihm zu reden, weil er tatsächlich krank ist. Es ist nicht der Schwarze, der krank ist, sondern der Weiße, denn er ist derjenige, der zuerst zur Waffe gegriffen hat.

Die Psychologen sollten also aufhören, Farbige zu untersuchen und auszufragen; sie sollten ihre eigene korrupte Gesellschaft untersuchen und befragen. *Das* ist ihre Angelegenheit. Und wenn sie erst mal in der Lage sind, das zu tun, dann können wir vielleicht dazu übergehen, die Dritte Welt auszubauen.

Jules Henry
Soziale und psychologische Kriegsvorbereitung

Kriege werden von sozialen Gruppen ausgetragen. Soziale Gruppen bestehen in mobilisiertem und unmobilisiertem Zustand. Zur Leitung der täglichen Geschäfte sind diese Gruppen durch Prozesse integriert und zusammengeschlossen, die sich von dem einfachen Austausch von Waren und Dienstleistungen bei den Stammesvölkern bis hin zu den korporativen Verschachtelungen, den finanziellen Verpflichtungen und Kontrollen und Verflechtungen zwischen Staat und Industrie erstrecken und für Kontinuität und Gefolgschaft sorgen. In mobilisiertem Zustand werden solche Gruppen zu zusätzlichen Anstrengungen getrimmt, zur Erzielung eines Produktionsausstoßes, der über den täglichen Lebensbedarf hinausgeht. In Kriegszeiten wird das in einer Gesellschaft vorhandene Potential an Liebe, Haß und Angst verfügbar gemacht und eingesetzt.

Bestimmung des Feindes. Der »Feind« ist jedoch selbst Aspekt oder Modus der Dialektik, die der Organisation der Gesellschaft innewohnt. In der Stammeswelt zum Beispiel, in der – verglichen mit der modernen Welt – jede Gesellschaft relativ in sich abgeschlossen ist, existiert der »Feind« gewöhnlich außerhalb des Sozialsystems.[1]
Dagegen ist der Feind in der modernen Welt per Definition und durch dialektische Notwendigkeit zugleich Teil und Nicht-Teil des »freundschaftlichen« Sozialgebildes, das gegen ihn Krieg führt. Bei modernen Staaten ist der »Feind« mit dem eigenen Sozialsystem durch Handel, durch verschiedene kulturelle Bindungen, durch diplomatische Beziehungen usw. ebenso verknüpft wie durch destruktive Impuls- und Handlungsketten. Der erste kriegerische Schritt, der »Abbruch der Beziehungen«, zeugt von dieser Doppelwertigkeit. Die Vorbedingung des modernen Krieges, daß der Feind gewöhnlich zum Sozialsystem der streitenden Länder gehört und zugleich nicht dazu gehört, ist eine von den sozialen Erfindungen der modernen Zivilisation; denn blickt man auf die Alte

Geschichte zurück, dann stellt man fest, daß die Kriege in jener Zeit oft gegen Feinde geführt wurden, die nicht zum eigenen Sozialsystem gehörten.

Die Feinde der alten Griechen und Römer waren oft bloße Objekte ihrer herrscherlichen Arroganz und Beutezüge und hatten bis dahin keine sozialen Beziehungen mit Griechenland und Rom gehabt. Somit ist es eine »Errungenschaft« der modernen Welt, den Krieg direkt zum inneren Bestandteil des Sozialsystems zu machen, indes der Feind als außerhalb stehend gekennzeichnet wird. Daraus haben sich für die Vereinigten Staaten unmittelbar die diversen Marshall-Pläne, Auslandshilfsprogramme, Wirtschaftsentwicklungspläne für Südostasien usw. ergeben. Diese Programme erkennen an, daß das Wesen des modernen Krieges und der modernen Feinde im Grunde ein *inneres* Problem ist. Das »Mitleid« des modernen »Siegers« nach dem Kriege, in dem sich die grundlegende Einheit des weltweiten Sozialsystems bestätigt, derentwegen man die Wunden des Feindes verbindet, bedeutet eine Schwenkung um 180 Grad, wenn man die Kriege des Altertums betrachtet, in denen der geschlagene Feind getötet, versklavt oder tributpflichtig gemacht wurde. Dieses moderne »Mitleid« ist teilweise Ergebnis internationaler korporativer Verschachtelungen, teilweise Ausdruck des Bedürfnisses, die früheren Feinde gegen die früheren Freunde einzusetzen. Unsere Benutzung Japans – insbesondere Okinawas – als Operationsbasis und Nachschublinie für unseren Krieg in Vietnam sowie unsere Unterstützung deutscher Ansprüche und Hoffnungen gegenüber der Sowjetunion sind überzeugende Beispiele dafür.

Grundtatsache des modernen Krieges ist also, daß er innerhalb einer gegenseitig abhängigen politischen Weltwirtschaft stattfindet und daß alle Siege deshalb Niederlagen des Volkes sind – denn es hat die Last des Todes getragen und muß nun über die Steuern die wirtschaftliche Last des Mitleids tragen –, während die Besiegten Sieger sind, weil sie oft einen fabelhaften Wiederaufbau ihrer Wirtschaft erleben. Japan ist ein hervorragendes Beispiel dafür.[2] Heute wetteifert das japanische Kapital fast überall auf der Welt mit dem amerikanischen; Japan spielt in Kanada fast ebenso stark mit wie die Vereinigten Staaten, und es hat umfangreiche Investitionen in Alaska vorgenommen. Tatsächlich ist das wirtschaftliche Schicksal Japans so eng verknüpft mit dem der Vereinigten Staaten, daß die Preise für 225 erstklassige Wertpapiere am 9. Februar 1967, als Gerüchte über einen Frieden in Vietnam laut wurden, an der Börse von

Tokio um durchschnittlich 42,12 Punkte fielen – der schlimmste Rückschlag seit dem 19. Juli 1963.[3]
Man kann das japanische Beispiel fortspinnen. Geschäftsgeist und technologisches *know-how* haben in Verbindung mit niedrigen Löhnen Japan eine derartige wirtschaftliche Machtstellung gegeben, daß unser Krieg in Südostasien ebensosehr darauf abzielt, durch Monopolisierung des Marktes einen Einbruch der Japaner zu verhindern, wie er sich gegen die Chinesen richtet. Unser Krieg in Vietnam ist indirekt ein Krieg gegen Japan, das zu unserem Sozialsystem gehört und das wir zugleich benutzen, um unsere Ziele in Asien zu fördern.
Nicht alle Kriege werden mit Waffen ausgetragen oder auch nur offen als kalte Kriege geführt. Jahrelang haben die Vereinigten Staaten eine Art kalten Krieg gegen Frankreich geführt, und England hat die hauptsächlichen Verluste aus diesem Krieg tragen müssen. Die (ziemlich vergeblichen) Bemühungen Frankreichs, kein amerikanisches Kapital eindringen zu lassen, seine Entschlossenheit, eine eigene Computer-Industrie und eigene atomare Einrichtungen aufzubauen, seine Anstrengungen, Amerikas Vorherrschaft auf dem Goldmarkt zu unterminieren, sowie seine Weigerung, England Zutritt zum Gemeinsamen Markt zu gewähren, gehen zum Teil auf die Furcht vor der Wirtschaftsmacht der Vereinigten Staaten zurück.
Deshalb ist klar, daß eine engmaschige politische Weltwirtschaft bei der Vorbereitung eines modernen Krieges genügend Interessenkonflikte enthält, die jedes Land zum potentiellen Feind aller anderen machen. Zu den »evolutionären Errungenschaften« der modernen Kultur gehört, daß die Vorstellung, »jeder kann jederzeit mein Feind sein«, akzeptabel geworden ist. Da der Feind ein Teil des eigenen Sozialsystems ist, besteht eine psychologische Disposition, ohne Ansehen fast jedes Land für feindlich zu halten, sobald die Regierung es zum feindlichen Land erklärt.
Die absolute Spaltung der Welt in kommunistische und nichtkommunistische Länder erhöht die Wahrscheinlichkeit, Feinde vorzufinden, um ein Vielfaches. Hier müssen wir uns natürlich fragen, wer die Welt in eine kommunistische und eine nichtkommunistische Hälfte einteilt. Die Antwort lautet: jene, die sich einen Gewinn davon versprechen können. Bestimmt hat diese Einteilung nicht der einfache Amerikaner vorgenommen: und bestimmt läßt das Beispiel Westeuropas 1967 erkennen, daß die Auffassung, derzufolge die Teilung strenggenommen das *Wesen* der heutigen Welt ausmacht, nicht allgemein verbindlich ist. Obwohl es stimmt, daß

die Länder Osteuropas, grob gesehen, »kommunistisch« sind, sind sie es doch in verschiedener Form, und Jugoslawien kann man in diesem Sinn kaum mehr als »kommunistisch« bezeichnen. Inzwischen hat sich aber auch das Bild dieser Länder in der Auffassung von anderen verändert, so daß die Amerikaner sie zwar immer noch als feindlich betrachten, die Europäer sie jedoch weniger beängstigend finden. Der springende Punkt ist, daß die soziale Organisation der Welt keine Substanz hat. Der Schein, der als Substanz ausgegeben wird, verdankt seine Entstehung denen, die davon profitieren, und wird der Bevölkerung mittels der Massenmedien eingetrichtert, die von denselben Leuten beherrscht werden. Dieser täuschende Schein nimmt dann den Charakter einer »richtigen« Auffassung von der Welt an und ist für den Durchschnittsmenschen so absolut wie der Unterschied zwischen Rot und Grün.

In den Vereinigten Staaten wird die Welt von den meisten Menschen simpel in kommunistische und »freie« Länder eingeteilt, wobei erstere als Feind angesehen werden: als die Feinde der »Freiheit«. Diese simple Kennzeichnung der Welt wird allerdings von vielen westeuropäischen Ländern und von Großbritannien nicht akzeptiert. Die Kennzeichnung ist also eng amerikanisch und beruht auf den Interessen derer, die ihr huldigen. Wenn die Franzosen die Welt anders auffassen als die Amerikaner, dann deshalb, weil die französischen Interessen dadurch nichts zu gewinnen, aber viel zu verlieren haben. Die Lage Westdeutschlands ist inzwischen absurd; denn einerseits können die Konzerninteressen nur gewinnen, wenn sie das Schema »Kommunismus/Freie Welt« aufgeben, andererseits könnte keine westdeutsche Regierung das Risiko eingehen, daß Amerika Druck ausübt oder die extreme Rechte Oberhand gewinnt, wenn sie die alte Fehde mit der Sowjetunion scheinbar beilegt. Die amerikanischen Interessen können nur gefördert werden, wenn die Deutschen nach Wiederherstellung der alten Grenzen verlangen und so dazu beitragen, die UdSSR in einem Zustand kostspieliger Wachsamkeit zu halten.

Keine Entscheidungsfreiheit. Die gegenwärtige Lage im Nahen Osten verdeutlicht, daß die Organisation der Welt der Menschheit nur begrenzte Entscheidungsfreiheit läßt. Wenn wir uns klarmachen, daß *shalom,* Frieden, das Wort ist, mit dem einfache Israelis einander begrüßen, und daß sie ein Volk sind, das besser als die meisten anderen weiß, was Krieg bedeutet, und das nur durch harte Arbeit und Frieden in der Lage gewesen

ist, sich eine Heimat zu schaffen, dann scheint ihr Krieg mit den Arabern mit alledem unvereinbar zu sein. Der Zustand der Weltgesellschaft, der sie zugehören, und die Tatsache, daß dieses Weltsystem sie zu einem inneren Feind erklärte, hat sie zum Krieg getrieben. Die Gesellschaftsstruktur der heutigen Welt hat die Möglichkeiten der Existenz so sehr begrenzt, daß selbst Entwicklungsländer, von denen wir neue Ideen, neue Lösungen erwarten könnten, auf die alten Wege des Raubes und der Plünderung gezwungen werden. Nordvietnam und der Kongo sind weitere Beispiele für Entwicklungsländer, die in ein altes Grundschema gepreßt werden. Die augenblickliche politische Weltwirtschaft läßt der Menschheit fast keinen Raum, über neue Formen der politischen Existenz nachzudenken oder sie nutzbar zu machen. Das heißt, daß der Mensch im gegenwärtigen System keine andere Wahl hat, als mit sich selbst im Krieg zu liegen.

Die soziale Vorbereitung des modernen Krieges umfaßt deshalb folgende Schritte: 1. Errichtung eines Weltsystems, in dem Verrat, Konspiration und Anstiftung so alltäglich sind, daß jeder, der zum eigenen System gehört, jederzeit zum Außenseiter erklärt werden kann – was tatsächlich so gebräuchlich ist, daß die Menschen es ohne Nachdenken hinnehmen. 2. Manipulation des Systems im Interesse partikularer Klassen oder Gruppen, die von partikularen Auslegungen profitieren können. 3. Manipulation, Schablonisierung der menschlichen Auffassungsgabe durch eben diese Gruppen mittels ihrer Kontrolle der Massenmedien. 4. Errichtung eines weltweiten Sozialsystems, das die Entscheidungsfreiheit eng begrenzt. In diesem Zusammenhang stellen de Gaulles Bemühungen, Frankreich aus den wirtschaftlichen Verstrickungen mit Amerika zu befreien, nicht nur ein Streben nach Freiheit von den Vereinigten Staaten an sich dar, sondern ebenso ein Streben danach, einen eingeengten Entscheidungsspielraum zu vergrößern – die Freiheit zu haben, neue Lösungen für die Probleme eines beengenden Sozialsystems zu suchen; und in diesem Zusammenhang ist die wirtschaftliche Verstrickung Englands mit den Vereinigten Staaten ein Beispiel für die Unmöglichkeit, die eigenen Probleme jemals auf neue Weise zu lösen, solange man einem mächtigen Verbündeten verpflichtet ist, der nur die alten und begrenzten Möglichkeiten kennt. Das gleiche gilt für die Gruppe von Staaten, die mit der UdSSR verbündet sind. Ich hoffe, ich drücke mich klar genug aus. Alle Sozialsysteme sind, was die Begrenzung der Handlungsfreiheit angeht, in dieser Weise aufgebaut gewesen. Ob es sich nun um einen primitiven Stamm handelt,

in dem ein Mann die Tochter seines Onkels mütterlicherseits heiraten muß und sein Land nur mit Hilfe seiner Clan-Brüder kultivieren kann, oder um die Angehörigen des alten Britischen Commonwealth, die größtenteils nur innerhalb des Sterling-Raumes Handel trieben, oder um die Regierung der Vereinigten Staaten, die den Verkauf sogenannten strategischen Materials durch andere Länder an die »kommunistischen« Länder zu unterbinden versucht, jede Gesellschaft, die wir aus der Geschichte kennen, hat ihre innere Struktur gefestigt und gegen Außenseiter mobilisiert, indem sie den Entscheidungsspielraum einengte. Grundsätzlich und von Anfang an ist die freie Entscheidung als jedem Sozialsystem entgegenstehend betrachtet worden. Auseinandersetzungen über die freie Entscheidung sind deshalb absurd, wenn nicht sogar heuchlerisch gewesen.

Die amerikanische Wirtschaft

Ich komme nun zur Analyse der amerikanischen Wirtschaftsorganisation, um zu zeigen, wie leicht sie sich für alles mögliche mobilisieren läßt.
Damit ein Sozialsystem für den Krieg mobilisiert werden kann, was eine Mobilisierung zur Höchstleistung bedeutet, muß es strukturelle Formen haben – Institutionen, die sich, wenn nötig, schnell zu einem Kriegssystem zusammenfügen und integrieren lassen. Während man meinen könnte, es sei »nur natürlich« gewesen, daß Amerika die Kriegswerkzeuge produzieren konnte, die ihm den Sieg über die Achsenmächte ermöglichten, kam die erstaunliche und rasche Organisierung jener Produktionsfähigkeit keineswegs leicht zustande, und sie wurde auch nicht erst vor Beginn oder während des Zweiten Weltkriegs bewerkstelligt. Die latente Möglichkeit für eine solche Organisierung bestand schon lange vor dem Zweiten Weltkrieg, und durch die gewaltige Unsicherheit während der großen Depression wurde der Konsolidierungsprozeß beschleunigt.
»Der moderne zentralisierte, militarisierte und auf Wohlfahrt bedachte Staat«[4] ist das Ergebnis einer komplizierten inneren Entwicklung, die mehrere Jahrzehnte umfaßt. Ich werde die Grundformen nachzeichnen.

Konzentration und Größe. Die Fähigkeit eines Sozialgebildes, Krieg zu führen oder überhaupt faktische Macht auszuüben, ist eine Funktion seiner Größe, der Ressourcen, die es kontrolliert, und seiner Organisation.

In diesem Zusammenhang müssen wir etwas von den Dimensionen der größeren amerikanischen Konzerne verstehen. Im Jahre 1962 vereinigten die vier größten Automobilhersteller auf sich fast 80% des Autoverkaufs in den Vereinigten Staaten; der Anteil der beiden größten Stahlgesellschaften betrug 30% des Umsatzes, und der von den 10 größten Ölgesellschaften machte mehr als 85% des Umsatzes in der Branche der Petroleumraffinerien und verwandter Industrien aus. Achtundzwanzig der größten Industrie- und Handelsgesellschaften waren mit fast einem Viertel am Umsatz der Produktionsgesellschaften in den USA beteiligt.[5]
Die United States Steel Corporation, die 1965 ein Viertel der gesamten Stahlproduktion in den USA erzeugte[6], ist ein integrativ strukturierter Konzern, der nicht nur zahlreiche stahlerzeugende und -verarbeitende Fabriken besitzt und betreibt, sondern auch Eisen- und Kohleminen, Kalksteinbrüche, Eisenbahnen, Hafenanlagen, Handelsschiffe und Frachter. In weitverzweigten Betrieben in den Vereinigten Staaten stellt sie Tausende von Produkten her, deren Sortiment von kalt gewalztem Stahl bis zu Fertighäusern, Zement, schweren Geschützen, Erzeugnissen der Atomenergie, Bestandteilen und Abschußrampen von Atomraketen, Panzerplatten usw. reicht.[7]
Die Größe des Konzerns drückt sich jedoch nicht nur in den Betriebsanlagen aus, die direkt mit ihm verbunden sind; auch seine 17 Tochtergesellschaften gehören dazu, durch die er Rohstoffe, Eisenbahnen und andere Transporteinrichtungen in Kanada, Brasilien, Venezuela, Afrika und auf den Bahamas kontrolliert. Über ihr Management und ihren Aufsichtsrat beeinflußt die U. S. Steel weit mehr als ihre eigenen Fabriken und Tochtergesellschaften. Ihre 18 Direktoren waren 1962 mit dem Management von 85 anderen Gesellschaften verbunden, über die sie, wie man sich denken kann, Einfluß ausübten, und diese Verschachtelungen umfaßten 20 Banken und Finanzinstitute, 10 Versicherungsgesellschaften und 54 Industrie- und Handelskonzerne. So war zum Beispiel Mr. C. H. Bell zugleich Direktionsmitglied der General Mills Incorporated, der Winston Lumber Company und der Northern Pacific Railway; und Mr. J. B. Black saß im Aufsichtsrat der FMC Corporation, der Del Monte Properties Company, der Pacific Gas and Electric Company, der Southern Pacific Company, der Shell Oil, der Pacific Gas Transmission Company, der Alberta Natural Gas Company und der Southern Gas Company Limited.[8]

Die Dow Chemical Company, bekannt durch ihre Produktion von Napalm und Sprengstoffen, betreibt mehrere Dutzend Betriebe in den Vereinigten Staaten, übt aber auch über Tochtergesellschaften und Mitbeteiligungen auf andere Gruppen von Produzenten und Konzernen in Großbritannien (Dow Chemical International Ltd.), der Schweiz, den Niederlanden, Deutschland, Australien, Indien und Spanien mehr oder weniger starken Einfluß aus. Durch ihre Verflechtung mit der Schlumberger Ltd. hat Dow beträchtliche Kontrolle über Betriebe in Frankreich, Deutschland, Spanien, der Spanischen Sahara, Algerien, Libyen, Tunesien, im Iran, in Venezuela, auf Trinidad, in Bolivien und Argentinien. Weitere Unternehmen, die Dow wesentlich kontrolliert, sind in Japan (Asahi-Dow Ltd.) und in Ekuador. Bei Dow geht die Sonne wirklich nicht unter! Durch ihre absolute Größe, durch Tochtergesellschaften, durch Besitzanteile an anderen Konzernen und durch Managementverschachtelungen beherrschen die großen amerikanischen Konzerne also einen Großteil der Produktionskapazität des ganzen Erdballes. Im Jahre 1951 *besaßen* 135 amerikanische Konzerne fast ein Viertel des Fabrikationsvolumens der Welt.[10] Damit ist noch nichts darüber gesagt, wieviel sie *kontrollieren*, d. h. wie groß die Interessensphäre ist, die sich nicht in unmittelbarem Besitz befindet.
Die Existenz von Hunderten von Konzernen, die sich dank ihrer Organisation bei ihren tagtäglichen Operationen auf ein derartig weitverzweigtes Netz an Produktionskraft stützen können, verschafft den Vereinigten Staaten ein riesiges Kriegspotential.

Interessengruppen. Die innere Organisation der Gesellschaften sowie ihre Verschachtelungen machen aber an sich noch nicht die soziale Organisation der amerikanischen Konzernmacht aus. Diese großen Kapitalmassen sind außerdem noch in sogenannten »Interessengruppen«[11] organisiert. Das sind Gruppen von Konzerninteressen, die durch verschachtelte Aufsichtsräte, gegenseitigen Aktienbesitz, finanzielle Unterstützung, Bücherrevision, Rechtshandlungen und Mitgliedschaft in denselben Wirtschaftsverbänden gemeinsame finanzielle Ziele verfolgen wollen. Haben verschiedene Gesellschaften dieselben Aufsichtsratsmitglieder und ihre Aktien und Pfandbriefe in wechselseitigem Besitz, haben ferner bestimmte Finanzinstitute die Last der Federführung (finanzielle Verantwortung) und des Aktienlancierens für bestimmte Konzerne übernommen, während andere entsprechende Rechtshandlungen und Buchprüfungen für alle treffen,

dann haben wir es mit einem gemeinsamen Finanzinteresse und damit mit einer gemeinsamen Interessengruppe zu tun.
Das Buch *The Structure of the American Economy* verzeichnet acht solche Gruppen: 1. Die Morgan-First National, 2. Rockefeller, 3. Kuhn, Loeb, 4. Mellon, 5. Chicago, 6. Du Pont, 7. Cleveland, 8. Boston.
Hier ein zusammenfassender Bericht über eine dieser Gruppen, die Morgan-First National, nach dem letzten Stand, für den ausreichende Informationen vorliegen. *The Structure of the American Economy* berichtet: »Die Grundlage dieser Gruppe ist größtenteils die Teilkontrolle durch das eine oder andere, meist aber durch beide Finanzinstitute (d. h. J. P. Morgan and Company und The First National Bank), nach denen die Gruppe benannt ist. Diese Teilkontrolle beruht auf langjährigen kapitalmäßigen Bindungen und dem riesigen Prestige, das mit den Firmennamen Morgan und First National verbunden ist . . .« Als dieser Passus geschrieben wurde, umfaßte die Gruppe 13 Industriekonzerne, 13 Konzerne auf dem Sektor der öffentlichen Versorgung, 6 Eisenbahnnetze und neben Morgan und First National noch 3 weitere Banken. Im Jahre 1939 machte ihr Gesamtvermögen über 30 Milliarden Dollar aus.
Aber das ist noch nicht der Abschluß des pyramidenförmigen Aufbaus der Macht; denn die Interessengruppen haben auch noch Beziehungen untereinander, die zu weiterer Konzentration und Integration führen. So bestehen enge Beziehungen durch Schachtelaufsichtsräte, Effektengarantien, wechselseitigen Aktienbesitz usw. zwischen Morgan-First National und Mellon, zwischen Morgan-First National und Chicago, zwischen Kuhn, Loeb und Cleveland usw. Alles in allem gibt es zwischen den 8 Hauptinteressengruppen 11 Überschneidungen. Am Ende ihrer Analyse der Interessengruppen stellen die Autoren von *The Structure of the American Economy* folgende Fragen, ohne sie zu beantworten:

> Welche Bedeutung hat die Existenz von mehr oder weniger eng integrierten Interessengruppen für den Preisbildungsprozeß? Welche Implikationen hat sie für die Beziehung zwischen wirtschaftlicher und politischer Aktivität? Wie und in welchem Ausmaß machen sich die Ansichten der Führer in der Wirtschaftssphäre im Leben der Allgemeinheit bemerkbar?

Diese Fragen wurden nicht von Marxisten gestellt; denn der Ausschuß, der die Studie vorbereitete, bestand aus sechs Mitgliedern des Kabinetts von Präsident Franklin D. Roosevelt und vier Experten, die in Regierung und Wirtschaftsleben Amerikas einen hohen Rang einnahmen. Auf jeden

Fall ist klar, daß es sich um eine »tatsächlich vorhandene« Organisation handelt, die, sobald sie von der Regierung mobilisiert wird, eine drastische Macht für den Krieg ausüben kann – natürlich auch für den Frieden. *Sie ist jedoch noch nie für friedliche Zwecke mobilisiert worden.*
Die Struktur der *Konzern*-Herrschaft über die amerikanische Wirtschaft ist ergründet worden. Was immer noch einer Erklärung bedarf, das ist die Frage: Was ermöglicht es der Regierung, diese Organisation, sobald notwendig, für ihre Zwecke zu benutzen? Oder besser: Was ermöglicht es beiden, sich gegenseitig zu benutzen?

Die Beziehungen zwischen Regierung und Wirtschaft. Die wichtigsten Beziehungen zwischen Wirtschaft und Regierung, oder vielmehr: die vertrauensvolle Haltung der Konzernwelt gegenüber der Regierung, nahmen ihre heutige Form während der großen Wirtschaftskrise an. Davor hatte man geglaubt, das kapitalistische System reguliere sich selbst, und diese von Ökonomen vertretene Ansicht wurde, hochtrabend und skandierend intoniert, von berühmten Soziologen wie Pareto in Italien und Talcott Parsons, Soziologieprofessor an der Harvard-Universität, nachgeplappert. Es ist wichtig, sich die Zusammenhänge zwischen den Illusionen der Ökonomen und denen der Soziologen zu vergegenwärtigen. Bevor die Große Depression das kapitalistische System in den Vereinigten Staaten fast zum Einsturz brachte, bestand die Annahme, daß Depressionen irgendwie Ausdruck des unerbittlichen Waltens eines unveränderlichen Systems seien und spontan entstünden.
Solche Krisen, so glaubte man, eliminierten auf natürlichem Wege untüchtige und schwache Unternehmen, während sie das Feld starken »Stammhäusern« überließen, die in der Lage wären, starken Nachwuchs zu zeugen. Die Krise sah jedoch so manchen von den Starken scheitern und bedrohte viele von den Stärksten, als die Wirtschaft Monat für Monat, Jahr für Jahr darniederlag, während mehr und mehr Firmen zusammenbrachen, so daß die Konzerne froh waren, die Hand ergreifen zu können, die die Regierung ihnen hilfreich hinstreckte. Die *Verwundbarkeit* der Konzerne hat also zur Entstehung unserer heutigen *government-underwritten society* in den Vereinigten Staaten geführt, in der die Regierung als Versicherungsträger für die Wirtschaft fungiert und die zugleich dazu dient, die Vereinigten Staaten besser als je zuvor für den Krieg zu mobilisieren. Es war vor allem die Drohung des inneren Zusammen-

bruchs, was die zur Mobilisierung für den Krieg benötigte Struktur zur Vollendung brachte, und klar ist, daß die Wirtschaft ohne eine solche Mobilisierung zusammengebrochen wäre. Noch 1940, als die Vereinigten Staaten zu rüsten begannen, betrug der Anteil der Arbeitslosen am Arbeitskräftepotential nach vorsichtiger Schätzung 13%, aber bis 1944 waren sie alle in den Arbeitsprozeß eingegliedert, und die Gesamtzahl der Beschäftigten war um 35% gestiegen.[12] Während der Depression hatte es eine neue Gesetzgebung der Arbeiterschaft bereits ermöglicht, sich in einem kolossalen Maße zu organisieren, und der Zweite Weltkrieg brachte den amerikanischen Arbeitern einen beispiellosen Anstieg des Lebensstandards. Die organisierten Arbeitskräfte erhielten eine Vertretung in der Kriegsregierung, und das regierungsamtliche Office of Production Management, das für die Lenkung der Produktion zuständig war, wurde gemeinsam geleitet von William S. Knudsen, einem Vertreter von General Motors, und Sidney Hillman von der Gewerkschaft Amalgamated Clothing Workers, einem mächtigen, aber ziemlich konservativen Mitglied der CIO. Die Erfahrung des Zweiten Weltkriegs geriet bei der amerikanischen Arbeiterbewegung nicht in Vergessenheit: Krieg bedeutete Arbeitsplätze, viel Geld und angenehmes Leben. Heute unterstützt die organisierte Arbeiterschaft in den Vereinigten Staaten aktiv den Krieg in Vietnam, und sie gehört zu den heftigsten Gegnern der Sowjetunion, die es dortzulande gibt.

Industrie und Militär. Seit 1939 haben die Ausgaben der amerikanischen Regierung für Rüstung und in den letzten Jahren auch für die Raumfahrt die Macht der großen Konzerne gestärkt und viele neue Geschäftszweige geschaffen. Die Luftfahrtindustrie hängt zum großen Teil von Aufträgen für die Militärluftfahrt ab. Der Eintritt leitender Angestellter von Großunternehmen in den Regierungsdienst während des Zweiten Weltkriegs konsolidierte die intimen Beziehungen zwischen Regierung und Geschäftswelt. Der Abschluß dieser Konsolidierung war damit jedoch noch nicht gegeben. Was benötigt wurde, war eine enge Verbindung zwischen Militär und Industrie.

Bedenkt man, daß der größte Teil des Regierungshaushalts der Vereinigten Staaten militärischen Zwecken dient, so kann es nicht wundernehmen, daß führende Militärs, sobald sie aus dem Militärdienst oder dem Verteidigungsministerium ausscheiden, von der Geschäftswelt eifrig mit Angestelltenposten umworben werden. »Im Juli 1963 ... hatte General

Dynamics, der Konzern mit dem (nach Dollar gerechnet) größten Prozentsatz an Rüstungsverträgen, 27 Generäle und Admiräle a. D. auf seiner Gehaltsliste. Dabei betrug die *Gesamtzahl* der pensionierten Offiziere aller Dienstgrade, die von General Dynamics beschäftigt wurden, etwa 200. Sein schärfster Rivale war United Aircraft mit 171.«[13] Alle Zahlen beruhen wahrscheinlich auf vorsichtigen Schätzungen. Wir sollten auch nicht vergessen, daß Mr. McNamara, ehemaliger Präsident der Ford Motor Company, Verteidigungsminister ist [heute Präsident der Weltbank], und einer seiner Vorgänger in diesem Amt, Charles Wilson, war Präsident von General Motors.

Ich habe die Organisation der amerikanischen Industrie umrissen, mit der die gesellschaftliche Infrastruktur für den Krieg gegeben ist. Ich habe gezeigt, daß ihre Basis der Mammutkonzern mit seinem verzweigten Netz von Betrieben, Tochtergesellschaften und Aktienanteilen ist, die seinen Einfluß auf das ganze Land und die Welt ausdehnen. Ich habe ferner klargemacht, wie diese Konzerne untereinander verbunden und in Interessengruppen zusammengeschlossen sind, die wiederum untereinander verschachtelt sind. Dann habe ich den Prozeß beschrieben, in dem das amerikanische Konzernsystem seine Einwände gegen die Interventionen der Regierung fallenließ und statt dessen mit der Regierung verschmolz, und ich habe klargemacht, wie das Militär zum wesentlichen Bestandteil der amerikanischen Wirtschaft geworden ist. Angesichts dieser Struktur ist die herkömmliche Einteilung unserer Gesellschaft in Wirtschaft, Regierung und Militär veraltet und illusorisch geworden. Diese Struktur hat es möglich gemacht, die amerikanische Industrie fast unverzüglich für die Kriegsproduktion zu mobilisieren. Es ist nicht weit hergeholt, wenn man sagt, *daß sie sich mittlerweile ihrer ganzen Natur nach in einem ständigen Zustand der Mobilisierung für den Krieg befindet.*

Psychologische Faktoren

Sicherheitsstreben. Wenn es auch stimmt, daß der Mensch sich zu allen Zeiten unsicher gefühlt hat, so sind bestimmte Aspekte des Unsicherheitsgefühls in den Vereinigten Staaten doch einer Untersuchung wert, wenn man verstehen will, auf welche Weise sie zur Kriegsbereitschaft beitragen. Wie ich gezeigt habe, hat man vor der großen Depression angenommen,

die kapitalistische Wirtschaft reguliere sich selbst, eine Vorstellung, die durch die Erfahrung der Krise für immer in den Köpfen selbst der aufgeblasensten Ökonomen ausgelöscht worden ist, so daß inzwischen alle halbwegs intelligenten Vertreter der kapitalistischen Volkswirtschaft die Keynessche Theorie von der Notwendigkeit wirtschaftlicher Interventionen der Regierung für erwiesen halten und augenblicklich Regierungsmaßnahmen befürworten, sobald die Wirtschaft zu wackeln scheint – was nun ein paarmal im Jahr der Fall ist. Der Durchschnittsamerikaner hat jedoch nicht das Gefühl, daß er der Wirtschaft vertrauen kann; denn sie pflegt ihm unversehens die Preise zu erhöhen, ihn aus einer Stellung zu werfen oder ihm seine kleinen Geldanlagen und Spekulationen wegzunehmen. Das Unsicherheitsgefühl in den Vereinigten Staaten wird noch verstärkt durch die steigende Zahl und Macht der sozialistischen Länder, vor denen die Menschen Angst haben, weil Regierung-Wirtschaft-Militär ihre Existenz nicht für erträglich halten.

Seit 1917 ist fast ein Drittel der Erdoberfläche und ein Drittel ihrer Bevölkerung unter die Herrschaft einer politischen Ökonomie gekommen, die sich von der unseren radikal unterscheidet. Das Auftreten dieser neuen sozialistischen Menschheit ist von dem Verschwinden oder der Schwächung vieler kapitalistischer Mächte begleitet gewesen, und zwar in einem solchen Grad, daß Amerika sich in seiner geschwächten kapitalistischen Umwelt belagert fühlt und deshalb nach den Worten von Verteidigungsminister Robert McNamara, »einen höheren Anteil seines Bruttosozialprodukts für seine Kriegsmacht aufwendet als jede andere Nation der freien Welt. Das war sogar schon der Fall, bevor wir unsere Ausgaben in Südostasien erhöhten.«

Und McNamara fährt fort: »Wir haben in den letzten paar Jahren ebensoviel Menschen in Uniform gehabt wie alle Länder Westeuropas zusammen – und das, obwohl sie eine Bevölkerung haben, die anderthalbmal so groß ist wie unsere.«[14] Der Aufstieg des Sozialismus und die Verdoppelung der Zahl gewaltsamer Revolutionen seit 1958 (ebenfalls laut Mr. McNamara) hat die amerikanischen Konzerne so unsicher gemacht, daß sie ihre Angst und ihren Haß über die Massenmedien eifrig und mit Erfolg auf das amerikanische Volk übertragen haben. Das Resultat ist, wie jeder weiß, ein untätiger Kongreß und eine Öffentlichkeit, die alles unterstützt, was die amerikanische Regierung an irgendeinem Ort der Welt zu tun beabsichtigt.

Schrecken und Euphorie. In ökonomischer Sicht gibt es im wesentlichen zwei Arten von Konsum: auf dem Privatsektor und auf dem öffentlichen Sektor der Wirtschaft. Der Konsum auf dem Privatsektor betrifft egoistische Dinge – alles, was jemand kauft, um sein Leben möglich und angenehm zu machen –, aber auch Geschäftsausgaben; auf dem öffentlichen Sektor dagegen betrifft der Konsum Dinge wie Straßen, Schulen, Kriegsmaterial usw., für welche die Regierung Geld ausgibt.

Jede Regierung muß berechnen, wie der Konsum auf dem öffentlichen Sektor durch Steuereinnahmen ausgeglichen werden kann, während dem Volk die Notwendigkeit von Steuern durch eine Mischung von Public Relations, Schwarzmalerei und Zwang schmackhaft gemacht wird. Die Steuern zur Unterstützung unseres Krieges in Vietnam werden eingetrieben, indem man den Amerikanern das Schreckgespenst des Kommunismus an die Wand malt. Obwohl die Steuern zur Deckung der Regierungsausgaben mit den Ausgaben für egoistische Bedürfnisbefriedigung in Konkurrenz stehen, verwandelt das amerikanische Steuersystem die Steuererhebung zur Deckung öffentlicher Ausgaben in egoistischen Konsum, weil die Steuern durch höhere Löhne, bessere Beschäftigung und einen gehobenen Lebensstandard zum Konsumenten zurückfließen, da Hunderte von Milliarden Dollar in die Rüstungsindustrie gesteckt werden. In den Vereinigten Staaten werden die Kapitalgesellschaften und die reichen Leute steuerlich am höchsten veranlagt, und die Steuern dürfen nicht schneller steigen als das Einkommen. So stellt der Durchschnittsamerikaner fest, daß es ihm besser geht, wenn Krieg ist. Die Regierung hat also im Inneren, vor allem durch Krieg und die gestaffelte Einkommenssteuer, eine solche Euphorie geschaffen, daß ihre öffentlichen Ausgaben – vor allem die für Krieg und Raumfahrt – den psychologischen Effekt von egoistischen haben. Da es Furcht ist – Furcht vor dem Kommunismus –, was die Amerikaner besonders für die Rüstung so willig Steuern zahlen läßt, und da ihnen diese Steuern zugleich in Form von gutem Leben zugute kommen, können wir sagen, daß die Amerikaner buchstäblich an der Furcht fett werden. Welche Angst sie auch haben mögen vor dem Krieg, sie wird in Annehmlichkeit ertränkt. Bedenken wir, daß die Russen wegen Vietnams die Expansion ihrer Konsumgüterproduktion drosseln mußten, um die Rüstungsproduktion zu stärken, dann sehen wird, daß für die Amerikaner ein altes psychologisches Hindernis für den Krieg nicht mehr existiert.

Unklarheit über Freund und Feind. Während des Zweiten Weltkriegs war Japan unser Feind, jetzt ist es unser Freund; die Sowjetunion war unser Freund, nun ist sie unser Feind; Deutschland war unser Feind, jetzt ist ein Teil davon unser Freund, ein Teil unser Feind; Frankreich war unser Freund, nun ist es fast unser Feind; Jugoslawien war unser Freund, jetzt ist es, entsprechend unserer jeweiligen Außenpolitik, mal unser Freund, mal unser Feind. Im Zweiten Weltkrieg war China unser Freund, nun ist es unser Feind. Vor dem Krieg im Mittleren Osten konnten wir es uns leisten, antisemitisch zu sein, jetzt sehen wir unsere Regierung unbegreiflicherweise auf seiten Israels; im Zweiten Weltkrieg war Italien unser Feind, nun ist es unser Freund – und so weiter und so fort. Der Durchschnittsbürger kann auf diese heftigen Schwankungen in der Bestimmung von Freund und Feind nur mit geistigem Rückzug, Zynismus und der Bereitschaft reagieren, Entscheidungen »höheren Mächten« und »Fachleuten« zu überlassen.

Andererseits konnte eine solche Passivität angesichts radikaler Änderungen des Feindbildes nur dadurch eintreten, daß wir die Entscheidung vor allem höheren Mächten überließen. Die Haltung des Amerikaners, sich für nichts zu engagieren als für seinen Lebensstandard und seine Familie, und dazu das ständige Unsicherheitsgefühl lassen ihn jede Änderung der Außenpolitik ertragen. Ich zweifle allerdings daran, daß sich die Amerikaner darin sehr von der übrigen sogenannten zivilisierten Welt unterscheiden.

In diesem Zusammenhang sehen wir, welche Rolle einer kurzfristigen Betrachtungsweise zukommt. Es ist, als wäre der heutige Mensch außerstande, seinen Vorstellungsapparat nach permanenten Kriterien zu eichen. Sein politisches Verhalten ähnelt beängstigend seiner Einstellung zur Mode. Mode hängt mit kurzlebigen Vorstellungen zusammen; so mag ein dunkler Schlips heute am besten zum Anzug passen, während zugleich der innere Vorbehalt besteht, daß das nicht immer so sein wird, sondern nur solange, wie irgendeine Macht es als Mode bestimmt. In der akademischen Welt sieht es ähnlich aus. Es gibt zum Beispiel in der Anthropologie oder Soziologie keine Bindung an irgendeinen Standpunkt. Die heutigen Theoretiker werden allenfalls solange als bedeutend akzeptiert, wie sie am Leben sind. Sobald sie tot sind, zitiert sie keiner mehr. Manchmal besteht eine Theorie nur ein Semester lang. Ich will nun nicht die Akzeptierung oder Ablehnung einer ausländischen Macht mit der Mode oder der Ak-

zeptierung einer Sozialtheorie gleichsetzen, doch bin ich der Meinung, daß alle drei auf eine Bedingung des heutigen Vorstellungsvermögens zurückgehen: jeder zögert, sich irgendeine Auffassung von der Welt zu eigen zu machen. Diese Oberflächlichkeit, diese fundamentale Panzerung der Seele, ist in dem schwindenden Wert des heutigen Lebens und in der tiefen Depression des heutigen Menschen begründet.

Der Faktor des Bösen im Leben. Es hat sich noch keine Kultur gefunden, in der nicht ein permanent feindlicher Faktor dazu diente, das Volk zu erschrecken und zusammenzuhalten sowie abweichende Meinungen zu ersticken. Im Stammesleben bestehen diese bösen Wesen aus Monstren oder Geistern und äußeren Feinden, die durch Tradition als unaufhörliche Gefahr für die Menschheit oder den Stamm oder für beide gekennzeichnet sind. Von Kind auf wird man dazu erzogen, diese feindlichen Kräfte als ewig und unveränderbar anzusehen, und niemand sagt, daß sie nicht existieren oder daß sie freundlich sind bzw. ihre Freundschaft gewonnen werden kann. Die Bedrohung durch das Böse lähmt das Denken, aber sie erzeugt auch einen sozialen Zusammenhalt.
In unserer Zeit wird im Gegensatz zur Stammeswelt das Böse nicht mehr durch *Tradition* festgelegt, und die Gruppe, die sich an der Macht befindet, behält sich das Recht und die Macht vor, den Feind zu bestimmen.
Diese Bestimmung wird dann zu einem Teil des Sozialsystems: Die Kinder in der Volksschule erhalten Unterricht über den Widersacher; die Massenmedien rufen seinen Namen mit der nötigen Vehemenz aus; der Feind geht in das Rechtssystem ein und wird endlich auch der wirtschaftlichen Struktur einverleibt. Er nimmt den Charakter des Unentrinnbaren an, den der primitiven Halluzination, und der Zweifel an seiner Existenz zieht die uralten sozialen Sanktionen nach sich. In den Vereinigten Staaten heißt der Feind Kommunismus. Eingegangen in Volksschullesebücher und soziologische Abhandlungen, erstarrt in Entscheidungen des Obersten Bundesgerichts und Fahneneiden, obendrein noch gefestigt durch Handelsembargos gegenüber kommunistischen Ländern, hat das Schreckgespenst des Kommunismus die grundlegenden Eigenschaften des Aberglaubens eines primitiven Stammes. Mit der Wahnvorstellung der »kommunistischen Gefahr« wird die Grundtendenz des Menschen ausgenutzt, einen Teil des Universums als böse zu kennzeichnen, und zwar, um das amerikanische Volk kriegswillig zu machen.

Freiheit, Unternehmungsgeist und Fügsamkeit. Angesichts der internationalen Struktur der amerikanischen Konzerne und der Tatsache, daß für sie die Sonne nie untergeht, ist es klar, daß mit »freier Welt« jener Teil der Welt gemeint ist, der frei ist für amerikanische Investitionen. Das ist der Grund, warum zum Beispiel Spanien als Teil der »freien Welt« betrachtet wird. Wenn wir andererseits feststellen, daß die kommunistischen Länder keine Investitionen aus amerikanischem Besitz zulassen, dann begreifen wir, weshalb die kommunistische Welt nicht »frei« ist. Und wenn wir dann noch hören, daß die Vereinigten Staaten Maschinenausrüstungen liefern, die Italien in seinem Fiat-Werk in der Sowjetunion verwendet, dann verstehen wir zum Teil, weshalb Rußland uns heute »freier« vorkommt, als das bisher der Fall gewesen ist.

Amerikaner gebrauchen den Ausdruck »freie Marktwirtschaft«, doch zeigt die amerikanische Wirtschaftsstruktur deutlich, daß der Ausdruck überhaupt keinen Sinn hat. Das engmaschige Gewebe der amerikanischen Wirtschaft läßt dem »Unternehmergeist« wenig Spielraum, und in den letzten paar Jahrzehnten hat sich der Typ, der einen Großkonzern leitet, vom Gründer-Patriarchen zum langgedienten, redlichen und bedächtigen Angestellten gewandelt, dem die Richtschnur seines Handelns vom Aufsichtsrat, dem Garantiekonsortium, den Bilanz- und Anwaltsunternehmen und der Forschungsabteilung gegeben wird. Inzwischen werfen die Kapitalgesellschaften selbst auf unteren Ebenen kaum noch jemanden hinaus; solange man sich fügt und dem Grundmuster anständigen Arbeitens entspricht, wird man im Unternehmen herumgeschickt, bis man eine passende Stelle gefunden hat. Entscheidungen werden in der Hauptsache von Ausschüssen getroffen und nicht von Einzelnen.

Ähnliche Prozesse spielen sich in den Gewerkschaften ab. Der typische amerikanische Arbeiterführer nimmt nicht mehr das Risiko auf sich, in einem Streik geschädigt oder getötet zu werden; er ist zu einem vorsichtigen Verhandlungspartner geworden, der ein Team von Anwälten und wissenschaftlichen Beratern hinter sich hat. Die Arbeiterbewegung in den Vereinigten Staaten ist heute ganz anders als die, der sich das Management in den zwanziger Jahren gegenübergesehen hat: zum unversöhnlichen Kampf gerüstet. Die organisierte Arbeiterschaft ist der vielleicht behäbigste Teil der amerikanischen Bevölkerung; sie hat sich aus der revolutionärsten Gruppe in die konservativste verwandelt.

Hand in Hand mit diesen Änderungen in der Struktur der politischen

Ökonomie Amerikas hat sich in der Bevölkerung eine ungeheuer lammfromme Fügsamkeit herausgebildet. Auf den Weiden des Überflusses grasend, ist die weiße amerikanische Bevölkerung eine der fügsamsten auf der Erde. Das ist eine ideale psychologische Grundlage für den Krieg; denn ein fügsames Volk bringt vorzügliche Soldaten hervor.

Lassen Sie mich zusammenfassen, was ich bis jetzt über die psychologischen Faktoren gesagt habe, die zur Kriegsvorbereitung dienen. Ich habe gesagt, daß wir aus Unsicherheit immer auf Abwehr bedacht sind. Fernseh-Shows – für Erwachsene oder für Kinder –, die Angriffsakte auf Personen und Länder zeigen, zählen zu den gebräuchlichsten Programmen. Während die Angst uns dazu treibt, hohe Steuern zu zahlen, um uns zu »retten« und unsere Kriege zu unterstützen, geht es uns materiell hervorragend, weil die Steuern in Form von Einkommenserhöhungen zu uns zurückfließen. So werden die Amerikaner an ihrer Furcht fett, und die Furcht bekommt uns gut oder zumindest besser als je zuvor. Für den, dem er Lohnerhöhungen gebracht hat, ist es schwer, gegen den Krieg in Vietnam zu sein. Ich habe auf die amerikanische Fügsamkeit verwiesen sowie auf die Bereitschaft, jedes beliebige Land als Freund zu akzeptieren, das gestern noch Buhmann gewesen ist, und als Feind das Land hinzunehmen, mit dem man gestern befreundet gewesen ist. Wenn man nun als Amerikaner durch solche sprunghaft wechselnden Kennzeichnungen nie ernstlich gefährdet wird, sondern vielmehr feststellt, daß der eigene Lebensstandard steigt, warum sollte man dann protestieren? Es ist ein Gesetz der Lerntheorie, daß Organismen dazu neigen, auf Belohnung positiv zu reagieren. Nach der Erfahrung der Amerikaner hat es sich gelohnt, Feinde zu haben. Daß einige Leute ihre Söhne verloren haben, ist nur von geringer Bedeutung; denn die persönliche Isolation, die Zurückhaltung und das fehlende Engagement des Amerikaners, seine Unfähigkeit, den schweren Verlust eines anderen nachzufühlen, seine Haltung, sich nur mit dem zu beschäftigen, was direkt mit ihm und seinem Lebensstandard zu tun hat, all das macht ihn unempfindlich für die Sorgen anderer. Und wie schon gesagt, bringt auch die depressive Grundlage in der Seele der amerikanischen Bevölkerung die Menschen dazu, sich von den Schmerzen anderer abzuwenden, indes sie über ihren eigenen brüten.
Ich habe dann vom Faktor des Bösen im Leben gesprochen, von der Tatsache, daß in der heutigen Welt im Gegensatz zu der Welt der primitiven

Stämme der Feind von der Gruppe bestimmt wird, die die Macht hat, und die Wahrnehmungsfunktionen der Menschen so geformt werden, daß sie mit diesen Gruppenzielen übereinstimmen. In der heutigen Zeit haben sich die traditionsbestimmten Vorstellungen rasch in klassenbestimmte Weltbilder verwandelt. Diese Weltbilder werden durch die Massenmedien manipuliert. So erwirbt man seine Feinde und Freunde, seine Vorstellungen, Ansichten und Neigungen und legt sie wieder ab, wie man vielleicht die Mode ändert. Ich habe schließlich den fehlenden Sinn in Wörtern wie »Freiheit« und »Unternehmungsgeist« aufgezeigt. Als letztes will ich auf die psychologischen Folgen eingehen, die sich aus dem Verlust realer Entscheidungsmöglichkeiten – das heißt, aus dem Verlust jeglicher realen Freiheit – im Leben ergeben.

Kein Ausweg. Es ist klar, daß Freiheit nur dort existiert, wo es reale Möglichkeiten zur Entscheidung gibt; wo das Individuum oder die Nation trotz ihrer Vorgeschichte eine Entscheidung treffen können, die nicht vom System überdeterminiert ist. Nun ist zwar anzunehmen, daß die Entscheidungen des Menschen von jeher überdeterminiert gewesen sind; es ist auch wahrscheinlich, daß der Homo sapiens nie über ein lokales oder internationales System verfügte, das ihm gestattet hätte, neue Lösungen für seine alten Probleme zu ersinnen; doch habe ich das Gefühl, daß nie zuvor so viele Menschen die Empfindung gehabt haben, in einem Raum zu leben, der keinen Ausgang hat. Das führt zur Apathie und zum Rückzug aus dem Leben. Die Neigung, sich zurückzuziehen, ist inzwischen noch verstärkt worden durch den wachsenden Lebensstandard und die größeren Möglichkeiten zu einem Wohlleben, das emotional narkotisierend wirkt, sowie durch die extremen Gefahren, die oppositionellen Minderheiten drohen. Das Wissen, daß es keine Entscheidungsmöglichkeiten gibt, das Gefühl des Gefangenseins, das Gefühl, nichts tun zu können, weil es keine Türen gibt, trägt zwangsläufig zum Krieg bei; es führt nämlich nicht nur zur bereitwilligen Hinnahme des Kriegs als Lösung schwieriger Probleme, sondern es erzeugt auch Fügsamkeit. Der Mensch ist überall an ein System gekettet, in dem er keine neuen Möglichkeiten wahrnimmt. Es gibt jedoch solche Möglichkeiten; die riesigen und radikalen politischen Veränderungen in den beiden letzten Generationen beweisen, daß der Mensch neue Möglichkeiten auch dort schaffen kann, wo sie nirgends abzusehen sind.

Anmerkungen

1 Die Indianerstämme des östlichen Südamerika bilden eine erstaunliche Ausnahme zu dieser Regel. Siehe zum Beispiel *Jungle People*, New York 1941.
2 Japans Bruttosozialprodukt ist in den sechziger Jahren auf ein Vielfaches seines Vorkriegsstandes gestiegen. Siehe *Newsweek: Economic Almanac 1964* und *Japan: Statistical Yearbook 1965*.
3 So Thomas C. Cochran in seinem Buch *The American Business System*, Harvard University Press 1960, S. VII. Dr. Cochran ist Professor für Amerikanische Geschichte an der Universität von Pennsylvania.
5 Nach S. 115 von *Interlooks in Corporate Management, Staff Report on the Antitrust Subcommittee* (Subcommittee Report Nr. 5) des Committee on the Judiciary, US-Repräsentantenhaus, 12. März 1965.
6 *Moody's Manual 1966*, S. 2230.
7 Ebd., S. 2229–2232.
8 *Interlooks . . .*, op. cit., S. 126–28.
9 *Moody's Manual*, op. cit., S. 2804–05.
10 M. A. Adelman, »The Measurement of industrial concentration«, in: *The Review of Economics and Statistics*, Jg. XXX, Nr. 2, 1951. Zitiert in A. A. Berle jr., *The 20th Century Capitalist Revolution*, New York 1954.
11 In *The Structure of the American Economy*, U.S. Government Printing Office 1939. Einige Angaben in diesem Buch sind zwar veraltet, doch sind die Grundzüge der Analyse im wesentlichen richtig geblieben.
12 Cochran, *The American Business System*, op. cit., S. 134.
13 Zitiert nach meinem Buch *Culture Against Man*, S. 105 Fußn.
14 Adresse an die Amerikanische Gesellschaft der Zeitungsredakteure, zitiert nach dem Bericht in der *New York Times*, 19. Mai 1966.

John Gerassi
Imperialismus und Revolution in Amerika

Schon in den ersten paar Tagen dieser Konferenz ist mir aufgefallen, daß sie in sich gespalten ist. Die einen beschäftigen sich mit politischen Fragen, und die anderen sind primär an psychologischen Problemen interessiert. »Befreiung« läßt sich also auf zweierlei Art definieren: Befreiung von physischer Unterdrückung durch einen äußeren Feind; und Befreiung von der psychologischen Unterdrückung durch die Umwelt. Hinter dieser Divergenz der Interessen verbirgt sich jedoch eine Grundvoraussetzung, von der, glaube ich, jeder von uns ausgegangen ist. Sie besagt, daß der Feind, die Struktur, die Gesellschaft, in der wir leben und unter der wir leiden, bezwungen werden muß. Eine Umstrukturierung der Gesellschaft muß stattfinden.

Gehen wir zunächst einen Schritt zurück, um herauszufinden, wieso diese Gesellschaft zu der Unterdrückergesellschaft wurde, die sie ist, und was diese Unterdrückung für drei Personengruppen bedeutet: 1. die Menschen in der Dritten Welt, die die Unterdrückung materiell, physisch, militärisch und kulturell zu spüren bekommen und darauf allgemein mit Gewalt reagieren; 2. die Menschen, denen die Unterdrückung bewußt ist, die aber nicht zwischen ihren äußeren und inneren Folgen unterscheiden können und meinen, sie müßten für sich ein neues Bewußtsein gewinnen, weshalb sie gewöhnlich, wenn nicht ausschließlich gewaltlos reagieren (indem sie die Flucht aus der Gesellschaft antreten oder ihre eigenen Zellen außerhalb von ihr ansiedeln); und 3. jene Menschen, die inmitten des Feindes, in einer feindlichen Gesellschaft leben, aber direkt darunter leiden – namentlich und besonders die nichtweißen Minderheiten in den USA – und deren Reaktion normalerweise gewaltsam ist.

Auf welche Weise wir auch immer auf die Unterdrückung reagieren, ich zweifle nicht sehr daran, daß sie uns erst durch den Vietnamkrieg in ihrem ganzen heutigen Ausmaß bewußt geworden ist. Die Gefahr ist jedoch groß, daß wir den Krieg in Vietnam für zufällig halten und verkennen,

daß Amerika nicht plötzlich imperialistisch geworden ist, sondern immer imperialistisch war; daß Amerika nicht plötzlich zur Brutalität gegriffen hat, sondern immer brutal gewesen ist; daß Amerika nicht plötzlich rassistisch geworden ist, sondern immer schon so war.

Der amerikanische Imperialismus wurde der Welt, wenn auch nicht den Amerikanern, klar, als Präsident Monroe 1823 das verkündete, was heute unter dem Namen Monroe-Doktrin bekannt ist. Die USA, die liberalen Schönredner, die liberalen Historiker überhaupt halten die Monroe-Doktrin für eine edle, tapfere und grundlegend moralische Erklärung. Nach ihrer Behauptung drückt sie aus: »Die Amerikaner müssen frei sein, Europa hat sich herauszuhalten und die Amerikaner ihrer eigenen Entwicklung zu überlassen.« Die Lateinamerikaner interpretieren sie allerdings anders. Für sie ist die Monroe-Doktrin ganz im Gegenteil die erste offene Erklärung der USA, daß sie beabsichtigen, Lateinamerika zu ihrem Besitz zu machen. Nach ihrer Interpretation besagt die Erklärung: »Das übrige Europa soll sich heraushalten, weil Lateinamerika uns gehört!« Und schon ein Jahr nach Verkündigung der Doktrin wurde das ganz klar, als der Außenminister (und spätere Präsident) John Quincy Adams 1824 Simon Bolivar, einem der großen Freiheitskämpfer Lateinamerikas, erklärte, er möge die Finger von Cuba und Puerto Rico lassen, weil die Monroe-Doktrin »nicht als Ermächtigung für die Schwachen ausgelegt werden darf, den Starken gegenüber unverschämt aufzutreten«. Natürlich konnten die USA nicht nach der Monroe-Doktrin vorgehen, wenn sie es mit hochentwickelten, hochimperialistischen, hochmilitarisierten Mächten zu tun hatten. So haben die Vereinigten Staaten zum Beispiel nicht eingegriffen, als England die Falklandinseln mit Beschlag belegte. England okkupierte dann jenen Teil Guatemalas, der heute Britisch-Honduras heißt, und drang in Guatemala ein, und die USA reagierten noch immer nicht. Das lag daran, daß die USA in ihrem Imperialismus stets konsequent genug gewesen sind, ihn nur dort auszutragen, wo sie dazu in der Lage waren. Der Unterschied zwischen dem letzten Jahrhundert und heute erklärt sich somit einzig und allein aus der militärischen Stärke der USA. Imperialistisch waren sie jedoch von Anfang an. Von vornherein erkannten sie die Gefahr einer lateinamerikanischen Union. Simon Bolivar berief 1826 eine Konferenz ein, um einen lateinamerikanischen Staatenbund zu gründen. Die USA weigerten sich nicht nur, daran teilzunehmen – sie waren eingeladen worden –, sie übten nicht nur auf verschiedene Delegierte Druck

aus, um das Projekt zu sabotieren, sondern zwangen auch die kleinen Länder Lateinamerikas durch wirtschaftliche Pressionen, es völlig zunichte zu machen. Das war der Tatbestand, der Simon Bolivar zu der berühmt gewordenen Erklärung veranlaßte: »Die Vereinigten Staaten scheinen von der Vorsehung dazu bestimmt zu sein, Amerika im Namen der Freiheit mit Elend zu überziehen.«

Wir wissen alle, wie es weiterging. Die USA marschierten in Mexico ein und begannen damit, im ganzen Karibischen Raum usw. zu intervenieren. Und das amerikanische Volk kam zur Überzeugung, es sei durch die Vorsehung angehalten, der ganzen Welt seine eigene Perspektive aufzudrängen. Der Name dafür war *manifest destiny,* »offenkundiges Schicksal«. Liberale werden sagen (und sagen es auch), daß diese Politik niemals konsequent gewesen sei. So weisen sie darauf hin, daß in jener Periode des *manifest destiny* im letzten Jahrhundert die US-Regierung versucht hat, ihre Neutralitätsgesetze durchzusetzen und jeden zu verfolgen, der sie übertrat. Als Musterbeispiel dafür führen die Liberalen an, daß die US-Regierung Mitte des neunzehnten Jahrhunderts versuchte, amerikanischen Glücksrittern, die unter dem Namen *Filibusterers,* Freibeuter, bekannt wurden, in den Arm zu fallen und sie strafrechtlich zu verfolgen. Das waren Individuen, die durch Lateinamerika streiften, um Land und Länder zu erobern, und die von einzelnen amerikanischen Gesellschaften finanziert wurden, für die sie gewinnbringend arbeiteten.

Von diesen *Filibusterers* war William Walker der berühmteste. Geboren in Asheville, North Carolina, von Beruf Arzt, Anwalt und Journalist (keinen dieser Berufe hat er ausgeübt) fiel Walker in Nicaragua ein, besetzte Grenada und proklamierte sich selbst zum »gewählten« Präsidenten dieses Landes. Er sandte an Präsident Franklin Pierce eine Botschaft, in der er darum ersuchte, Nicaragua als Sklavenstaat in die Union aufzunehmen, obwohl Nicaragua die Sklaverei längst abgeschafft hatte. Walker betätigte sich für amerikanische Privatkonzerne, die darauf aus waren, Mittelamerika auszubeuten. Das Dumme war nur, daß diese Gesellschaften Konkurrenten von Cornelius Vanderbilts Accessory Transit Company waren, deren Nicaragua-Konzessionen Walker in seiner Eigenschaft als »Präsident« annulliert hatte. Vanderbilt scheute keine Kosten, um sich mit seiner ganzen Macht hinter andere Kräfte zu stellen, und diese besiegten Walker. Er wurde der US-Marine übergeben, in die Staaten zurückgebracht und vor Gericht gestellt. Er gab zu, die Neutralitätsgesetze

verletzt zu haben. Das Beweismaterial gegen ihn war erdrückend. Und trotzdem wurde er, wie bereits einmal zuvor, als er Niederkalifornien zu erobern versucht hatte, freigesprochen. Tatsächlich applaudierte ihm das Gericht am Schluß der Verhandlung.

Waren die Geschworenen korrupt? Waren sie selber Imperialisten? Oder spiegelten sie lediglich die Lehren, die Propaganda, die Atmosphäre der USA wider? Um diese Fragen zu beantworten, müssen wir wohl kurz zu den Anfängen zurückkehren.

Als den ersten Kolonisatoren in Nordamerika die Errichtung lebensfähiger Gesellschaften auf ihrem neuen Land gelungen war, wandten sie sich westwärts. Die liberalen Historiker berichten uns, dieser großartige Pioniergeist sei ein wahrhaft prächtiger Impuls, ein goldener Aktivposten bei der Stiftung Amerikas gewesen. In ihrem gen Westen gerichteten Expansionsdrang kannten die Amerikaner kein Erbarmen und vernichteten systematisch die gesamte Eingeborenenbevölkerung. Sie hatten aber Erfolg, und im großen und ganzen wurde diese Expansion abgeschlossen, ohne daß die weißen Siedler allzu viele ihrer bürgerlichen Grundrechte eingebüßt hätten. So begann das frühe Amerika, stolz zu sein auf sein System.

Als später amerikanische Unternehmer die Industrialisierung ihres Landes einleiteten, hatten sie ebenfalls Erfolg damit. Sie beuteten dabei die neuen Siedler, die arbeitende Klasse und deren Kinder aus, bauten jedoch eine starke Wirtschaft auf. Wieder einmal bewiesen sie sich und der Welt, daß Amerika ein großes Land war, so groß in der Tat, daß es nicht an seinen eigenen Grenzen haltmachen konnte, haltmachen durfte. Als diese Unternehmer über Amerikas Grenzen hinausdrangen, zumeist nach Übersee, und damit die amerikanische Seemacht entwickelten, hatten sie wiederum Erfolg und bewiesen abermals sich und der Welt die Größe Amerikas. Dagegen fiel nicht ins Gewicht, daß die Jeffersonsche Demokratie, von den liberalen Historikern als das Rückgrat der heutigen Macht Amerikas gepriesen, sich auf die Habenden stützte und die Habenichtse in genau dem Maße ausschloß, in dem man als Besitzloser nicht wählen konnte; es fiel auch nicht ins Gewicht, daß die Jacksonsche Demokratie, die von den liberalen Historikern noch mehr gepriesen wird, in einem grausamen, totalitären Milieu funktionierte, in dem ein Wirtschaftssektor den anderen niederzumachen versuchte und im großen und ganzen damit Erfolg hatte. Die Rhetorik war echt, die Ergebnisse waren schrecklich, und deshalb war das System perfekt. Unter dem Namen *The American Way of Life* wurde

es bekannt: eine Lebensweise, in der die Erfolgreichen gut und die Erfolglosen schlecht sind. Amerikas Grundsatz war schon in seiner Frühzeit: Wer arm ist, verdient es nicht besser, und wer reich ist, hat ein Recht auf die Früchte seiner Macht.

Amerika war also groß und reich genug, um seinen Unternehmern zu gestatten, *tycoons*, d. h. Schlotbarone zu werden, und den armen Weißen allmählich gewisse Teilforderungen zuzubilligen – und in gewissem Ausmaß auch, sie in Form von gesetzlich verankerten Bürgerrechten und einer gewissen Mobilität zu erfüllen. Dadurch konnten alle Morde rhetorisch gerechtfertigt werden. Die Ausbeutung wurde zur Ideologie; und aus dieser Ideologie ging die Überzeugung hervor, Amerika sei das größte Land der Welt, weil es eine Art von Selbstbestimmung gestatte, die es woanders nicht gebe. Von da war es nur noch ein Schritt zu der Folgerung, daß jedes Land, das anders ist, minderwertig sei. Und natürlich hieß das, daß jedes Land, das der amerikanischen Führung nicht folgte, nicht groß sein konnte. Schließlich wurde es allen Amerikanern klar, daß der, der groß ist, auch gut ist. Die amerikanische Lebensweise wurde zur Verkörperung der Moral.

Aus dem Stolz auf seine Lebensweise leitete Amerika das Recht ab, Nichtamerikanern diese Lebensweise aufzuzwingen. Die Amerikaner wurden überheblich, selbstgerecht und makellos. Was herauskam, war eine neue Societas Jesu. Auch sie trug Schwert und Kreuz. Amerikas Schwert waren seine Marinetruppen; Amerikas Kreuz war die amerikanische Demokratie. Mit diesem Kreuz rechtfertigte es einen Kolonialismus, wie die kreuzschwingenden Konquistadoren des kolonialen Spaniens den ihren gerechtfertigt hatten.

Das Gericht, das Walker wegen seiner Verletzung der amerikanischen Neutralitätsgesetze verhörte, brachte diese imperialistische Ideologie zum Ausdruck, indem es Walker unter Komplimenten von der Anklagebank entließ. Was dabei zum Vorschein kam, war die eingefleischte Überzeugung, daß Nicaragua als Sklavenstaat innerhalb der Union besser gestellt wäre, als wenn es ein freies Land außerhalb der Union bliebe. Für jenes Gericht gab es, ebenso wie für das amerikanische Volk von heute, nur ein demokratisches System, das diesen Namen verdient: das amerikanische; existierte nur eine Definition von Freiheit: die freie Wirtschaft Amerikas. Das State Department braucht also seine imperialistische Politik gar nicht zu proklamieren. Die Vanderbilts, Rockefellers, Guggen-

heims, die United Fruit Company, die Hanna Mining Corporation, die Anaconda Company, sie alle können tun, was ihnen gefällt. Sie repräsentieren Demokratie, sie sind die Verkörperung der Freiheit. Und was noch mehr ist: sie wissen auch, wenn sie verspielt haben, dann steht die amerikanische Marine direkt hinter ihnen, wenn nicht sogar vor ihnen.

Im letzten Jahrhundert ist der koloniale Expansionsdrang Amerikas, mit dem *American Way of Life* als Grundlage und Stütze, ständig dreister geworden, da die USA ständig an Stärke zunahmen. Von 1860 an, als sie Honduras überfielen, waren im ganzen karibischen Raum und in Mittelamerika bewaffnete Interventionen an der Tagesordnung. Teddy Roosevelt, die Dollardiplomatie, der *Big Stick*, all das ist so bekannt, daß man nicht näher darauf einzugehen braucht.

Eines war jedoch unausweichlich, und das war die Tatsache, daß die Menschen überall rebellierten, wo sie von den USA unterjocht wurden. Diese Rebellionen mußten mit Waffengewalt niedergeschlagen werden, ein Geschäft, das stets die amerikanische Marineinfanterie zu besorgen hatte, da niemand sonst dafür zur Verfügung stand. In Haiti hießen die Rebellen Cacos. In Nicaragua kämpften die Guerilleros unter Führung von Augusto Cesar Sandino von 1926 bis 1934 gegen die amerikanischen Marinetruppen, ohne jemals besiegt zu werden, obwohl die Marines verschiedene Städte in Nicaragua und ganz nebenbei auch in Honduras dem Erdboden gleichmachten. 1934 bot man Sandino Verhandlungen an, und er war dumm genug, darauf einzugehen und dem Angebot zu trauen. Er ging in die amerikanische Botschaft, und als er sie verließ, wurde er noch auf dem Botschaftsgelände umgebracht.

Solche Vorkommnisse sind in Lateinamerika an der Tagesordnung, und zwar so sehr, daß kein intelligenter Rebell, der die Unterstützung des Volkes hat, jemals wieder einem Verhandlungsangebot der USA trauen wird, wenn er nicht in der Lage ist, den Ort dieser Verhandlungen und ihre Bedingungen zu bestimmen. (Wie es scheint, haben die Vietnamesen die amerikanische Geschichte sehr gründlich studiert, und das ist der Grund, weshalb sie die Vorbedingungen für Verhandlungen, die nicht von ihnen festgesetzt worden sind, mit Recht für unannehmbar halten.)

Am 4. März 1933 änderten die USA offiziell ihre Politik, und es ist diese Änderung, die mich am meisten interessiert. Offiziell wurde sie als Ende des Imperialismus bezeichnet. In seiner Rede zum Amtsantritt erklärte Präsident Franklin Delano Roosevelt, die Zeit des amerikanischen Impe-

rialismus sei nun vorbei und von jetzt an würden die USA ein guter Nachbar sein. Er stimmte auf der Interamerikanischen Konferenz von 1933 in Montevideo für die Verpflichtung der Nichteinmischung, er stellte den lateinamerikanischen Ländern Zollsenkungen in Aussicht, tauschte Handelsabkommen aus und widerrief ein Jahr darauf das ganze Platt-Amendment. Sein Spitzendiplomat, Sumner Wells, sagte 1935: »Ich glaube daran, daß das im Ausland investierte amerikanische Kapital praktisch wie theoretisch der Autorität des Volkes unterstellt sein sollte, in dessen Land es angelegt ist.« Wahrhaftig, eine radikale Änderung!

Tatsächlich? In Wirklichkeit hatte die amerikanische Intervention nur ihre Form geändert. F. D. R. war der intelligenteste Imperialist, den die USA je gehabt hatten. Als Liberaler kannte er den Wert der Rhetorik. Als Kapitalist wußte er, daß derjenige, der die Wirtschaft beherrscht, die Politik bestimmt. Solange die amerikanische Interventionspolitik zur Durchsetzung wirtschaftlicher Absichten von US-Marineinfanteristen verteidigt werden mußte, waren Rebellionen und Revolutionen unvermeidlich. Einen Marineinfanteristen kann man stets sehen: Er ist ein leibhaftiger Feind, und es gibt keine Möglichkeit für ihn, sich zu verstecken oder glauben zu machen, daß er als Freund da sei. Der Marinesoldat ist immer als das zu erkennen, was er ist.

Roosevelt begriff jedoch: Wenn keine Marinesoldaten da sind, wenn an die Stelle der Unterdrücker die lokale Miliz, die Polizei oder das einheimische Militär tritt (deren Loyalität gegenüber den kommerziellen Interessen Amerikas mittels ihrer ökonomischen Bindungen an diese Interessen garantiert werden kann), dann wird es für die lokalen Patrioten schwierig, wenn nicht sogar unmöglich, den Feind zu wittern. Roosevelt ließ also eine prächtige Reihe von politischen Maßnahmen vom Stapel, die darauf abzielten, die lateinamerikanischen Länder an die USA zu binden.

1938 berief F. D. R. den Interministeriellen Ausschuß zur Zusammenarbeit mit den amerikanischen Republiken, der tatsächlich ein Vorläufer des heutigen Technischen Hilfsprogramms der Organisation Amerikanischer Staaten war. Die OAS selbst ging aus der Panamerikanischen Union hervor, die vom State Department »als ideale wirtschaftliche Ergänzung der Vereinigten Staaten« begründet worden war. Der Interministerielle Ausschuß von F. D. R. stellte die Abhängigkeit Lateinamerikas von den USA hinsichtlich des technischen Fortschritts sicher. Während des

Krieges sandte das Landwirtschaftsministerium Arbeitsgemeinschaften zur Erforschung von Maßnahmen gegen die Bodenzerstörung nach Lateinamerika, die dazu beitrugen, die Abhängigkeit Lateinamerikas von landwirtschaftlichen Monokulturen zu vergrößern. 1940 schlug F. D. R. vor, die US-Regierung und die amerikanische Privatwirtschaft sollten in Lateinamerika umfangreiche Investitionen vornehmen, um »Quellen für Rohstoffe, die in den Vereinigten Staaten benötigt werden, zu erschließen«. Am 26. September 1940 erhöhte er den Kreditplafond der Export/Import Bank, einen Ableger des amerikanischen Schatzamtes, von 100 Millionen auf 700 Millionen Dollar; und zur Zeit von Pearl Harbour waren die meisten lateinamerikanischen Länder im Besitz von Entwicklungskrediten, die heute noch auf ihnen lasten.

Heute müssen die Lateinamerikaner bis zu 40% ihrer Deviseneinnahmen allein dafür aufwenden, die Zinsen und Verwaltungsgebühren von Krediten aus hochindustrialisierten Ländern abzuzahlen – wohlgemerkt, nicht das Kapital, nicht die eigentliche Anleihe, sondern die Zinsen und Verwaltungsgebühren.

Roosevelts Politik war so erfolgreich, daß seine Nachfolger – ohne Ausnahme Liberale, ob sie nun der Republikanischen oder der Demokratischen Partei angehörten – sie fortsetzten und noch verstärkten. Im Jahre 1950 kontrollierten die USA nach anderthalb Jahrzehnten demokratischer Phrasen 70% der lateinamerikanischen Rohstoffquellen und 50% vom Bruttosozialprodukt dieses Kontinents. Die lateinamerikanischen Reformer glaubten, da sie die Fassade einer politischen Demokratie vor Augen hatten, sie könnten auf parlamentarischem Weg zur Macht kommen und die alten Strukturen ändern. Aber natürlich sind in einem unterentwickelten Land, das Analphabeten vom Wahlrecht ausschließt, 70% der Bevölkerung ausgeschaltet. Und selbst dort, wo ein Analphabet wählen darf, wie zum Beispiel in Chile, muß er eine Adresse angeben können, so daß er auf jeden Fall kein Stimmrecht hat, wenn er im Slum lebt; 30% der chilenischen Bevölkerung leben in Slums.

Außerdem begriffen F. D. R. und die amerikanischen Liberalen, die die Außenpolitik machten, sehr wohl, daß man, wenn man politische, aber keine wirtschaftliche Freiheit hat, keine politischen Kampagnen führen kann. Dazu sind Zeitungen nötig, dazu braucht man Rundfunkanstalten. Wer kontrolliert das Geld? Die Gewerkschaften? Bis heute werden in der unterentwickelten Welt nur in 1% aller Fälle die Mitgliedsbeiträge der

Gewerkschaften durch den Betrieb eingezogen; denn die paar Pfennige, die automatisch vom Lohn der Arbeiter in die Kassen der Gewerkschaft fließen würden, machen gerade den Unterschied aus zwischen einem Glas Milch für ein Kind und dem Verzicht darauf. Deshalb bestehen nicht einmal die Gewerkschaften selber auf solchen Lohnabzugsklauseln; sie versuchen gar nicht, sie durchzusetzen. Es gibt keine Streikkassen, keine Reserven, mit denen die Menschen ohne Wahlrecht eine politische Kampagne führen könnten. Sie haben keinen Einfluß auf die Presse, keinen Einfluß auf die Sender, und sie können sichs nicht einmal leisten, Menschen zu bezahlen, damit sie ihre ganze Zeit der Aufgabe widmen, eine Kampagne gegen die etablierte Ordnung zu eröffnen.

Die USA begriffen das sehr gut, und so drangen sie auf politische Demokratie ohne Wirtschaftsdemokratie. Hier und da versuchten sie sogar, ein paar Diktatoren zu stürzen, nur um zu beweisen, wie aufrichtig sie an demokratischen Spielregeln interessiert seien. Das war besonders unter Kennedys »Allianz für den Fortschritt« der Fall (die sich allerdings insofern als Bumerang erwies, als heute mehr Diktatoren an der Macht sind als vor Beginn der Allianz). Könnten die USA der Welt beweisen, daß sich Lateinamerika unter ihrer Ägide auf einen Demokratisierungsprozeß hin entwickelt, der freie Wahlen ermöglicht, dann wäre der Vorwurf der Unterdrückung, der gegen sie erhoben wird, hinfällig. Und dieses Argument zog sogar bei Lateinamerikanern, die es eigentlich besser wissen müßten.

Gelegentlich gelang es den Lateinamerikanern durch eine Glückssträhne, ein paar ehrliche Männer in Regierungsämter zu wählen – etwa, weil ein Politiker sich als gemäßigter Nationalist präsentierte und sich dann als Sozialist entpuppte, oder durch ähnliche Wechselfälle. Einer von ihnen war Juan José Arévalo in Guatemala; ein anderer sein Nachfolger Jacobo Arbenz Guzmán. Die beiden änderten das allgemeine Bild ihres Landes. Sie führten moderne Arbeitsgesetze ein, sie gaben den Gewerkschaften das Recht, direkt mit den Plantagenbesitzern zu verhandeln (wobei es sich in diesem Fall um die United Fruit Company handelte), sie ließen die Pressefreiheit zu usw. – alles Dinge, die es bis dahin nicht gegeben hatte. Aber sie unternahmen wenig, um die wirtschaftliche Struktur zu ändern. Und gerade vor der Verabschiedung des Gesetzes über die Agrarreform konnte man aus der UN-Statistik ersehen, daß das bebaute Land Guatemalas, rechnete man jeden ausländischen Konzern als einen einzelnen Eigen-

tümer, sich zu 98% im Besitz von genau 142 Leuten befand, und das bei einer Bevölkerung von 3,8 Millionen. Nur 10 Prozent der Bevölkerung besuchten damals die Schule.

Arévalo und Arbenz versuchten, diese Verhältnisse zu ändern. Arbenz erließ 1952 das Dekret 900, eine Bodenreform, die die Enteignung und Neuverteilung von *unbebautem* Land anstrebte, soweit die brachliegenden Flächen über eine bestimmte Größe hinausgingen. Das Dekret 900 ließ insbesondere alles intensiv bebaute Land ungeschoren, das lediglich 5% der Farmen mit über tausend Hektar ausmachte, und ordnete die Umverteilung allen Grundbesitzes an, der nicht ortsansässigen Eigentümern gehörte. Als Entschädigung wurden öffentliche Schuldverschreibungen angeboten, entsprechend dem festgesetzten Steuerwert zu 3% und mit einer Laufzeit von 20 Jahren. Amerikas liberale Ökonomen und Agronomen lobten das Dekret. Auf Seite 179 der *Latin American Issues,* herausgegeben von dem halboffiziellen Twentieth Century Fund, kann man nachlesen: »Ungeachtet der Empörung, die es hervorrief, ist das Dekret 900, das seine Wurzeln in der Verfassung von 1945 hat, ein bemerkenswert gemäßigtes und ziemlich vernünftiges Stück Gesetzgebung.«

Doch gehörte das meiste Land der United Fruit Company, und diese hielt offensichtlich nichts davon, enteignet zu werden. Als Arbenz Ernst damit machte, ihr das Land wegzunehmen – das brachliegende Land, versteht sich –, und es an 180 000 Bauern verteilte, verurteilten ihn die USA augenblicklich als Kommunisten und beriefen die OAS nach Caracas ein, um diesem Bannstrahl offizielle Geltung zu verschaffen. Sie fanden dann einen rechtsstehenden Obersten, Castillo Armas, einen Absolventen der US-Offiziersschule in Fort Leavenworth, versahen ihn mit Waffen, gaben ihm Flugzeuge, sogar ein paar Piloten dazu, und brachten durch ihn Arbenz zu Fall.

Seitdem haben die USA wiederholt in Lateinamerika interveniert, am sichtbarsten 1965 in der Dominikanischen Republik. Mit dieser Intervention, bei der 43 000 amerikanische Soldaten eingesetzt wurden, um eine nationalistische Rebellion von 4000 Bewaffneten niederzuschlagen, haben die USA klargemacht, daß sie es keiner lateinamerikanischen Regierung jemals gestatten werden, die strenge wirtschaftliche Kontrolle durch Amerika abzuschütteln.

Diese Kontrolle erstreckt sich heute auf 85% der Rohstoffquellen. Eine amerikanische Gesellschaft, die United Fruit, kontrolliert über 50% der

Deviseneinnahmen und damit der gesamten Wirtschaftsstruktur von sechs lateinamerikanischen Ländern. In Venezuela kontrolliert die Standard Oil Company of New Jersey (Rockefeller) über ihre Tochtergesellschaft, die Creole Oil Corporation, alle Basen des Industrialisierungsprozesses. Venezuela ist potentiell das zweitreichste Land der Welt. Seine 500 Millionen Dollar Nettoeinnahmen im Jahr aus dem Ölgeschäft könnten allein schon jeder Familie, die im Durchschnitt 6½ Personen umfaßt, ein jährliches Nettoeinkommen von 500 Dollar garantieren. Tatsächlich leben jedoch 40% der Bevölkerung außerhalb der Geldwirtschaft; 22% sind arbeitslos, und die Regierung muß 100 Millionen Dollar im Jahr ausgeben, um Nahrungsmittel (aus den USA) einzuführen, obwohl es doch genügend bebautes Ackerland gibt, um einen Nahrungsmittelüberschuß für den Export produzieren zu können. Im großen und ganzen sind das Verhältnisse, wie sie in allen lateinamerikanischen Ländern herrschen.

Der Kontinent insgesamt wendet, wie gesagt, 40% seiner Deviseneinnahmen zur Abzahlung von Zinsen auf. Die Allianz für den Fortschritt nimmt für sich in Anspruch, Lateinamerika bei der Industrialisierung auf der Grundlage eines sozialen Fortschritts zu helfen. Nach mehr als sechs Jahren Laufzeit hat sie allerdings bemerkenswerte Erfolge zu verzeichnen, nämlich: rechtsgerichtete Putsche in Bolivien, Argentinien, Brasilien, Honduras, Guatemala, Ecuador, in der Dominikanischen Republik und in El Salvador. Die amerikanische Geschäftswelt hat dafür Profite im Werte von 5 Milliarden Dollar in die USA transferiert, während sie auf dem Papier 2 Milliarden Dollar investierte. Die Allianz selbst, die angeblich nur für Projekte des sozialen Fortschritts Geld verleiht, hat 86% ihrer Ausgaben Krediten für amerikanische Waren vorbehalten – Krediten überdies, für die die lateinamerikanischen Regierungen Bürgschaften übernehmen müssen und die sie in Dollar zurückzuzahlen haben.

Unter Präsident Johnson gibt es angesichts dieses Zustands keine Illusionen mehr. Von Johnson ist verbürgt, daß er in Camp Stanley, Korea, 1966 gesagt hat: »Vergeßt nicht, daß wir zweihundert Millionen sind in einer Welt von drei Milliarden. Die wollen haben, was wir haben, und wir denken nicht daran, es ihnen zu geben.«

Karl Marx hat einst vorausgesagt, die erste revolutionäre Welle in einem von imperialistischen Mächten beherrschten Land werde von der frustrierten nationalen Bourgeoisie ausgehen, sobald deren eigene Kapitalakkumulation weit genug fortgeschritten sei, um mit den herrschenden fremden

Kapitalgesellschaften zu konkurrieren. Die amerikanischen Geschäftsleute wissen, daß Karl Marx recht hat, und sie haben dafür gesorgt, daß seine Vorhersage nicht in Erfüllung gehen kann. Da die amerikanischen Konzerne unter einem akuten Überangebot von Waren zu leiden hatten, wurde ihnen klar, daß sie ihre Märkte auf die unterentwickelten Länder ausdehnen müssen. Dazu war es jedoch nötig, die Entwicklung einer nationalen Bourgeoisie zu begünstigen, die diese Waren kaufen konnte. Diese nationale Bourgeoisie mußte wie alle derartigen Klassen in kolonialisierten Ländern durch Zulieferungsindustrien geschaffen werden; dabei waren ihr allerdings Beschränkungen aufzuerlegen, so daß sie wirtschaftlich von den USA abhängig blieb.

Die Lösung war einfach. Die amerikanischen Konzerne, die, sagen wir, ein Montagewerk in São Paulo oder Buenos Aires errichtet hatten, beschlossen nämlich, die Errichtung von Tochtergesellschaften mit lokalen Geldern zu unterstützen. Nehmen wir zum Beispiel General Motors. Zunächst schickte die Gesellschaft ihre Autos stückweise, in sogenannten »Einzelteilen« nach São Paulo und sparte sich damit den Einfuhrzoll für ganze Autos. Dann montierte sie dort die Wagen und versah sie mit dem Zeichen *Made in Brazil*. Als nächstes sah sie sich nach einheimischen Unternehmern um, die die Zulieferungsindustrien in Gang bringen sollten: Sitzbezüge, Zündkerzen usw. Normalerweise hätten die Oligarchie der Grundbesitzer und die einheimischen Unternehmer ihr Geld in diesen Hilfsindustrien angelegt und, gestützt auf ihr gesammeltes Eigenkapital, sich zusammengetan, um eine Autoindustrie zu schaffen, die mit General Motors konkurrieren könnte. Gerade das sollte verhindert werden. General Motors bot den lokalen Unternehmen zunächst Verträge an, um ihnen bei der Finanzierung der Zulieferungsindustrien zu helfen. Dann faßte es das Unternehmerkapital in riesigen Holdinggesellschaften zusammen, die es wiederum unter strenger Kontrolle hielt. Die Holdinggesellschaften hatten großen Erfolg, was die Unternehmer zufriedenstellte; keiner von ihnen dachte noch an den Aufbau einer konkurrenzfähigen lokalen Autoindustrie, was wiederum General Motors erfreute.

Dieses Verfahren hat sich auch IBEC, Rockefellers riesenhafte Investmentgesellschaft in Lateinamerika, zunutze gemacht. Die IBEC gibt vor, im Besitz der ortsansässigen Lateinamerikaner zu sein, da die Rockefellers keinen ausschlaggebenden Kapitalanteil besitzen. Und das stimmt. Je nach dem Land – Peru, Venezuela, Columbien – besitzen die Amerikaner

nur 25 bis 45% der Aktien. Allerdings, wenn eine Gesellschaft 45% besitzt, während die übrigen 55% unter Tausenden von einzelnen Kapitalanlegern aufgesplittert sind, dann bestimmt diese Gesellschaft die Unternehmenspolitik, in den USA ebenso wie im Ausland. Außerdem hat die IBEC derartige Erfolge zu verzeichnen, daß die lokalen Unternehmer noch amerikanischer denken als die IBEC. Auf jeden Fall haben diese Holdinggesellschaften dazu geführt, daß die nationale Bourgeoisie in Lateinamerika ausgeschaltet ist. Sie ist eine amerikanische Bourgeoisie. Die IBEC und die anderen Holdinggesellschaften nutzen diese Verbindung von einheimischem und amerikanischem Kapital, um sich an allen möglichen profitversprechenden Unternehmungen, von Supermärkten bis zu Montagewerken, zu beteiligen. Natürlich werden diese neuen Unternehmen dort errichtet, wo sie am ertragreichsten sind. Die IBEC wird keinen Supermarkt in der venezolanischen Provinz Falcón errichten, in der Guerilleros operieren, wo die Bevölkerung außerhalb der Geldwirtschaft lebt und deshalb auch gar nicht im Supermarkt einkaufen könnte; außerdem fehlt es an Straßen zur Versorgung solcher Supermärkte, falls man daran dächte, sie einzurichten.

Das ist der Grund, aus dem die USA auf der Konferenz von Punta del Este 1967 so sehr auf einen Gemeinsamen Markt drängten. Und das macht auch verständlich, weshalb die amerikanische Öffentlichkeit sich von den Leitartikeln in der *New York Times* und der *Washington Post* und all den andern Blättern nasführen ließ, die den Eindruck erweckten, die Vereinigten Staaten würden ausgerechnet unter Johnson plötzlich eine liberale Haltung einnehmen und einen Gemeinsamen Markt in Lateinamerika begünstigen.

Was tatsächlich geschieht, wird verständlicher, wenn man sich überlegt, welche Folgen ein solcher Gemeinsamer Markt zum Beispiel für General Motors hat. General Motors baut Autos in São Paulo, und es gibt in Brasilien eine fortschreitend amerikanisierte Bourgeoisie, die weiterhin diese Autos kauft. Aber das ist noch nicht genug. General Motors möchte expandieren. Wie kann es seine Geschäfte auf das übrige Lateinamerika ausdehnen? Gewiß, man könnte ein weiteres Montagewerk errichten, zum Beispiel in Lima. Aber das ist sehr kostspielig und erfordert echte Investitionen. Und da es nun schon ein Werk in São Paulo gibt, ist es einfacher, die fertigen Autos nach Peru hinüberzuschicken. Allerdings sind die Einfuhrzölle bei Fertigprodukten sehr hoch: bis zu 150%. Was geschieht also?

Man reißt die Zollschranken nieder und schafft einen Gemeinsamen Markt. Alles, was in Brasilien »hergestellt« wird, kann dann zollfrei nach Peru eingeführt werden. General Motors wird also seine Autos, die in der Herstellung 1000 Dollar kosten und für die es im Verkauf, z. B. bei einem gewöhnlichen Chevrolet, 12 000 Dollar verlangt, bald in verschiedene lateinamerikanische Länder verschicken – wohl wissend, daß andere ausländische Hersteller dabei nicht mithalten können, weil sie ihre Autos übers Meer und von außerhalb des Gemeinsamen Marktes herbeischaffen und somit 150% Einfuhrzoll zahlen müssen.
Angesichts dieser Verbindung mit der einheimischen Wirtschaft haben es die USA kaum noch nötig, mit Marineinfanterie einzugreifen, um befreundete Regierungen an der Macht zu halten. Das einheimische Militär, im nationalen Interesse Amerikas gekauft, sorgt mit Zustimmung der örtlichen Presse, der legalen politischen Parteien im Lande, der lokalen Kulturzentren, die alle mit einheimischem Geld, das Amerika gehört, beherrscht werden, für freundschaftlich gesinnte Regimes.
Die lateinamerikanischen Reformer haben das schließlich eingesehen. Sie wissen jetzt, daß die einzige Möglichkeit, diese Gesellschaftsstruktur zu zerbrechen, darin besteht, sie tatsächlich zu zerbrechen, das heißt, eine gewaltsame Revolution durchzuführen. Es gibt also heute in Lateinamerika keine Reformer mehr. Es gibt nur noch jene, die – ganz gleich, wie sie sich nennen – tun, was ihnen die Amerikaner sagen, und es gibt Revolutionäre. Denn für Lateinamerika – und, wie mir scheint, für die ganze unterentwickelte Welt – gibt es nur noch eine Lösung, und die heißt: gewaltsame Revolution.
Wir in den Vereinigten Staaten oder hier in England sind jedoch kein Teil der unterentwickelten Welt. Warum sollten wir also bereit sein, unser Leben im Kampf für Lateinamerika zu opfern? Schließlich sind nicht wir es, die unter diesen Verhältnissen leiden; unser System sieht anders aus als das eben beschriebene. Was bedeutet aber für uns, die wir in der entwikkelten Welt leben, dieses System? Nun, vor allem hat es uns mit der Behauptung zum Narren gehalten, wir erfreuten uns wirtschaftlicher Freiheit. Der Partizipationskapitalismus, der inzwischen 20% umfaßt – das heißt, ein rundes Fünftel der amerikanischen Öffentlichkeit ist tatsächlich mit wenigstens einer Aktie an einem kapitalistischen Unternehmen in Amerika beteiligt –, gibt uns das Gefühl, ein Wörtchen mitreden zu können, ja sogar direkt an unserer Zukunft beteiligt zu sein. Theoretisch kann

jeder Aktienbesitzer an der Generalversammlung einer amerikanischen Gesellschaft teilnehmen und über ihre Geschäftspolitik abstimmen. Man liest ständig von derartigen Ereignissen, besonders in der Tagespresse, die eine Freude daran hat, die nette Hausfrau abzubilden, wie sie mit einer Aktie in der Hand in einer Versammlung von I. T. & T. oder einem anderen Riesenkonzern ums Wort bittet und es bekommt, das Mikrophon ergreift und den ganzen Vorstand herunterputzt. Das verleiht denen, die im Kapitalismus leben, das Gefühl, am Wirtschaftssystem zu partizipieren, und stärkt den Mythos, alles sei gesetzlich wohlgeregelt. Und die Liberalen, die Angst vor der Gewalt haben, weil sie sich gegen sie richten wird – schließlich sind sie unmittelbar am System beteiligt, wenn sie es nicht gar hervorgebracht haben –, die Liberalen also lassen es sich nicht nehmen, daß diese Rechtsnormen ein Gut sind, das verteidigt werden muß.

Ich ging als Beauftragter der Friedensstiftung von Bertrand Russell nach Nordvietnam, um das Internationale Tribunal zur Untersuchung von Kriegsverbrechen mit vorzubereiten. Vor meiner Abreise sprach ich mit etlichen Freunden in New York und versuchte, ihre Unterstützung für ein solches Tribunal zu gewinnen. Ich sprach insbesondere mit einem »Revolutionär«, der ein Buch zur Verteidigung der Revolution in Lateinamerika geschrieben hat. Dieser »Revolutionär«, in Wirklichkeit ein Liberaler, lehnte es ab, das Tribunal zu unterstützen. Er sagte: »Es ist unmoralisch und wird all das zerstören, was es erreichen will, alles, wofür wir wirklich kämpfen – die Durchsetzung der gesetzlichen Gerechtigkeit.« Er meinte damit, daß das Tribunal, wenn es Erfolg hätte, ohne gesetzliche Legitimation ein Urteil über die Kriegsverbrecher verhängen würde. Anders ausgedrückt: das Internationale Tribunal zur Untersuchung von Kriegsverbrechen wird jedem von uns sagen: Wenn Johnson schuldig ist, haben wir das moralische Recht, ihn hinzurichten.

Ich sagte: »Ja, wenn er für schuldig erklärt wird, so wäre das die logische Folgerung aus dem Verdikt des Internationalen Tribunals.« Und seine Antwort war: »So gern ich persönlich Johnson tot sehen würde, was ihr tut, heißt, die Moral über das Recht stellen, und das wird jedes politische System zerstören.« Das ist die liberale Position: Respektierung des Rechtes. Das Recht braucht nicht moralisch zu sein; denn es schützt das, was bereits existiert. Nach dem Mythos der Liberalen wird die Herrschaft des Rechtes der Gerechtigkeit schließlich zum Triumph verhelfen. Und obwohl man ihnen dartun kann, daß wir ja gerade unter der Herrschaft

des Rechtes Menschen in Santo Domingo niedermetzeln, unter der Herrschaft des Rechtes uns anschicken, in Vietnam ein Volk mit Napalm auszurotten, werden die Liberalen daran festhalten, daß wir all diesen Verbrechen nur unter Beachtung aller Gesetzesnormen ein Ende machen dürfen.

Dieser Mythos ist zum wesentlichen Bestandteil des *American Way of Life* geworden, den ich eingangs beschrieben habe. Diese Lebensweise ist der Schlüssel zum Verständnis des Paradoxons, daß Amerika zwar die Hauptmacht des heutigen Imperialismus ist, daß die Amerikaner jedoch behaupten, sie seien überhaupt nie imperialistisch gesonnen gewesen. Ein Rechtssystem war für den *American Way of Life* stets unentbehrlich. Dieses System rechtfertigt Repressionen, rationalisiert Unterdrückungen, kodifiziert Frustrationen. Aber für die Welt, die wir ausbeuten, und für uns selbst, die wir uns ohnmächtig und, wie Marcuse sagen würde, eindimensional fühlen, dient dasselbe Rechtssystem dazu, freie Entscheidungen unmöglich zu machen. Deshalb reagieren wir mit einem Rückzug aufs Private.

Wir gehen auf die Universität und hören uns Platitüden an. Wir bestehen die Universitätsexamen und haben nur eine von zwei Möglichkeiten: entweder uns zurückzuziehen, in die Phantasie zu flüchten, oder uns dem System anzuschließen, das uns zu einer Karte in jenem Spiel machen wird, welches Jules Henry gestern so gut beschrieben hat.

Aber diese beklemmende, frustrierende Welt, in der wir leben, ist nur möglich, weil die meisten von uns sich niemals Sorgen um ihre nackte Existenz machen müssen. In der Welt, die wir ausbeuten, ist das jedoch ganz anders. In Lateinamerika sterben die Menschen mit 28, hat die große Mehrheit der Bevölkerung nicht mehr zu essen als 500 Kalorien am Tag, ist das Analphabetentum heute größer als vor zehn Jahren und haben zur Zeit weniger Menschen Trinkwasser als zuvor. Diese Art Armut ist für uns Weiße eine Abstraktion. Ganz gleich, wie sehr wir sie um uns herum verbreitet sehen, wir können nicht wirklich begreifen, was Armut ist, weil wir sie nicht erleiden. Zumindest nicht so, wie eine indianische Bäuerin, der ich einmal in Bolivien begegnete. Diese Frau hatte vier Schalen Reis und fünf Kinder. Sie gab den ältesten vier Kindern je eine Schale, aber das jüngste, das in der Ecke hockte, ging leer aus. Ich fragte sie: »Warum geben Sie diesem Kind nichts zu essen?« Und sie sagte: »Es ist das schwächste, es ist das jüngste, es wird sowieso als erstes sterben. Ich habe nicht

genug für alle fünf, deshalb muß ich eine Wahl treffen, und ich werde nicht dem Kind was zu essen geben, das als erstes stirbt.«
Wird einem eine solche Art von Wahl aufgezwungen, dann fühlt man Haß – jenen Haß, von dem Che Guevara spricht, den Haß, der einen dazu bringt, zu töten. Che sagt: »Unsere Soldaten müssen hassen. Ein Volk ohne Haß kann einen brutalen Feind nicht zur Strecke bringen.« Und das ist sicher wahr – allerdings nicht für uns weiße Angelsachsen. Wir fühlen keinen derartigen Haß. Unser Haß ist intellektuell, nicht von der Art, die entsteht, wenn man sich entscheiden muß, von fünf Kindern einem nichts zu essen zu geben. Mit dieser Art von Haß haben wir uns nicht herumzuschlagen. Wir lehnen diese Gesellschaft und ihre Werte ab, und wir wissen, daß sie diesen wirklichen Haß erzeugt. Aber alles, wozu wir fähig zu sein scheinen, ist, unserer eigenen Wege zu gehen. Und so gehen wir unserer Wege und werden Diggers, Hippies, Rauschgiftsüchtige und so weiter und so fort.
Wohin soll das führen? Gewiß, solche Reaktionen wirken zersetzend; insofern verdienen sie unsere Unterstützung. Sobald man der Gesellschaft den Rücken kehrt, verschärft man eindeutig die Widersprüche innerhalb dieser Gesellschaft. Aber hat das eine Wirkung? Ich habe nichts gegen Hippies, ich habe nichts gegen Diggers. Im Gegenteil, ich betrachte sie als Bundesgenossen. Sie stehen in Opposition zur Gesellschaft, die sie zu unterwerfen sucht. Aber können sie damit Erfolg haben?
Nehmen wir einmal an, die Provos oder die Hippies oder die Diggers oder ähnliche Gruppen würden weiterhin an Einfluß zunehmen, weiterhin anwachsen und über das augenblickliche Stadium hinausgelangen, wo sie, seien wir ehrlich, nur eine winzige Minderheit darstellen – eine Minderheit, die so klein ist, daß sie, zumindest in den USA, dem System ohne Schwierigkeit und ohne Gefahr für die Gesellschaft integriert werden kann. Nehmen wir jedoch an, sie gewönne an zahlenmäßiger Stärke. Was würde das Establishment tun? Sie tolerieren? Wenn das Establishment in Vietnam Krieg führt, um für seine Gesellschaftsordnung, seine Lebensweise, sein System Propaganda zu machen, wie können wir dann erwarten, daß es darauf verzichten würde, die Diggers oder Hippies oder all die andern zu bekämpfen, wenn sie ihm gefährlich werden könnten? Daß Diggers nicht ins Gefängnis gesteckt oder gelyncht werden, liegt nur daran, daß sie keine Gefahr darstellen. Daß ich nicht im Gefängnis bin, liegt daran, daß ich keine Gefahr bin. Daß wir alle hierherkommen und wie-

der zurückkehren können und schlimmstenfalls vielleicht, wenn wir nach Cuba oder nach Vietnam fahren, für einen Monat unseren Paß verlieren, liegt daran, daß wir harmlos sind. Selbst wenn wir von der Universität fliegen, gibt es andere, an denen wir uns immatrikulieren können. Sollten wir allerdings gefährlich werden, dann wird man gegen uns vorgehen. Wenn die Vereinigten Staaten überall auf der Welt Menschen mit Kanonen und Napalm niedermetzeln können, dann werden sie die Hippies, wenn sie sie mundtot machen wollen, bestimmt nicht mit Samthandschuhen anfassen. Das ist keine Spekulation. Bedenken wir doch nur, wie in den Vereinigten Staaten die Schwarzen mißhandelt werden. Man hat versucht, sie auf gesetzliche Weise niederzuhalten, ohne zu organisierter, institutioneller Gewalt greifen zu müssen. Das hat nichts geholfen, und so muß jetzt das Recht dazu herhalten, um die offene Gewalt gegen die Schwarzen zu rechtfertigen.

Die Schwarzen werden ständig gedemütigt. Aber sie halten nicht still. Und wie Stokeley uns sehr deutlich vor Augen geführt hat, reagieren sie auf die einzige Weise, die sie kennen: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Es ist jedoch ein Auge *nach* Auge, Zahn *nach* Zahn. Mit anderen Worten, es ist eine Reaktion auf die Gewalt der Regierung. Und deshalb gewinnen die Schwarzen nicht die Oberhand. Läßt man sich ohne Überlegung auf eine Auseinandersetzung ein, läßt man sich zu einer Reaktion gegen einen weißen Polypen hinreißen, der einen Negerjungen getötet hat, dann erlebt man ein Blutbad, dann werden 28 Neger gekillt. Solche Zahlenverhältnisse, sofern sie weiterhin bestehen, helfen auf die Dauer nicht weiter. Was müssen die Schwarzen also tun? Sie müssen erkennen, daß sie in der gleichen Lage sind wie die Menschen in der unterentwickelten Welt. Stokeley hat gesagt, er identifiziere sich mit den Menschen der Dritten Welt. Das kann gar nicht anders sein. Nur muß er dann auch von ihnen lernen. Sie suchen sich aus, wie sie kämpfen wollen. Wenn man in der Minderheit ist, wenn man mehr oder weniger unbewaffnet ist, wenn die andern sowohl die Lautsprecher als auch die Gewehre haben, dann gibt es nur eine Möglichkeit, sie zu schlagen: Man muß die Bedingungen selbst bestimmen, unter denen man gegen sie antritt. Che Guevara hat das eindeutig klargemacht, und zwar mit Erfolg. Die schwarze Befreiungsbewegung in den USA muß das gleiche tun. Wenn sie die Kräfte der weißen Unterdrückung angreift, muß sie selber bestimmen, wann und wie das geschieht.

Aber auch dann noch machen die Schwarzen nur 10 Prozent der US-Bevölkerung aus, und sie leben in deutlich markierten und abgrenzbaren Zonen – den Ghettos. Wenn die Vereinigten Staaten, wenn das Establishment von der Guerillabewegung in Lateinamerika an die Wand gedrückt werden, dann werden sie wahrscheinlich ihr Heil in der Anwendung von Atomwaffen suchen – zumindest von taktischen. Che wußte das und hat versucht, Vorbereitungen dafür zu treffen. Wenn die amerikanischen Ghettos dazu kommen, eine reale, echte revolutionäre Kraft zu bilden, dann werden die Kräfte der weißen Unterdrückung über sie herfallen, und zwar nicht mit Keulen, sondern mit Maschinengewehren. Und auch darauf müssen die Neger vorbereitet sein.

Dazu bedarf es einer Organisation, die sich über das ganze Land erstreckt. Allein sind die Neger leicht zu isolieren. Ein einzelnes Ghetto läßt sich ganz und gar dem Boden gleichmachen. Als einzelne können die amerikanischen Revolutionäre festgenommen, in Konzentrationslager gesteckt und hingerichtet werden. Die einzige Möglichkeit ist, an allen Fronten zu kämpfen. Che Guevara hat aus den Fehlern der Guerillabewegung in ganz Lateinamerika zwischen 1961 und 1965 gelernt. In den Bergen der peruanischen Anden hatte die MIR, eine tapfere und hervorragende Guerillagruppe, die von den bäuerlichen Massen unterstützt wurde, 1965 so sehr an Stärke gewonnen, daß sie zur zweiten Phase des Guerillakrieges übergehen konnte – der offenen Konfrontation mit dem Feind. Sie wurde dann mit Napalmbomben überrumpelt. Die Guerilleros waren darauf nicht gefaßt gewesen, sie hatten den Feind, seine Grausamkeit unterschätzt. Sie wurden mit Napalm überzogen, und die meisten ihrer Führer fanden den Tod. So wird es einem jeden ergehen, der die Konzernelite ernstlich bedroht, die die amerikanische Wirtschaft beherrscht, die alle Aspekte der sogenannten politischen Demokratie beherrscht und die den größten Teil der unterentwickelten Welt beherrscht und bestrebt ist, auch den restlichen Teil zu unterwerfen. Gestern ist hier in einem Seminar die Frage gestellt worden: »Wie bekämpft man diese Konzernelite, wie zerstört man dieses System?« Und keiner konnte eine hieb- und stichfeste allgemeine Antwort geben. Dagegen gab es alle möglichen Detailantworten. Wenn die Schwarzen im Ghetto einer Stadt revoltieren, meinte einer, dann komme es vor allem darauf an, daß Weiße in den anderen Stadtteilen, wenn sie schon nicht imstande sind, die Polente aus dem Hinterhalt unter Feuer zu nehmen, überall die Feuermelder betätigen. Man kann

Züge in die Luft sprengen, man kann Fabriken in die Luft sprengen, man kann in eine Musterungsstelle eindringen und ihre Unterlagen verbrennen. Statt Regierungsstellen kann man auch Banken und Industriebetriebe durch Belagerung lahmlegen. Man kann in der International Telephone & Telegraph Co. oder in den Elektrizitätswerken ein gewaltiges *Sit-in* organisieren. Aber wozu sollen all diese beherzten Aktionen gut sein, wenn dahinter nicht eine Organisationsstruktur, ein Programm steht?

Revolutionen wurden niemals von Terroristen gemacht. Terrorismus kann zur Revolution beitragen und tut das auch oft, doch nur in Verbindung mit einem revolutionären Programm. Und wo ist das revolutionäre Programm in den USA? Wo ist das Programm, das besagt, daß wir General Motors sozialisieren müssen, und erklärt, was wir mit General Motors anfangen wollen; daß wir I. T. & T. sozialisieren müssen und was wir mit I. T. & T. vorhaben?

Solche Programme kommen nur durch eine Organisation zustande – eine Organisation, deren Funktion sich nicht darin erschöpft, Befehle zu erteilen: »Du, geh mal da und da hin und erschieß diesen Mann! Du, geh mal da und da hin und mach Wirbel!« Sondern eine Organisation, die dadurch revolutionär ist, daß sie all die, die wirklich gegen das System opponieren, in einer disziplinierten, zuverlässigen Vereinigung zusammenfaßt, in der jeder bereit ist, in Gemeinschaft und als Einzelner auf das »gute Leben« zu verzichten.

Ich kann gut verstehen, daß die Neue Linke eine Antipathie gegen »Organisation« hat, insofern sie gleichbedeutend ist mit Stalinismus. Ich teile diese Antipathie sogar. Es gibt jedoch kein Gesetz, das besagt, daß eine revolutionäre Partei, die sich über das ganze Land erstreckt, stalinistisch werden, daß sie notwendig zum Spiegelbild der Parteien werden müßte, die in der Sowjetunion, in China oder irgendwo anders existieren. Die Cubaner zum Beispiel waren nicht dieser Ansicht. Die Cubaner haben ihren eigenen Marxismus entwickelt. Sie haben Fehler gemacht, aber mit der Zeit haben sie ihre eigene Theorie entwickelt, in ihrem eigenen Kontext, für ihr eigenes Land. Und sie haben entdeckt, daß die einzige Möglichkeit, ihrem Volk wirkliche Freiheit zu garantieren, nicht in freien Wahlen besteht, nicht in der Pressefreiheit, nicht in all den Schnörkeln der sogenannten politischen Demokratie, die wir haben, sondern darin, das Volk zu bewaffnen. Sie haben entdeckt, daß man, wenn das Volk bewaffnet ist, ziemlich sicher sein kann, daß die Regierung nicht nur durch Kon-

sensus, sondern – wichtiger noch – aufgrund der aktiven Beteiligung des Volkes regieren kann.
Nun, es gibt kein Gesetz, das uns verbietet, unseren eigenen Kommunismus oder Sozialismus oder Xismus zu entwickeln. Doch muß das durch eine Organisation geschehen, andernfalls bleiben wir isoliert und somit wirkungslos. Ohne Organisation sind wir ohnmächtig – entweder kauft man uns, oder man stopft uns für immer das Maul.
Die Völker der unterentwickelten Welt werden rebellieren, weil sie hungrig sind, weil sie ausgebeutet werden, weil Fremde sie beherrschen. Die amerikanischen Schwarzen werden rebellieren, weil man ihnen nicht gestattet, wie Weiße zu leben, wenn sie nicht vorher kapitulieren. In beiden Fällen haben die aus der Notwendigkeit geborenen Rebellionen bereits zu militanten Organisationen geführt, die den Mangel an verfügbaren Mitteln wenigstens teilweise ausgleichen.
Die Weißen hingegen sind ohne Perspektive. Sie verhungern nicht, sie leiden nicht. Ich möchte behaupten, daß die Ursache ihres Dilemmas im Grunde die gleiche ist: das brutale, aber intelligente, totalitäre, aber liberale, Zwang ausübende, aber gesetzestreue kapitalistische System, das an den physischen Schmerzen der übrigen Welt reich wird. Wir Weißen, Angelsachsen, entfremdete, gehemmte, kleinbürgerliche Werkzeuge des Systems müssen also ebenfalls rebellieren. Um Wirkungen zu erzielen, brauchen wir ein Programm. Um ein Programm durchzusetzen, brauchen wir eine überregionale Organisation. Um eine solche Organisation akzeptieren zu können – und sie vor stalinistischen Deformationen zu bewahren –, müssen wir uns darüber klarwerden, warum wir gegen das System opponieren. Wir tun das nicht materieller Vorteile wegen. Wir tun es aus moralischen Gründen. So kehren wir nun nach diesem raschen historischen Überblick zum Ausgangspunkt unserer Erörterung zurück und stellen fest, daß für jene, denen es an Lebensnotwendigem mangelt, Befreiung Kampf heißt; dagegen besteht für jene, die das Lebensnotwendige und mehr haben, Befreiung im Niederreißen der Schranken und der Errichtung einer neuen Gesellschaft, die allen Menschen gestatten wird, zu sich selbst zu kommen. Doch kann diese neue Gesellschaft nur existieren, wenn sie die Habgier des Einzelnen bekämpft und zerstört. Also müssen wir zuerst und zunächst Sozialisten werden, und das heißt: wir müssen uns als erstes dem Kampf anschließen, den unsere leidenden Brüder führen. Wir müssen selbst Revolutionäre werden.

Paul M. Sweezy
Die Zukunft des Kapitalismus

Als ich vorschlug, über »Die Zukunft des Kapitalismus« zu sprechen, hatte ich nicht so sehr bestimmte Voraussagen über sein künftiges Schicksal im Sinn als vielmehr die Methode, die für die Analyse der Zukunft des Kapitalismus am geeignetsten und ergiebigsten ist. Für den, der auch nur halbwegs vertraut ist mit dem, was ich geschrieben habe, ist es kein Geheimnis, daß ich dem Kapitalismus eine graue Zukunft prophezeie. Aber das ist ja an sich nichts Neues; nicht nur Marxisten, sondern auch andere Radikale haben seit über hundert Jahren die gleiche Auffassung vertreten. Der Kapitalismus hat freilich viele Mutmaßungen über seine Zukunft überlebt und wird auch weiterhin viele überleben; dem analytischen Problem der Dignostizierung seiner Zukunft kommt dabei, glaube ich, noch die gleiche Bedeutung zu wie eh und je.

Ich möchte also drei verschiedene analytische Methoden umreißen und deutlich machen, weshalb ich die traditionelleren und gebräuchlicheren davon für falsch halte und weshalb ich meine, daß die dritte von mir aufzuzeigende Methode am geeignetsten ist, das Problem zu behandeln.

Die erste ist charakteristisch für die bürgerliche Ökonomie und leider auch für eine gewisse Art von Marxismus, die sich auf das sogenannte Zusammenbruchsproblem konzentriert. Diese Methode richtet ihr Augenmerk hauptsächlich auf die Dynamik des Kapitalismus in den entwickelten Ländern Westeuropas und Nordamerikas. Sie neigt dazu, Fragen zu stellen wie: Sind die Konjunkturausschläge und andere Formen der Wirtschaftsschwankung unter einigermaßen vernünftige Kontrolle gebracht worden? Wie steht es mit den Problemen der Technologie, der Automation, der Fähigkeit des Kapitalismus, technische Veränderungen unter Kontrolle zu halten? Wie steht es mit dem internationalen Handel und der internationalen Währungsflexibilität? Zu welchen Krisen führt die heutige Konzernwirtschaft? Und so weiter. Kann man all diese Probleme im Rahmen einer privatwirtschaftlichen, marktorientierten, profitbestimm-

ten Wirtschaftsordnung lösen? Und wer einmal eine Zeitlang im akademischen Milieu dieses Landes oder der USA zu Hause gewesen ist, der wird wissen, daß das die zentralen Themen sind, die jedesmal erörtert werden, wenn die Frage nach der Zukunft des Kapitalismus auftaucht.

Ich brauche Sie vermutlich nicht erst davon zu überzeugen, daß dieser Rahmen für eine Analyse der Zukunft des Kapitalismus völlig unzureichend ist. Schließlich ist der Kapitalismus nicht auf die entwickelten Länder, seine traditionelle Heimat, von der er seinen Ausgang nahm, beschränkt. Er existiert nicht in einer passiven Umwelt, von der keine Gegenwirkung ausginge. Er existiert vielmehr als ein Bestandteil der gesamten Weltgesellschaft und Weltwirtschaft, und sein Funktionieren wird entschieden beeinflußt von der Wechselwirkung zwischen den entwickelten kapitalistischen Ländern und ihrer Umgebung. Diese Umgebung ist beträchtlich größer als die entwickelte kapitalistische Welt selbst. Hinsichtlich Bevölkerung und Produktion können wir sagen, daß die »Erste Welt«, über den Daumen gepeilt, rund 20% der Weltbevölkerung ausmacht und etwa 60% der Weltproduktion erzeugt, während die nichtkapitalistischen, wenn Sie wollen: kommunistischen Länder mit ihrer zentralistischen Planung rund 30% der Weltbevölkerung und 30% der Weltproduktion stellen. Der Rest verteilt sich auf das, was man heute allgemein die Dritte Welt nennt, die zwar 50% der Weltbevölkerung umfaßt, aber nur 10% der Weltproduktion erzeugt.

Ich benutze den Ausdruck »Dritte Welt« nicht nur, weil er zum akzeptierten Sprachgebrauch geworden ist, sondern auch deshalb, weil er kurz ist und griffig. Ich möchte jedoch betonen, daß es keineswegs ein treffender Ausdruck ist. Die Dritte Welt ist in Wirklichkeit gar keine – sie ist Bestandteil einer der beiden anderen Welten, und ich meine, das ist von Bedeutung, wenn man das Problem der Zukunft des Kapitalismus in seiner Gesamtheit verstehen will.

Die zweite Methode berücksichtigt die Tatsache, daß die entwickelten kapitalistischen Länder nicht für sich existieren, sondern in einer quantitativ großen und qualitativ aktiven Umgebung. Das wird von einer eklektischen Schule der bürgerlichen Volkswirtschaft inzwischen anerkannt, die seit dem Zweiten Weltkrieg, oft unter dem Namen *The Economics of Development*, einen großen Aufschwung genommen hat; und das gleiche scheint für die Wirtschaftstheorie der Sowjetunion und der anderen Länder in der sozialistischen Welt zu gelten, die sich ideologisch nach der

Sowjetunion richten. Diese Methode beruht auf der ausdrücklichen oder stillschweigenden Annahme, es habe einst eine Zeit gegeben, zu der die ganze Welt unterentwickelt gewesen sei; dann aber habe, vor etwa vier Jahrhunderten, ein Gebiet in Westeuropa eine kritische Schwelle überschritten und begonnen, sich auf kapitalistische Weise zu entwickeln. Warum das geschah, ist umstritten – eine Frage, in deren Beantwortung keine Übereinstimmung erzielt wird, doch ist das vielleicht vom Standpunkt der heutigen Diagnose auch gar nicht so entscheidend. Der *Take-off* der sich entwickelnden Länder – Sie werden ohne Zweifel die Terminologie von Walt Rostow heraushören, einem der führenden Ideologen des liberalen Establishment im heutigen Amerika – befähigte diese Gebiete, sich im Geschwindschritt einige Jahrhunderte lang zu entfalten und die übrige Welt im Urzustand der Unterentwicklung hinter sich zu lassen. Als Folge der beiden Weltkriege und verschiedener historischer Ereignisse habe dann ein Teil der unterentwickelten Welt sich losgemacht und – in unterschiedlichen institutionellen und strukturellen Kontexten – mit seinem eigenen Aufschwung begonnen, d. h. unter der Ägide zentraler Planung, des Staatseigentums und der allgemeinen Wirtschaftskontrolle. So gebe es jetzt nicht nur eine zweigeteilte, sondern eine dreigeteilte Welt: jene, die vor etlichen Jahrhunderten ihren Aufschwung nahm und die entwickelten kapitalistischen Länder umfaßt; jene, die erst in jüngster Zeit unter Systemen der zentralen Planung ihren Aufschwung begonnen hat; und dann jene 50% der Weltbevölkerung, die in den Startlöchern, im Stadium der Unterentwicklung steckengeblieben sind und die deshalb zur Dritten Welt gerechnet werden.

Unter diesen Umständen wird die Dritte Welt, angesichts der Möglichkeiten der Entwicklung, des technologischen Wandels, der Akkumulation von Kapital und Technologie, des steigenden Lebensstandards usw. von dem Wunsch angesteckt, sich ihrerseits zu entfalten und dieselben Früchte zu genießen. Und welche von den beiden Pfaden, die sie einschlagen kann, wird die Dritte Welt wohl wählen? Die Kehrseite der Medaille ist, daß jedes der beiden Systeme, das spätkapitalistische und das kommunistische, seine eigene Zukunft davon bestimmt sieht, ob es diesen riesigen Teil der restlichen Welt, der mehr als die Hälfte ihrer Bevölkerung umfaßt, unter seine Fittiche, in seinen Einflußbereich bringen kann. Das System, dem es gelingt, die Dritte Welt hinter sich zu bringen, wird schließlich in dem sogenannten Großen Wettlauf den Sieg davontragen. Sie sehen, daß das

die fundamentale Ideologie des ganzen liberalen Establishments in den USA und seiner Helfershelfer in anderen Ländern ist. Dabei dreht sich alles darum, die Dritte Welt auf unsere Seite zu bringen, sie wirtschaftlich zu entwickeln, sie dazu zu bringen, daß sie in unsere Fußstapfen tritt. Auf das gleiche Ziel will die grundlegende sowjetische Ideologie der friedlichen Koexistenz und des friedlichen Wettstreits der Systeme hinaus. Es handelt sich um zwei verschiedene Betrachtungsweisen, denen eigentlich dieselbe ideologische Konzeption zugrundeliegt.

Ich möchte nun darauf hinweisen, daß diese zweite Methode zwar der ersten insofern überlegen ist, als sie die Umwelt, in der die entwickelten kapitalistischen Länder existieren, nicht einfach aus dem Spiel läßt; sie führt aber trotzdem völlig in die Irre und ist ohne diagnostischen Wert. Der Hauptgrund dafür besteht darin, daß es absurd ist, sich die ganze Welt von 1500 oder einer anderen frühen Epoche so vorzustellen, als wäre sie im Zustand der Unterentwicklung gewesen wie die Dritte Welt von heute. *Un*entwickelt nach heutigen wissenschaftlichen Maßstäben: meinetwegen – aber *unter*entwickelt in dem Sinn, in dem Afrika und Lateinamerika und der größte Teil von Asien heute unterentwickelt sind: auf keinen Fall! In Wirklichkeit hat jeder Kontinent, Nordamerika vielleicht ausgenommen, irgendwann einmal einen hohen Stand der Kultur erreicht. Und der materiell, kulturell und ideologisch erreichte Hochstand in verschiedenen Teilen der heutigen unterentwickelten Welt war nach den Maßstäben der damaligen Zeit, und in mancher Hinsicht auch nach unseren heutigen Maßstäben, außerordentlich beeindruckend.

Die mechanistische Darstellung, nach der ein jeder im Zustand der Unterentwicklung dagesessen hat, bis plötzlich eine kleine Region vorpreschte und die anderen hinter sich ließ, hat mit der Wirklichkeit nichts zu tun. Die Wahrheit ist, daß der Kapitalismus sich in seinen Ursprungsländern von Anfang an durch Unterwerfung, Plünderung, Ausbeutung und Umformung der Mitwelt, in der er lebte, entfaltet hat. Folglich wurde der Reichtum von der Peripherie in die Metropole geschleust, folglich wurden die alten Gesellschaftssysteme an der Peripherie zerstört und zu abhängigen Satelliten umgestaltet. Das ist die eine Seite des Prozesses. Die andere ist, daß der erbeutete Reichtum, der aus der Außenwelt, der Peripherie in die Metropole gesogen worden war, zur Grundlage für deren rasche Entwicklung wurde. Das war die wirkliche ökonomische und soziale Basis des Aufschwungs der »Ersten Welt«, und es ist fraglich, ob es

ohne die Ausplünderung der Peripherie überhaupt zu einem solchen Aufschwung gekommen wäre.
Natürlich hat dieser Prozeß etliche Jahrhunderte lang gedauert und dabei immer größere Dimensionen angenommen. Er läßt sich keinesfalls auf das 15. und 16. Jahrhundert zurückdatieren. Ich bin geneigt, der Analyse Oliver Cox' in seinem Buch *The Foundation of Capitalism* zuzustimmen, nach der Venedig vom 7. und 8. Jahrhundert an als erster echt kapitalistischer Staat anzusehen ist, der sich auf das Hinterland ausdehnte, es unterwarf, ausplünderte, seinen Reichtum einheimste und eine bürgerliche Kultur in höchster Vollendung entwickelte. Anschließend spielte sich der gleiche Prozeß in vielen anderen italienischen Stadtstaaten ab, ebenso in den Hansestädten Nordeuropas. Schließlich verlagerte er mit der Erschließung der Überseegebiete – ich spreche ausdrücklich, wie Sie bemerken werden, nicht von der »Entdeckung der Neuen Welt« – seinen Schwerpunkt erst auf Spanien und Portugal und dann auf Holland, Frankreich und England, unter deren Ägide der neue Handelskapitalismus in jeden Winkel der Welt eindrang. Damit war der Prozeß jedoch keineswegs abgeschlossen. Im Laufe des 19. Jahrhunderts traten weitere kapitalistische Zentren, besonders die USA, Deutschland und Japan, auf den Plan, und gegen Ende des 19. Jahrhunderts hatte sich die ganze Welt bereits durchgreifend polarisiert: auf der einen Seite eine relativ kleine entwikkelte kapitalistische Metropole, die sich auf wenige Länder hauptsächlich in Westeuropa und Nordamerika konzentrierte, auf der anderen die an Unterentwicklung leidende riesige Peripherie, die ihre Basis bildete und aus der sie einen Großteil ihrer Versorgung holte.
Sehen wir uns an, was mit den unterjochten und ausgebeuteten Ländern und Regionen geschah. In jedem Fall, wo die bestehende Sozialordnung mit der ausbeuterischen Tätigkeit der Eroberer nicht vereinbar war oder ihr im Wege stand – und das war überall der Fall –, wurde diese Ordnung mit Gewalt umgekrempelt und zerschlagen, was jedesmal verheerende Folgen für die lokale Kultur und Bevölkerung hatte.
In ihrer hektischen Jagd nach Gold rafften die Portugiesen und Spanier nicht nur alles an sich, dessen sie habhaft werden konnten, sie zwangen auch die Eingeborenen, in den Minen zu arbeiten, wo sie wie Vieh verreckten. Im Karibischen Raum wurde die Eingeborenenbevölkerung in zwei bis drei Generationen buchstäblich ausgerottet, und in großen Teilen von Mittel- und Südamerika konnten die Indianer nur überleben, indem

sie sich in die Wälder oder auf die Berge zurückzogen. Um sich mit den nötigen Arbeitskräften für die Minen und Plantagen zu versorgen, gingen die Ausbeuter zum Sklavenhandel über. Große Teile Afrikas wurden in Reviere für Sklavenjäger verwandelt, und selbstverständlich wurden die Gesellschaften, aus denen man sich die Sklaven holte, sowie jene, in die man sie schickte, völlig umgestürzt. Im Karibischen Raum, in Mittel- und Südamerika und in Afrika – in jenem Bereich also, der durch den südlichen Atlantik verbunden wird – können wir auf das genaueste studieren, wie die Kehrseite der Anhäufung großer Vermögen durch die Sklavenhändler Liverpools und anderer britischer, französischer und neuenglischer Hafenstädte aussieht. Die von außen hervorgerufene Unterentwicklung nahm im Fernen Osten einen etwas anderen, doch nicht weniger spektakulären Verlauf. Die Holländer plünderten Indien und setzten dann eines der wirkungsvollsten Programme zur Aufrechterhaltung der Ausbeutung in der kolonialen Welt in die Praxis um. Der berühmteste Fall sind vermutlich die Briten in Indien – was einmal, kurz bevor die Briten auf der Szene erschienen, eine der höchstentwickelten Kulturen der Welt gewesen war, wurde gnadenlos ausgeraubt und in eine der ärmsten und rückständigsten Zonen der Welt verwandelt.

Die Schauseite der Medaille war auch hier die Akkumulation von Reichtum in der Metropole. Eric Williams, der heutige Premierminister von Trinidad und Tobago, schreibt in seiner sehr brauchbaren und aufschlußreichen Monographie *Capitalism and Slavery*, die industrielle Revolution in England sei mit den direkten und indirekten Profiten aus dem Handel mit Negersklaven in Ostindien finanziert worden. Brooks Adams macht in seinem Buch *The Law of Civilization in Decay* die Ausplünderung Indiens dafür verantwortlich. Beide haben recht.

Und nach den Eroberern, den Pionieren der Unterjochung, kamen die Kapitalanleger, die Händler, die Bankiers, die Administratoren und Berater – all jene, deren Sache es war, die Kolonien und Halbkolonien in unversiegliche Quellen des Profits für die Metropole zu verwandeln. Ihre Bemühungen führten dazu, daß sich ein charakteristisches Grundmuster der wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Zentrum und Peripherie ausbildete. Die Peripherie spezialisierte sich auf die im Zentrum benötigte Rohstoffproduktion und diente zugleich als Absatzmarkt für Industrieartikel, während die meisten Gewerbe in der Peripherie den Kapitalisten des Zentrums in die Hände fielen, die den Löwenanteil der Profite in ihre

Tasche steckten. Die künstlich erzeugte Unterentwicklung der Peripherie wurde also eingefroren und auf ewig besiegelt, während das Zentrum in die Lage versetzt wurde, sich mittels des Reichtums seiner Satelliten weiterzuentwickeln.

Dieses Grundmuster eines entwickelten und reichen Zentrums gegenüber einer verarmten Peripherie ist keineswegs nur in der Beziehung zwischen den entwickelten kapitalistischen Ländern und den kolonialen und halbkolonialen Ländern zu finden. Dort ist es zwar am ausgeprägtesten und spektakulärsten, aber es findet sich genauso innerhalb der beiden Pole. So ist zum Beispiel ein Land wie Brasilien, was seine Bodenschätze und seine geographischen Möglichkeiten betrifft, eines der reichsten Länder der Welt. Reichtum und Industrie sind dort in einem sehr kleinen Dreieck zwischen Rio de Janeiro, Belo Horizonte und São Paulo konzentriert, während das übrige Land nach wie vor von Unterentwicklung und von drückender Armut gekennzeichnet ist. Das gleiche ist in den entwickelten kapitalistischen Metropolen der Fall: schließlich liegen zwischen Harlem und der Park Avenue nur zwei oder drei Meilen – ein Beispiel dafür, wie extreme Armut und extremer Reichtum dicht nebeneinander existieren können. Oder wenn man den Blick über die Dächer von Copacabana in Rio auf die zauberhaften Berghänge richtet und ein bißchen genauer hinschaut, so sieht man dort die berühmten *favelas*, einige der schlimmsten Slums, die es auf der Welt gibt.

Entwicklung auf der einen und Unterentwicklung auf der anderen Seite bedingen sich in dialektischer Weise gegenseitig. Darin besteht von Anfang an die ganze Geschichte des Kapitalismus. Sie wiederholt sich auf jeder erdenklichen Stufe. Es sind die beiden Seiten der kapitalistischen Medaille, die ebensowenig voneinander zu trennen sind wie Siamesische Zwillinge. Und wenn man das nicht begreift, wenn man daran nicht tagtäglich denkt, dann wird man immer und immer wieder von der Propaganda irregeführt, die zusammengehörige Dinge zu trennen versucht, die Entwicklung zur guten und Unterentwicklung zur zufällig schlechten Seite stempelt, um uns weiszumachen, wir könnten das eine ohne das andere haben. Das ist ein Märchen, und solange man dieses Märchen nicht durchschaut, kann man nicht zu einem wirklich konstruktiv-analytischen Nachdenken über das Problem kommen, wie die Zukunft des Kapitalismus aussieht.

Ich wiederhole: Die kapitalistische Entwicklung erzeugt zwangsläufig an

einem Pol Entwicklung, am anderen Pol Unterentwicklung. Die entwikkelten kapitalistischen Länder und die unterentwickelten Länder sind keine getrennten Welten; sie sind das Oben und Unten ein und derselben Welt. Somit ist der ganze Begriff der Dritten Welt irreführend und sollte fallengelassen werden. Dafür mag es zu spät sein; die Rede von der Dritten Welt ist zum festen Bestandteil des heutigen Sprachgebrauchs geworden. Doch sollten wir uns ständig daran erinnern, daß es sich um eine bequeme *façon de parler* handelt, nicht um eine Kennzeichnung der sozioökonomischen Realität.

Wenn wir dieses Grundmuster von Entwicklung/Unterentwicklung vor Augen haben, lassen sich viele andere, ich würde sogar sagen: alle grundlegenden Trends und Tendenzen der modernen Geschichte einem zusammenhängenden und verständlichen Grundmuster zu ordnen. Vor allem wird jetzt klar, wie absurd es ist, von den Beziehungen zwischen den entwickelten und unterentwickelten Ländern zu erwarten oder zu erhoffen, sie würden zur Entwicklung der letzteren führen. Handel, Investitionen, Regierungshilfe, das sind im Gegenteil eben die Mittel, mit denen die entwickelten Länder die unterentwickelten ausbeuten und in ihrem Zustand festhalten. Was den Handel betrifft, so haben das viele Leute bereits durchschaut. Der Austausch von Rohstoffen gegen Fertigwaren hat die Tendenz, sich selbst zu reproduzieren und zu perpetuieren, anstatt strukturelle Änderungen herbeizuführen. Daß die Preise in den Import-Export-Beziehungen dazu tendieren, die Rohstoffe exportierenden Länder in Friedenszeiten zu benachteiligen, ist allgemein bekannt. Die Handelsbeziehungen enthalten keine Faktoren, die der Entwicklung der unterentwickelten Länder zugute kämen – im Gegenteil. Das gilt auch für die Investitionen, die das Zentrum in der Peripherie vornimmt, obwohl die Vertreter der bürgerlichen Volkswirtschaft natürlich fast einhellig das Gegenteil behaupten. Ich möchte nicht den Versuch machen, auf die Kniffligkeiten der Theorie der Auslandsinvestitionen einzugehen. Ich würde aber Ihre Aufmerksamkeit gern auf ein paar massive statistische Fakten lenken, die meines Erachtens völlig unverständlich wären, wenn die bürgerlichen Ökonomen mit ihrer Einschätzung der Kapitalbeziehungen recht hätten. Ich bediene mich dabei der Daten über die Auslandsinvestitionen Großbritanniens und der USA in den Zeiträumen ihrer größten Aktivität; diese Daten sprechen eine deutliche Sprache, was den Effekt der Auslandsinvestition auf unterentwickelte und entwickelte Gebiete betrifft.

Der britische Imperialismus und seine Auslandsinvestitionen erreichten ihren Höhepunkt bekanntlich in den fünfzig Jahren vor dem Ersten Weltkrieg. Im Zeitraum von 1870 bis 1913 investierte Großbritannien im Ausland, nach den anerkannten Quellen, einen Nettobetrag von 2,4 Milliarden Pfund. Das heißt, die Auslandsinvestitionen der Briten überstiegen die Investitionen von Ausländern in Großbritannien um 2,4 Milliarden Pfund. Auf den ersten Blick sieht es so aus, als hätte Großbritannien der übrigen Welt eine sehr ansehnliche Summe aus eigenen Ressourcen zur Verfügung gestellt. Die Summe selbst war in der Tat beträchtlich, nämlich rund 50 Milliarden damalige Goldmark, und die Kaufkraft der Mark betrug zu jener Zeit mindestens das Doppelte der heutigen – somit hätten die Auslandsinvestitionen Großbritanniens in dem halben Jahrhundert vor dem Ersten Weltkrieg nach heutigem Geldwert rund 100 Milliarden Mark ausgemacht. Aber selbstverständlich hatte auch diese Medaille ihre Kehrseite: die Beute, das Einkommen aus diesen Investitionen. Im selben Zeitraum, das heißt 1873–1913, betrug das Nettoeinkommen aus den Auslandsinvestitionen in Großbritannien 4,1 Milliarden Pfund. Rechnet man beide Summen gegeneinander auf, dann ergibt sich, daß der Zufluß an Einnahmen den Abfluß von Investitionen um rund 70% übertraf. Das war der wirkliche Vermögensertrag in dieser Periode. Das Geld wurde mit der Rechten ausgegeben und mit der Linken wieder eingenommen, nur daß es sich in der linken Hand um 70% vermehrt hatte. Wer hat also wem geholfen? Eindeutig war es die übrige Welt, sei sie nun entwickelt oder unterentwickelt gewesen, die Großbritannien durch diesen Investitionsmechanismus tributpflichtig war.

Oder nehmen wir die Praxis der USA seit dem Zweiten Weltkrieg. Ich beschränke mich auf die direkten Auslandsinvestitionen der amerikanischen Konzerne, die in der Welt von heute bei weitem die wichtigsten sind. Die Zahlen, die sich mit jenen vergleichen lassen, die ich soeben für Großbritannien zitiert habe, sehen für 1950–1963 wie folgt aus: Nettoabfluß von Kapital aus den USA 17,4 Milliarden Dollar; Zufluß von Einkommen in die USA 29,4 Milliarden Dollar. Abermals stellt sich heraus, daß der Zufluß den Abfluß um fast 70% überstiegen hat. Ich habe versucht, danach Sweezys Erstes Gesetz der Auslandsinvestition aufzustellen, das besagt, daß der Zufluß aus den Auslandsinvestitionen den Abfluß von Kapital um 70% übersteigen wird. Und ich lege dem eine gute wissenschaftliche Methode zugrunde: ich habe wenigstens zwei Fallbei-

spiele! Und nun halte ich Ausschau nach jungen Wissenschaftlern, die das Gesetz im Lichte jedes weiteren Falls, der sich anbietet, überprüfen und bestätigen.

Um es nochmals zu sagen, die Frage lautet: Wer verwendet wessen Reichtum? Und die Antwort ist eindeutig.

Was die Sache betrifft, die man komischerweise als Hilfe der entwickelten Länder für die unterentwickelten Länder bezeichnet, als wäre sie ein Sesam-öffne-dich zur wirtschaftlichen Entwicklung, so ist der Befund allzu eindeutig, und wiederum können wir hier ein Gesetz aufstellen: Je mehr Hilfe, desto weniger Entwicklung. Die Gründe dafür sind vielfältig. Ein Großteil der Hilfe ist natürlich militärischer Art und dient angeblich der Verteidigung gegen das Schreckgespenst der kommunistischen Aggression – dabei weiß doch jeder Zehnjährige bereits, daß diese subventionierten Militärmaschinen in den unterentwickelten Ländern für das Gleichgewicht der Mächte in der Welt ohne jeden Belang sind und lediglich dazu dienen, repressive Regierungen in deren eigenen Ländern zu stützen. Aber davon abgesehen hat auch der größte Teil der reinen Wirtschaftshilfe nichts mit ökonomischer Entwicklung zu tun. Ein großer Teil davon fließt in die Taschen korrupter Bürokraten und Beamten in jenen Ländern; ein weiterer Teil dient nur dazu, Schulden und Zinsen an die Banken des Landes abzuzahlen, das für die angebliche Hilfe gesorgt hat; fast nichts davon bleibt für die wirtschaftliche Entwicklung übrig. Ich möchte die Aussage eines hohen Beamten in der Verwaltung der amerikanischen Auslandshilfe zitieren, D. A. Fitzgerald, den die Zeitung *U. S. News and World Report* nach seiner Pensionierung interviewt hat. Er sagte unter anderem: »Die Kritik an der Auslandshilfe geht immer wieder von der Voraussetzung aus, als ginge es darum, für das Wachstum fremder Volkswirtschaften zu sorgen. Dabei war das überhaupt nicht unser Ziel. Unser Ziel hat eher darin bestanden, für günstige Abstimmungsergebnisse bei den Vereinten Nationen zu sorgen oder ein Land daran zu hindern, daß es den Sowjets Luftbasen zur Verfügung stellt, und was dergleichen Gründe mehr sind.«

Das einzige Ziel, das er nicht erwähnt, ist das des wirtschaftlichen Wachstums. Der Zweck der Auslandshilfe besteht also, mit anderen Worten, eindeutig darin, den Status quo zu sichern, der die Rückständigkeit der unterentwickelten Länder zementiert, während er den weiteren Aufstieg der entwickelten Länder begünstigt. Vor diesem Hintergrund wird auch klar, welche Bedeutung den kommunistischen Revolutionen des 20. Jahrhun-

derts in Wirklichkeit zukommt. Sie sind nicht, wie uns bürgerliche Ideologen einreden wollen, eine Art von historischem Zufall, der auf Kriegswirren zurückgeht oder als Ausfluß der ideologischen Phrasen von Propheten namens Marx und Lenin zu verstehen ist. Historisch gesehen sind sie Ausdruck eines unvermeidlichen Kampfes, den die unterentwickelten Länder führen, um sich aus der Zwangsjacke zu befreien, in der sie seit ein paar Jahrhunderten gesteckt haben. Als Gefangene des Systems können die unterentwickelten Länder nur weiteren Rückschritt produzieren. Nur außerhalb des Systems können sie damit beginnen, ihre Ressourcen für eigene Zwecke zu benutzen, können sie, mit anderen Worten, einen wirklichen Prozeß der wirtschaftlichen Entwicklung in Gang bringen.

Es gibt nun eine Menge Beispiele dafür, wie gegensätzlich sich Länder entwickeln, von denen das eine innerhalb, das andere außerhalb der Zwangsjacke des internationalen kapitalistischen Systems existiert – Länder, die zur Zeit, als das eine davon ausbrach, etwa den gleichen Entwicklungsstand hatten. China und Indien bieten sich als ein solches Paar geradezu an und sind wohl auch auf lange Sicht das wichtigste Beispiel. China entwickelt sich, nach welchem Maßstab auch immer, sehr rasch und rundum – nicht nach Art des schlagseitigen, Entwicklung/Unterentwicklung reproduzierenden Schemas, das für die Kolonialländer so charakteristisch ist. Dagegen entwickelt sich Indien nicht nur in dieser ungleichmäßigen Weise, es macht auch, durchschnittlich gesehen, kaum Fortschritte – die Statistiken sind nicht allzu zuverlässig, aber selbst bei optimistischster Betrachtung zeigen sie nur eine sehr kleine durchschnittliche Wachstumsrate des Pro-Kopf-Einkommens; und natürlich besagen Durchschnittswerte sehr wenig, da die Mehrheit leicht an Boden verlieren kann, was im Fall von Indien vermutlich auch geschieht. Und inzwischen sehen wir, daß der Hungertod in vielen Teilen des Landes mehr und mehr endemisch wird und sich in den kommenden Jahren zweifellos auf weitere Teile ausbreiten wird.

Die beiden Korea sind ebenfalls ein beeindruckendes Beispiel, wenn auch der Maßstab des Vergleichs hier kleiner ist. Ebenso die beiden Vietnam, wenn das Bild auch durch das massive Eingreifen der USA verzerrt wird; trotz dieser Tatsache zeigt es jedoch eindeutig, daß sich die eine Seite bedeutend und in vernünftiger Weise entwickelt, während die andere Seite ein unglaubliches Durcheinander von Unterentwicklung und Verzerrung aufweist.

In der westlichen Hemisphäre fällt der Kontrast zwischen Cuba auf der einen und dem restlichen Lateinamerika auf der anderen Seite stark ins Auge. Überall können wir diese Probe aufs Exempel machen, und mir scheint, die Lehre, die wir daraus zu ziehen haben, ist unmißverständlich.

Welche Schlüsse müssen wir aus diesem historischen Prozeß ziehen? Enthält die Ansicht, wonach die unterentwickelten Länder im »Großen Wettstreit« aufgefordert sind, entweder der kapitalistischen oder der kommunistischen Linie zu folgen, einen realen Kern? Besteht irgendeine Aussicht, daß die entwickelten kapitalistischen Länder es fertigbringen, ein gemeinsames Programm auszuarbeiten, das sie mit Erfolg auf die unterentwickelten Länder anwenden können? Ich für meinen Teil halte das für Wunschträume, in welchem ideologischen Gewande sie auch einherkommen mögen: als Liberalismus aus Washington oder als Friedliche Koexistenz aus Moskau. Tatsache ist, daß die unterentwickelten Länder zum Tode verurteilt sind, wenn sie im kapitalistischen Weltsystem gefangen bleiben.

Daß es dabei bleiben wird, dafür bürgt paradoxerweise ein Exportartikel der kapitalistischen Welt, der sich in der Dritten Welt behauptet und durchgesetzt hat: die moderne Medizin, die zu einem enormen Rückgang der Sterblichkeitsziffern geführt hat, mögen diese in vielen Teilen der unterentwickelten Welt auch immer noch hoch sein. Eine entsprechende Steigerung der Produktionskapazität ist jedoch ausgeblieben, ganz zu schweigen davon, daß nicht einmal die vorhandene Kapazität ausgenutzt wird. Der zunehmenden Bevölkerungsexplosion entspricht also kein ökonomisches Wachstum, das mit ihr Schritt halten könnte. Es ist eine Binsenweisheit, daß die Weltbevölkerung sich in den nächsten dreißig bis vierzig Jahren verdoppeln wird, nahezu ohne Rücksicht darauf, wie sich in diesem Zeitraum die Geburtenziffern entwickeln werden; und mit Sicherheit wird diese Zunahme wenigstens zur Hälfte auf die unterentwickelten Länder entfallen. Niemand kann im Ernst annehmen, daß die unterentwickelten Länder angesichts der gegenwärtigen institutionellen Strukturen einen solchen Bevölkerungszuwachs ernähren, geschweige denn das Ernährungsniveau erhöhen können.

Der amerikanische Landwirtschaftsminister Orville Freeman hat angekündigt, die siebziger Jahre würden »ein Jahrzehnt des Hungers« werden. Fidel Castro hat 1966 in einer Rede darauf geantwortet: Freeman hat unrecht – die siebziger Jahre werden das Jahrzehnt der Revolution

sein. Denn in der heutigen Welt, sagt Castro, werden die Menschen anders reagieren als vorher: sie werden lieber an einer Kugel sterben als in langsamer Agonie verhungern.

Ich glaube, Castro hat damit eine einfache Wahrheit ausgesprochen. Ich sehe angesichts der gegenwärtigen Machtstrukturen, Interessenstrukturen, institutionellen Regelungen keine Anzeichen dafür, daß die kapitalistischen Länder daran irgend etwas ändern können oder wollen; ich wage allerdings keine exakte Prognose hinsichtlich der Frage, welche Formen diese Revolutionen annehmen und wie lange sie zu ihrer Entwicklung brauchen werden. Es mag sein, und ich halte das für sehr wahrscheinlich, daß sie eine ganze Geschichtsepoche bestimmen werden. Die Entwicklung der modernen Technologie der Zerstörung macht es sogar vorstellbar, daß die entwickelten kapitalistischen Länder irgendwann einmal als Samson auftreten und den Prozeß abrupt zu Ende bringen, indem sie die ganze Welt in die Luft jagen. Allerdings flöge bei einer solchen Lösung der Kapitalismus ebenfalls in die Luft. Jedenfalls sind die Zukunftsaussichten für das kapitalistische System, wie auch immer man es dreht und wendet, nicht gerade rosig.

Herbert Marcuse
Befreiung von der Überflußgesellschaft

Als unverbesserlicher Philosoph, für den Philosophie und Politik untrennbar geworden sind, fürchte ich, hier heute eine ziemlich philosophische Rede halten zu müssen, und ich bitte Sie dafür um Nachsicht. Wir setzen uns hier mit der Dialektik der Befreiung auseinander (eigentlich ein überflüssiger Ausdruck, denn ich glaube, alle Dialektik enthält Momente der Befreiung), und zwar Befreiung nicht nur im intellektuellen Sinn, sondern unter Einbeziehung von Geist und Körper, eine Befreiung, welche die ganze menschliche Existenz umfaßt. Denken Sie an Plato: an die Befreiung vom Höhlendasein. Denken Sie an Hegel: an die Befreiung im Sinn des Fortschritts und der Freiheit in der historischen Dimension. Denken Sie an Marx. In welchem Sinne ist nun alle Dialektik Befreiung? Sie ist Befreiung vom Repressiven, Befreiung von einem schlechten, einem falschen System – sei es ein organisches System, sei es ein Sozialsystem, sei es ein geistiges oder intellektuelles System: Befreiung durch Kräfte, die sich innerhalb eines solchen Systems selbst entwickeln. Das ist ein entscheidender Punkt. Es handelt sich um Befreiung kraft des Widerspruchs, den das System erzeugt, gerade weil es ein schlechtes, ein falsches System ist.
Ich benutze hier absichtlich moralische, philosophische Begriffe, Werte wie »schlecht« und »falsch«. Denn ohne ein objektiv zu rechtfertigendes Ziel einer besseren, einer freien menschlichen Existenz muß alle Befreiung sinnlos bleiben – sie ginge nicht hinaus über Fortschritte innerhalb der Knechtschaft. Ich glaube, daß auch für Marx Sozialismus etwas ist, das sein *sollte*. Dieser normative Zug gehört zum Wesen des wissenschaftlichen Sozialismus. Der Sozialismus *soll* sein; er ist, wie wir vielleicht sagen können, eine biologische, soziologische und politische Notwendigkeit. Er ist insofern eine biologische Notwendigkeit, als eine sozialistische Gesellschaft nach Marx mit dem ganzen Logos des Lebens, mit den essentiellen Möglichkeiten menschlicher Existenz übereinstimmen würde, nicht nur geistig, nicht nur intellektuell, sondern auch organisch.

Nun aber zu unserer heutigen Situation. Ich denke, wir stehen einer geschichtlich neuartigen Situation gegenüber, weil es für uns heute darum geht, uns von einer relativ gut funktionierenden, reichen, mächtigen Gesellschaft zu befreien. Das Problem, vor dem wir stehen, ist die Notwendigkeit der Befreiung nicht von einer armen Gesellschaft, nicht von einer zerfallenden Gesellschaft, nicht einmal in erster Linie von einer terroristischen Gesellschaft, sondern von einer Gesellschaft, die in großem Maße die materiellen und sogar die kulturellen Bedürfnisse des Menschen entwickelt – eine Gesellschaft also, die, einem Schlagwort zufolge, einen immer größeren Teil der Bevölkerung an ihren Gütern teilhaben läßt. Und damit ist bereits gesagt, daß wir auf eine Befreiung aus sind, für die in der Gesellschaft augenscheinlich keine Massenbasis besteht. Wir kennen die sozialen Mechanismen der Manipulation, Indoktrination und Repression, die für das Fehlen einer solchen Massenbasis verantwortlich sind – dafür, daß die Mehrheit der oppositionellen Kräfte in das herrschende Sozialsystem integriert ist. Ich möchte jedoch betonen, daß es sich dabei nicht bloß um eine ideologische Integration handelt, auch nicht nur um eine soziale Integration – sondern um einen Vorgang, der eine starke und reiche materielle Basis hat. Diese Basis versetzt die Gesellschaft in die Lage, die materiellen und kulturellen Bedürfnisse besser zu entwickeln und zu befriedigen als je zuvor.

Doch kann es mit der Kenntnis der Mechanismen von Manipulation oder Repression, die tief in das Unbewußte des Menschen eingreifen, nicht sein Bewenden haben. Ich glaube, daß wir (und ich werde in meiner ganzen Rede von »uns« sprechen) zu zaghaft gewesen sind, um die wesentlichen, radikalen Grundzüge einer sozialistischen Gesellschaft, ihren qualitativen Unterschied zu allen bestehenden Gesellschaften hervorzuheben: den qualitativen Unterschied, der den Sozialismus tatsächlich zur Negation der bestehenden Systeme macht, ganz gleich, wie produktiv und mächtig diese scheinbar oder wirklich sein mögen. Anders ausgedrückt – und das ist einer von den vielen Punkten, in denen ich Paul Goodman widersprechen muß –, bestand unser Fehler nicht darin, daß wir zu anmaßend, sondern darin, daß wir zu bescheiden gewesen sind. Wir haben sozusagen einen Großteil dessen unterdrückt, was wir hätten sagen und was wir hätten betonen müssen.

Wenn diese wesentlichen, wahrhaft radikalen Grundzüge, die eine sozialistische Gesellschaft zur förmlichen Negation der bestehenden Gesellschaf-

ten machen, wenn dieser qualitative Unterschied heute als utopisch, als idealistisch, als metaphysisch erscheint, dann ist das genau die Form, in der diese radikalen Grundzüge erscheinen müssen, insofern sie wirklich eine entschiedene Negation der bestehenden Gesellschaft darstellen – das heißt, insofern der Sozialismus tatsächlich die Sprengung der Geschichte, der radikale Bruch, der Sprung in das Reich der Freiheit, also etwas völlig Neues ist.

Das Bewußtsein, wenigstens ein halbes Bewußtsein davon, daß ein solcher totaler Bruch nötig ist, war in einigen der großen sozialen Kämpfe unserer Zeit durchaus vorhanden. Walter Benjamin zitiert Berichte, wonach die Leute während der Pariser Kommune an allen Ecken der Stadt auf die Uhren von Kirchtürmen, Palästen usw. geschossen haben. Darin drückt sich, bewußt oder halbbewußt, das Bedürfnis aus, die Zeit anzuhalten; zumindest sollte das herrschende, das etablierte Zeitkontinuum stillstehen und eine neue Zeit beginnen. Diese Geste unterstreicht den qualitativen Unterschied, den totalen Bruch zwischen der alten und der neuen Gesellschaft.

In diesem Sinne möchte ich hier mit Ihnen die unterdrückten Vorbedingungen für eine solche qualitative Veränderung diskutieren. Ich sage absichtlich »qualitative Veränderung«, nicht »Revolution«, weil wir von zu vielen Revolutionen wissen, die das Kontinuum der Repression nur aufrechterhalten, das alte Herrschaftssystem durch ein neues ersetzt haben. Wir müssen uns die wesentlich neuen Grundzüge bewußt machen, die eine freie Gesellschaft von den bestehenden Gesellschaften als deren eindeutige Negation unterscheiden, und wir müssen diese Grundzüge formulieren, ganz gleich, wie metaphysisch, wie utopisch, ich würde sogar sagen: wie lächerlich das den normalen Menschen aller Lager, auf der Linken ebenso wie auf der Rechten, erscheinen mag.

Was ist das, die Dialektik der Befreiung, mit der wir uns hier beschäftigen? Sie bedeutet den Aufbau einer freien Gesellschaft, einen Aufbau, der in erster Linie davon abhängt, inwieweit die vitalen Bedürfnisse nach Abschaffung des etablierten Systems der Knechtschaft sich durchsetzen, und der zweitens – und das ist entscheidend – bestimmt wird durch das bewußte wie unter- und unbewußte Streben nach den qualitativ neuen Werten einer freien menschlichen Existenz. Ohne das Hervortreten solcher neuen Bedürfnisse und ihrer Befriedigung, die Bedürfnisse und Befriedigungen freier Menschen, wird jede Veränderung der gesellschaftli-

chen Institutionen, ganz gleich, wie weit sie geht, nur ein System der Knechtschaft durch ein anderes System der Knechtschaft ersetzen. Auch kann das Auftreten solcher neuen Bedürfnisse und ihre Befriedigung nicht als bloßes Nebenprodukt, als bloßes Ergebnis veränderter sozialer Institutionen begriffen werden. Die Entwicklung neuer Institutionen muß bereits das Werk von Menschen sein, die neue Bedürfnisse haben. Das ist, nebenbei gesagt, die Grundidee, die dem Marxschen Begriff vom Proletariat als dem geschichtlichen Agenten der Revolution zugrundeliegt. Marx betrachtete das Industrieproletariat nicht nur deshalb als geschichtlichen Agenten der Revolution, weil es die fundamentale Klasse im materiellen Prozeß der Produktion darstellte, auch nicht nur, weil es zu seiner Zeit die Mehrheit der Bevölkerung umfaßte, sondern vor allem deshalb, weil diese Klasse »frei« von den repressiven und aggressiven Konkurrenzbedürfnissen der kapitalistischen Gesellschaft war und deshalb, zumindest potentiell, zum Träger wesentlich neuer Bedürfnisse, Ziele und Befriedigungen werden konnte.

Wir können diese Dialektik der Befreiung auch auf gröbere Weise ausdrücken, nämlich als einen circulus vitiosus. Der Übergang von der freiwilligen Knechtschaft, wie sie im großen Maße in der Überflußgesellschaft besteht, zur Freiheit setzt die Abschaffung der Institutionen und Mechanismen der Repression voraus. Aber die Abschaffung der Institutionen und Mechanismen der Repression setzt ihrerseits die Befreiung von der Knechtschaft, den Durchbruch des Bedürfnisses nach Befreiung voraus. Hinsichtlich des Bedürfnisses müssen wir, meine ich, unterscheiden zwischen dem Bedürfnis nach Änderung unerträglicher Lebensbedingungen und dem Bedürfnis nach Änderung der Gesellschaft schlechthin. Die beiden sind keineswegs identisch, sie stehen keineswegs in Einklang miteinander. Handelt es sich um das Bedürfnis nach Veränderung unerträglicher Lebensbedingungen und besteht zumindest eine vernünftige Chance, daß sich das innerhalb der bestehenden Gesellschaft erreichen läßt, auf der Grundlage des Wachstums und des Fortschreitens der bestehenden Gesellschaft, so haben wir es mit einer bloß quantitativen Veränderung zu tun. Qualitative Veränderung hingegen bedeutet Veränderung des Systems im Ganzen.

Diese Unterscheidung zwischen quantitativer und qualitativer Veränderung ist nicht identisch mit der Differenz zwischen Reform und Revolution. Quantitative Veränderung kann Revolution bedeuten und herbei-

führen. Aber nur, wenn quantitative und qualitative Veränderung zusammentreffen, kann man von einer Revolution im essentiellen Sinne des Sprungs von der Vorgeschichte in die Geschichte des Menschen sprechen. Mit anderen Worten, das Problem, mit dem wir es zu tun haben, ist die Frage, wo Quantität in Qualität umschlagen kann, wo die quantitative Veränderung der Bedingungen und Institutionen zu einer qualitativen Veränderung werden kann, die das ganze menschliche Dasein umfaßt.

Heute sind die beiden potentiellen Faktoren der Revolution, die ich gerade genannt habe, auseinandergerissen. Der erste herrscht in den unterentwickelten Ländern vor, wo quantitative Veränderung – sprich: Schaffung humaner Lebensbedingungen – an sich schon eine qualitative Veränderung darstellt, aber noch nicht zur vollen Freiheit führen kann. Der zweite potentielle Faktor der Revolution, die Vorbedingungen der Befreiung, ist in den entwickelten Industrieländern potentiell gegeben, durch die kapitalistische Organisation der Gesellschaft aber an die Kette gelegt und pervertiert.

Ich meine, wir stehen vor einer Situation, in der diese entwickelte kapitalistische Gesellschaft einen Punkt erreicht hat, wo quantitative Veränderung prinzipiell in qualitative Veränderung, in echte Befreiung umschlagen kann. Und eben gegen diese wahrhaft bedrohliche Möglichkeit mobilisiert die Überflußgesellschaft des entwickelten Kapitalismus an allen Fronten, nach innen wie nach außen, alle seine Abwehrkräfte.

Ehe ich fortfahre, lassen Sie mich kurz definieren, was ich unter Überflußgesellschaft verstehe. Als Modell dafür bietet sich natürlich die heutige amerikanische Gesellschaft an, obwohl es sich selbst in den USA mehr um eine Tendenz handelt, die sich noch nicht restlos verwirklicht hat. Vor allem ist diese Gesellschaft kapitalistisch. Es ist offenbar nötig, daran zu erinnern; denn selbst auf der Linken gibt es Leute, die glauben, daß die amerikanische Gesellschaft keine Klassengesellschaft mehr sei. Ich kann Ihnen versichern: Sie ist eine Klassengesellschaft; sie ist eine kapitalistische Gesellschaft mit hoher Konzentration an wirtschaftlicher und politischer Macht; mit einem groß und größer werdenden Sektor der Automation und der Koordinierung von Produktion, Distribution und Kommunikation; mit vollem Privatbesitz an den Produktionsmitteln, der allerdings durch immer aktivere und umfassendere Eingriffe der Regierung gestützt werden muß. Es ist eine Gesellschaft, in der, wie schon erwähnt, die materiellen wie die kulturellen Bedürfnisse der Massen in größerem Maße als

je zuvor befriedigt werden – allerdings nur, soweit das die Bedürfnisse und Interessen des Apparats und der Mächte, die ihn beherrschen, erlauben. Es ist ferner eine Gesellschaft, deren Wachstum von zunehmender Verschwendung, geplanter Obsoleszenz und Zerstörung abhängt, während die Unterschicht der Bevölkerung weiterhin in Armut und Elend lebt.

Ich glaube, daß ein innerer Zusammenhang zwischen diesen Faktoren besteht, daß sie das Syndrom des Spätkapitalismus bilden: die offenbar untrennbare Einheit nämlich – untrennbar für das System – von Produktivität und Destruktion, von Bedürfnisbefriedigung und Repression, von Freiheit innerhalb eines Systems der Knechtschaft, das heißt, die Unterwerfung des Menschen unter den Apparat und die untrennbare Einheit von Rationalem und Irrationalem. Wir können sagen: die Rationalität dieser Gesellschaft liegt gerade in ihrem Irrsinn, und dieser Irrsinn ist in dem Maße rational, in dem er leistungsfähig ist, in dem er liefert, was ihm abverlangt wird.

Nun stellt sich die Frage: Wozu sollten wir uns von dieser Gesellschaft befreien, wenn sie doch allem Anschein nach fähig ist – wenn auch vielleicht erst in ferner Zukunft –, die Armut in einem größeren Maße zu überwinden als je zuvor, die Mühsal der Arbeit und die Arbeitszeit zu reduzieren und den Lebensstandard zu erhöhen? Wenn doch der Preis dieser komfortablen Knechtschaft, für alle ihre Errungenschaften, von Menschen gezahlt werden muß, die weit von der Metropole und weit von ihrem Überfluß entfernt sind? Wenn doch die Überflußgesellschaft selbst kaum Notiz nimmt von dem, was sie tut, was sie an Terror und Versklavung bewirkt und wie verbissen sie an allen Ecken der Welt gegen die Befreiung kämpft?

Wir kennen die traditionelle Schwäche emotionaler, moralischer und humanitärer Argumente angesichts derartiger technologischer Leistungen, angesichts der irrationalen Rationalität einer derartigen Macht. Argumente dieser Art richten nicht viel aus gegen die kruden – um nicht zu sagen: brutalen – Fakten der Gesellschaft und ihrer Produktivität. Und doch ist es allein das Bestehen auf den realen Möglichkeiten einer freien Gesellschaft, die von der Überflußgesellschaft blockiert werden – ist es allein diese Zielbewußtheit in der Praxis wie in der Theorie, in der Demonstration wie in der Diskussion, was die völlige Degradierung des Menschen zum Objekt oder vielmehr zum Subjekt/Objekt der totalen Verwaltung bisher verhindert hat. Und es ist dieser beharrliche Wider-

stand, der die fortschreitende Brutalisierung und geistige Verkrüppelung des Menschen aufgehalten hat. Denn der kapitalistische Wohlfahrtssaat ist in seinem Kern ein Rüstungsstaat. Er braucht einen Feind, einen totalen *Feind*; denn die Perpetuierung der Knechtschaft, die Perpetuierung des erbärmlichen Existenzkampfes gerade angesichts der neuen Möglichkeiten von Freiheit aktiviert und intensiviert in dieser Gesellschaft eine elementare Aggressivität, die wohl noch nie in der Geschichte ein solches Ausmaß erreicht hat. Diese elementare Aggressivität muß in gesellschaftlich nützliche Bahnen gelenkt werden, sonst sprengt sie das System. Deshalb die Notwendigkeit eines Feindes, der, wenn er nicht existiert, geschaffen werden muß. Zum Glück hat das System einen solchen Feind. Aber sein Bild und seine Macht müssen in dieser Gesellschaft zur Übergröße aufgebläht werden, damit man in der Lage ist, die Aggressivität der Überflußgesellschaft sozialadäquat zu kanalisieren.

Das Ergebnis ist ein verstümmeltes, verkrüppeltes und frustriertes Menschenwesen, das wie besessen seine eigene Knechtschaft verteidigt.

Wir können die fatale Situation, der wir ausgesetzt sind, zusammenfassen. Eine radikale Veränderung der Gesellschaft ist objektiv notwendig, und zwar in dem doppelten Sinne, daß sie die einzige Chance ist, die Möglichkeiten menschlicher Freiheit zu bewahren und die technischen und materiellen Ressourcen für die Realisierung von Freiheit verfügbar zu machen. Während diese objektive Notwendigkeit nachweisbar besteht, ist das subjektive Bedürfnis nach einer solchen Veränderung jedoch nur bei einer Minderheit vorhanden. Es herrscht besonders nicht bei jenen Teilen der Bevölkerung, die traditionsgemäß als Agenten der historischen Veränderung betrachtet werden. Das subjektive Bedürfnis ist verdrängt, und zwar wiederum aus doppeltem Grund: erstens dank der tatsächlichen Befriedigung von Bedürfnissen, zweitens durch eine massive wissenschaftliche Manipulation und Administrierung von Bedürfnissen – das heißt, durch eine systematische Kontrolle der Gesellschaft nicht nur über das Bewußtsein, sondern auch über das Unbewußte des Menschen. Diese Kontrolle ist gerade durch die Leistungen der großartigsten, Freiheit schaffenden Wissenschaften unserer Zeit ermöglicht worden, in der Psychologie vor allem durch die Psychoanalyse und die Psychiatrie. Daß sie zugleich zu mächtigen Instrumenten der Unterdrückung werden konnten und geworden sind, ist wiederum einer von den schrecklichen Aspekten der Dialektik der Befreiung.

Diese Divergenz zwischen der objektiven Notwendigkeit und dem subjektiven Bedürfnis verändert, meine ich, die Basis, die Aussichten und die Strategie der Befreiung. Diese Situation macht das Sichtbarwerden neuer Bedürfnisse zur Voraussetzung, die qualitativ anders sind als die vorherrschenden aggressiven und repressiven Bedürfnisse, ja sogar in Gegensatz zu diesen stehen: das Hervortreten eines neuen Menschentyps mit vitalen, biologischen Antrieben in Richtung auf die Freiheit und mit einem Bewußtsein, das in der Lage ist, den materiellen wie den ideologischen Schein der Überflußgesellschaft zu durchstoßen. Mit anderen Worten, jede mögliche Befreiung hängt heute offensichtlich ab von der Erschließung und Aktivierung einer Tiefendimension der menschlichen Existenz, die diesseits und unterhalb der traditionellen materiellen Basis besteht: keine idealistische Dimension über und oberhalb der materiellen Basis, sondern eine Dimension, die noch materieller ist als die »materielle Basis«. Ich werde gleich verdeutlichen, was ich damit meine.

Von dieser Dimension sprechen, heißt nicht, Politik durch Psychologie ersetzen. Im Gegenteil, es heißt, sich endlich klarmachen, daß die Gesellschaft bis in die tiefsten Grundlagen des individuellen Seins, selbst in das Unbewußte des Menschen, eingedrungen ist. Wir müssen die Grundlagen der Gesellschaft in den Individuen selbst aufsuchen, in den Individuen, die infolge des herrschenden sozialtechnischen Drucks das Kontinuum der Repression reproduzieren, auch durch die bisherigen Revolutionen hindurch.

Die nötigen Veränderungen können sich somit nicht auf ideologische Fragen beschränken. Sie ergeben sich aus der tatsächlichen Entwicklung einer Industriegesellschaft. Diese Gesellschaft hat Faktoren eingeführt, von denen unsere Theorie früher keine Notiz zu nehmen brauchte. Sie ergeben sich aus dem ungeheuren Wachstum der materiellen und technischen Produktivität, das die traditionellen Ziele und Vorbedingungen von Befreiung übertroffen und überholt hat.

Hier stehen wir vor der Frage: Ist die Befreiung von der Überflußgesellschaft identisch mit dem Übergang vom Kapitalismus zum Sozialismus? Als Antwort möchte ich vorschlagen: Sie ist nicht damit identisch, sofern man Sozialismus lediglich als planmäßige Entwicklung der Produktivkräfte und als Rationalisierung der Ressourcen definiert (mag dies auch weiterhin eine Vorbedingung für jede Befreiung bleiben). Befreiung ist nur dann identisch mit dem Übergang vom Kapitalismus zum Sozialismus,

wenn man den Sozialismus in seinem utopischsten Sinn definiert: nämlich als Abschaffung der Arbeit, als Beendigung des Existenzkampfes – was bedeutet, daß das Leben seinen Zweck in sich selbst hat und nicht mehr ein Mittel zum Zweck ist – und als Freisetzung der menschlichen Sensibilität und Sensitivität, die damit zur umwälzenden Kraft wird, nicht als privater Faktor, sondern als Produktivkraft zur Umgestaltung der menschlichen Existenz und ihrer Umwelt. Der Sensitivität und Sensibilität zu ihrem Recht zu verhelfen, das ist für meine Begriffe ein Grundziel des integren Sozialismus. Damit ist ein qualitativer Grundzug der freien Gesellschaft gegeben. Er setzt, wie Sie bereits erkannt haben werden, eine völlige Umwertung der Werte voraus, eine neue Anthropologie. Er setzt einen neuen Typ des Menschen voraus, der das Leistungsprinzip der etablierten Gesellschaften ablehnt – einen Menschentyp, der sich von der Aggressivität und Brutalität, die der Organisation der bestehenden Gesellschaft innewohnen, und ihrer heuchlerischen, puritanischen Moral freigemacht hat, einen Menschentyp, der biologisch unfähig ist, Kriege zu führen und Leiden zu schaffen, der eine klare Vorstellung hat von Freude und Lust und der als einzelner wie zusammen mit anderen daran arbeitet, eine soziale und natürliche Umwelt zu schaffen, in der eine solche Existenz möglich wird.

Die Dialektik der Befreiung als Umschlag von Quantität in Qualität impliziert also einen Bruch im Kontinuum der Repression, der bis in die Tiefe des Organismus hineinreicht. Wir könnten auch sagen, qualitative Veränderung, Befreiung impliziert heute organische, triebstrukturelle, biologische Veränderungen gleichzeitig mit den politischen und gesellschaftlichen Veränderungen.

Die neuen Bedürfnisse und Befriedigungen haben eine ausgesprochen materielle Basis, wie schon gesagt. Sie sind nicht aus der Luft gegriffen, sondern sie ergeben sich logisch aus den technischen, materiellen und geistigen Möglichkeiten der entwickelten Industriegesellschaft. Sie sind mit der Produktivität einer entwickelten Industriegesellschaft gegeben, und sie sind der wahre Ausdruck einer Gesellschaft, die jede Art von Askese, die gesamte Arbeitsdisziplin, auf der die jüdisch-christliche Moral beruht, seit langem zum Anachronismus gemacht hat.

Warum muß diese Gesellschaft den herkömmlichen Menschentyp und seine Daseinsform hinter sich lassen und ebenso negieren wie die Moral, der sie einen Gutteil ihrer Ursprünge und Grundlagen verdankt? Diese

neue, unerhörte und nicht vorausgesehene Produktivität läßt die Vorstellung von einer Technologie der Befreiung zu. Ich kann hier nur kurz andeuten, was ich damit meine: solche phantastischen und in der Tat eindeutig utopischen Tendenzen wie die Konvergenz von Technik und Kunst, die Konvergenz von Arbeit und Spiel, die Konvergenz von dem Reich der Notwendigkeit und dem Reich der Freiheit. Nicht mehr dem Diktat des kapitalistischen Profitstrebens und seiner Rentabilität unterworfen, nicht mehr dem Diktat des Mangels, der von der kapitalistischen Gesellschaftsordnung unaufhörlich reproduziert wird, würde und könnte die gesellschaftlich notwendige Arbeit, die materielle Produktion sich zunehmend verwissenschaftlichen (die Tendenz dazu ist bereits erkennbar). Technisches Experimentieren, Wissenschaft und Technologie würden und könnten zum Spiel mit den bisher vorborgenen – systematisch versteckten und blockierten – Möglichkeiten von Gesellschaft und Natur werden.
Darin kommt einer der ältesten Träume aller radikalen Theorie und Praxis zu sich selbst. Damit würde die schöpferische Phantasie und nicht nur die Rationalität des Leistungsprinzips zur Produktivkraft für die Umformung der sozialen und naturgegebenen Welt. Es käme eine Realität auf, die das Werk und das Medium der sich entwickelnden Sensibilität und Sensitivität des Menschen wäre.
Und auf die Gefahr hin, daß man mich auslacht, füge ich hinzu: Es wäre dies eine »ästhetische« Realität – die Gesellschaft als Kunstwerk. Das ist heute die größte Utopie, die radikalste Möglichkeit von Befreiung.
Was heißt das, konkret ausgedrückt? Wie gesagt, es geht hier nicht um private Sensitivität und Sensibilität, sondern um Sensitivität und Sensibilität, schöpferische Phantasie und Spielfähigkeit als Produktivkräfte zur Transformation der Gesellschaft. Als solche würden sie zum völligen Um- und Neubau unserer Städte und zur Wiederherstellung des freien Landes führen; zur Wiedergewinnung der Natur, nachdem die technologische Gewalt verschwunden und die destruktive Macht der kapitalistischen Industrialisierung gebrochen sein wird; zur Schaffung eines inneren und äußeren Spielraums der Stille, der individuellen Autonomie und Gelassenheit; zur Beseitigung des Lärms, der kulturellen Hörigkeit, der zwanghaften Haufenbildung, des Schmutzes und der Häßlichkeit. Das sind keineswegs snobistische und romantische Forderungen. Die Biologen haben inzwischen erkannt, daß es sich hier um tiefwurzelnde Bedürfnisse des menschlichen Organismus handelt, deren Verdrängung, Entstellung

und Unterdrückung durch die kapitalistische Gesellschaft den menschlichen Organismus buchstäblich verstümmeln, und zwar nicht nur im übertragenen, sondern in einem ganz realen und wortwörtlichen Sinn.
Ich glaube, nur in einer so verstandenen Welt kann der Mensch wirklich frei sein, können sich wirklich menschliche Beziehungen zwischen freien Wesen durchsetzen. Ich glaube, auch Marx ließ sich in seiner Konzeption des Sozialismus von der Vorstellung einer solchen Welt leiten. Diese ästhetischen Bedürfnisse und Ziele müssen aber von Anfang an für den Umbau der Gesellschaft bestimmend sein, nicht erst am Schluß oder in der fernen Zukunft. Sonst gingen die alten Bedürfnisse und Befriedigungen, die eine repressive Gesellschaft reproduzieren, in die neue Gesellschaft unverändert ein. Repressive Menschen würden ihre eigene Repression in die neue Gesellschaft einschleppen.
Wie sollen sich aber nun jene qualitativ neuen Bedürfnisse und Ziele als organische, biologische Bedürfnisse und Ziele entfalten? Handelt es sich dabei wirklich um reale Ziele oder nur um beliebig gesetzte Wertvorstellungen? Wie kann man sich die Entfaltung dieser Bedürfnisse und Wünsche innerhalb und entgegen der bestehenden Gesellschaft vorstellen – das heißt, vor der Befreiung? Das ist die Dialektik, von der ich ausgegangen bin: daß wir uns nämlich strenggenommen freimachen müssen, bevor wir eine freie Gesellschaft schaffen können.
Überflüssig zu sagen, die Zersetzung des bestehenden Systems ist die Vorbedingung jeder derartigen qualitativen Veränderung. Je besser aber der Repressionsapparat der Überflußgesellschaft funktioniert, desto weniger Wahrscheinlichkeit besteht für einen allmählichen Übergang von der Knechtschaft zur Freiheit. Das Faktum, daß wir heute keine spezifische Klasse oder spezifische Gruppe als revolutionäre Kraft nachweisen können, entlastet uns nicht von der Verpflichtung, alle, aber auch alle Möglichkeiten und Verfahren zu benutzen, um die Mechanismen der Repression in jedem Individuum lahmzulegen. Die Ausdehnung der potentiellen Opposition auf die gesamte Basisbevölkerung entspricht genau dem totalitären Charakter der entwickelten kapitalistischen Gesellschaft. Die inneren Widersprüche des Systems sind heute größer denn je zuvor. Die starke Expansion des kapitalistischen Imperialismus wird sie wahrscheinlich noch verschärfen. Ich meine nicht nur den allgemeinsten Widerspruch zwischen dem kolossalen Reichtum der Gesellschaft auf der einen und der destruktiven, aggressiven und verschwenderischen Verwendung dieses

Reichtums auf der anderen Seite – sondern weitaus konkretere Widersprüche wie die Notwendigkeit, zu automatisieren, die ständige Reduzierung des menschlichen Anteils an der physischen Arbeitsleistung in der materiellen Reproduktion der Gesellschaft und damit die Tendenz zur Austrocknung der Quellen des Mehrwerts, schließlich die Gefahr der technologischen Arbeitslosigkeit, die selbst eine Gesellschaft im größten Überfluß nicht mehr durch die Erzeugung von zunehmend parasitärer und unproduktiver Arbeit kompensieren kann: alle diese Widersprüche existieren. Als Reaktion darauf werden womöglich auch Unterdrückung, Manipulation und Integration gesteigert werden.

Gleichwohl kann und muß der Boden für eine künftige Befreiung vorbereitet werden. Die Verkümmerung des Bewußtseins und der Triebe muß durchbrochen werden. Eine Ahnung und ein Bewußtsein von den neuen, über das System hinausweisenden, antagonistischen Werten gibt es bereits, besonders bei den noch nicht integrierten Gesellschaftsgruppen und bei jenen, die kraft ihrer privilegierten Position den ideologischen und materiellen Schleier der Massenmedien und der Indoktrination durchstoßen können: der Intelligenz.

Wir wissen, daß sich in der Arbeiterbewegung von Anfang an ein verhängnisvolles Vorurteil gegen die Intellektuellen als Katalysatoren der historischen Veränderung durchgesetzt hat. Es ist an der Zeit, die Frage zu stellen, ob dieses Vorurteil gegen die Intellektuellen und deren daraus entspringendes Minderwertigkeitsgefühl nicht ein wesentlicher Faktor in der Entwicklung der kapitalistischen wie der sozialistischen Gesellschaften und in der Entwicklung und Schwächung der Opposition gegen diese Gesellschaften gewesen ist. Die Intellektuellen haben gemeinhin versucht, die anderen an der Basis zu organisieren. Dagegen haben sie keinen Gebrauch von der naheliegenden Möglichkeit gemacht, sich selbst zu organisieren – nicht nur auf regionaler, nicht nur auf nationaler, sondern auf internationaler Ebene. Das ist nach meiner Ansicht heute eine ihrer vordringlichsten Aufgaben. Können wir sagen, die Intelligenz sei zum Agenten der historischen Veränderung geworden? Können wir sagen, die Intelligenz sei heute eine revolutionäre Klasse? Nein, das können wir nicht sagen. Aber wir können feststellen, daß die Intellektuellen eine entscheidende Funktion als Wegbereiter haben, nicht mehr und nicht weniger als das. Für sich sind sie keine revolutionäre Klasse und können es auch nicht sein, aber sie können zum Katalysator werden, heute vielleicht mehr denn je.

Denn – und auch dafür haben wir eine sehr materielle und sehr konkrete Basis – aus dieser Gruppe werden die Inhaber entscheidender Positionen im Produktionsprozeß kommen, zukünftig sogar noch mehr als bisher. Ich verweise auf die zunehmende Verwissenschaftlichung des materiellen Prozesses der Produktion, durch den die Rolle der Intelligenz sich verändert. Aus dieser Gruppe rekrutieren sich Wissenschaftler, Techniker, Ingenieure, sogar Psychologen – denn die Psychologie ist und bleibt ein gesellschaftlich notwendiges Instrument, sei es im Dienste der Knechtschaft oder der Befreiung.

Man hat diese Intelligenz als eine neue Arbeiterklasse bezeichnet. Ich halte diese Charakteristik mindestens für verfrüht. Diese Leute sind heute die gehätschelten Pfründner des etablierten Systems. Sie befinden sich andererseits jedoch an der Wurzel des klaffenden Widerspruchs zwischen den befreienden Möglichkeiten der Wissenschaft und ihrem repressiven und versklavenden Gebrauch. Diesen verdrängten und verschleierten Widerspruch aufzudecken, ihn als Katalysator der Veränderung zu mobilisieren, das ist eine der Hauptaufgaben der heutigen Opposition, und zwar eine wesentlich politische Aufgabe.

Unsere Aufgabe ist Aufklärung, aber Aufklärung in einem neuen Sinn. Als Verbindung von Theorie und Praxis, und zwar politischer Praxis, ist Erziehung heute mehr als Diskussion, mehr als bloßes Lehren und Lernen und Schreiben. Solange sie nicht über das College, die Schule, die Universität hinausgeht, wird sie machtlos bleiben. Erziehung muß heute Geist *und* Körper, Vernunft *und* Phantasie, die Bedürfnisse des Intellekts *und* der Triebe einbegreifen; denn unsere gesamte Existenz ist zum Subjekt/Objekt der Politik, der Sozialtechnik geworden. Es handelt sich nicht um die Frage, ob wir die Schulen und Universitäten, ob wir das Bildungssystem politisieren sollen. Das Bildungssystem ist bereits durch und durch politisiert. Ich brauche bloß daran zu erinnern, in welch unglaublichem Maße die Universitäten – ich spreche von den USA – an riesigen Forschungsaufträgen der Regierung und verschiedener halbamtlicher Stellen beteiligt sind; was das heißt, werden Sie aus eigener Erfahrung wissen.

Das Bildungssystem *ist* politisch, und deshalb sind nicht wir es, die es politisieren wollen. Was wir wollen, ist eine Gegenpolitik zur herrschenden Politik. Und in diesem Sinne müssen wir dieser Gesellschaft auf dem Boden ihrer eigenen totalen Mobilisierung begegnen. Wir müssen die Indoktrination zur Knechtschaft mit der Indoktrination zur Freiheit kon-

frontieren. Jeder von uns muß in sich selbst und in anderen das Triebbedürfnis nach einem Leben ohne Angst, ohne Brutalität und ohne Stumpfsinn wecken. Wir müssen alle triebhaften und intellektuellen Kräfte aufbieten gegen die vorherrschenden Werte einer Gesellschaft im Überfluß, die überall Aggressivität und Unterdrückung verbreitet.

Ich bin bei diesen Überlegungen nicht auf die Dritte Welt eingegangen, weil mein Thema auf die Befreiung von der Überflußgesellschaft begrenzt war. Ich stimme mit Paul Sweezy völlig darin überein, daß die Überflußgesellschaft im Zusammenhang mit der Dritten Welt gesehen werden muß. Ich glaube aber, daß wir den Akzent unserer Arbeit auf die entwickelten Industriegesellschaften legen müssen – wobei wir nichts unterlassen sollten, um theoretisch wie praktisch den Befreiungskampf in den neokolonialen Ländern zu unterstützen, die zwar nicht die Vollstrecker der Freiheit sein werden, aber doch ihren Teil – und zwar einen beträchtlichen Teil – zur potentiellen Schwächung und Zersetzung des imperialistischen Weltsystems beitragen.

Unsere Rolle als Intellektuelle ist begrenzt. Auf keinen Fall dürfen wir uns irgendwelchen Illusionen hingeben. Schlimmer wäre es aber noch, wir würden dem Defätismus verfallen, der überall wahrzunehmen ist. Wir kommen nicht daran vorbei, die Rolle von Wegbereitern zu spielen. In dieser Rolle rächt sich jede Illusion; aber noch schwerer rächt sich jeder, auch der geringste Anflug von Defätismus.

Redaktionelle Anmerkungen

Peter Schneider wurde 1940 in Lübeck geboren, studierte in Berlin, München und Freiburg Philosophie, Germanistik und Geschichte, publizierte in Zeitschriften und im Rundfunk; er arbeitet z. Z. mit der Studenten- und Arbeiterbewegung in Trento/Italien.
Walter Kreipe hat in *Kursbuch 13* einen Aufsatz »Studenten in Frankreich – Hintergrund und Potential einer politischen Bewegung« publiziert, der durch seinen neuen Beitrag fortgesetzt wird.
Giovanni Jervis, der im Ospedale Psichiatrico Provinciale in Gorizia arbeitet, ist Mitautor des Buches *L'istitutione negata*, des bisher schärfsten Angriffs auf die systemkonforme psychiatrische Praxis. Seinen Rückblick auf den Londoner Kongreß schrieb er für das *Kursbuch*; übersetzt hat ihn Ingrid Holzapfel.
Ronald D. Laing, geboren 1927 in Glasgow, arbeitete als Psychiater und Psychoanalytiker an mehreren bekannten Krankenhäusern und Universitäten. Er befaßt sich vor allem mit phänomenologischen Untersuchungen psychotischer und psychodelischer Erfahrungen. Publikationen: *The Devided Self*; *Sanity, Madness and the Family*; *The Politics of Experience* (deutsch: *Phänomenologie der Erfahrung*, Frankfurt 1968).
Stokeley Carmichael, geboren 1943, wuchs in den Slums von Trinidad, New York und Washington auf; in Washington besuchte er die Howard Universität. 1966/67 war er Chairman des *Student Non-Violent Coordinating Committee* (SNCC). In Deutschland wurde er vor allem durch sein Buch *Black Power* (1967) bekannt.
Jules Henry lehrt als Professor für Anthropologie und Soziologie an der Universität von St. Louis, USA; sein besonderes Interesse gilt den Beziehungen zwischen Gesundheit und Wahnsinn auf der einen und den allgemeinen gesellschaftlichen Bedingungen auf der andern Seite. Sein wichtigstes Buch zu diesem Thema hat den Titel *Culture Against Man*.
John Gerassi wurde in den USA geboren und lehrte Philosophie und Politische Wissenschaften an der Universität Berkeley, dem Windham College und der Freien Universität von New York. Zur Zeit ist er Professor für Politische Wissenschaften am San Francisco State College.
Paul Sweezy, geboren 1909 in New York, gehörte von 1934 bis 1942 der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät von Harvard an. 1949 gründete er zusammen mit Leo Huberman die »Monthly Review«, das Organ der Neuen Linken. Publikationen: *Theory of Capitalist Development* (deutsch: *Theorie der kapitalistischen Entwicklung*, Köln 1958); zus. mit Paul A. Baran: *Monopoly Capital* (deutsch: *Monopol-Kapital*, Frankfurt 1967).

Dialektik der Befreiung: Die Vorträge von Laing, Carmichael, Henry, Gerassi, Sweezy und Marcuse sind in dem soeben erschienenen Band *Dialectics of Liberation*, hrsg. v. David Cooper, London 1958, enthalten. © 1968 by The Institute of Phenomenological Studies (British Commonwealth Volume Rights © 1968 by Penguin Books Ltd.) Die Übersetzung ins Deutsche besorgte Hans-Werner Saß.

Moderne französische Literatur

René Char
Poésies - Dichtungen II

Zweisprachige Ausgabe.
Herausgegeben von Joh. Hübner, übersetzt von Joh. Hübner, Lothar Klünner und Gerd Henniger.
200 Seiten, Ln. DM 30.–

Chars Poesien, die sich von der traditionellen Form des Gedichtes radikal unterscheiden, sind erfüllt von einem Reichtum an Bildern, in denen sich Reflexion und Sensibilität zu höchster Luzidität vereinigen.

Francis Ponge
Stücke - Methoden
Ausgewählte Werke II

Zweisprachige Ausgabe.
Herausgegeben und übersetzt von Gerd Henniger.
420 Seiten, Ln. DM 32.–

Der zweite Band der Ausgewählten Werke Francis Ponges bringt die methodischen Texte und Prosagedichte. Dieser »Dichter des romanischen Maßes« (Karl Krolow) beschreibt die Umwelt, als erblicke er sie zum erstenmal. Er öffnet die Augen für Dinge, die wir vorher nicht sahen oder anders sahen.

Philippe Sollers
Drama

Roman. Aus dem Französischen übersetzt von Gerd Henniger.
128 Seiten, Ln. DM 14.–

Sollers hat die Möglichkeiten und Konsequenzen des Nouveau roman durchdacht wie kein anderer. In seinem Roman »Drama« wird der Akt des Schreibens, das Entstehen des Wortes zum eigentlichen Sujet. Auf einer abstrakten Bühne geschieht die geistige Auseinandersetzung eines Dichters und wird zum Drama.

S. Fischer Verlag

SFV

Weit beachtete Beispiele junger Autoren

Almeida Faria
Passionstag

Roman. Aus dem Portugiesischen übersetzt von Curt Meyer-Clason
160 Seiten. Ln. DM 15.–

Dieses Buch gilt als der erste portugiesische Beitrag zur modernen Literatur. Almeida Faria wurde 1943 geboren. Seine bildkräftige Erzählweise macht die Menschen, macht das Geschehen für sich reden, rückt von Ich zu Ich, von Situation zu Situation.

Ludwig Homann
Geschichten aus der Provinz

Drei Erzählungen
208 Seiten.
Ln. DM 16.–

Homanns Geschichten treffen eine Wirklichkeit, die die heutige Literatur kaum kennt, wenngleich sie doch, so abgelegen sie scheint, im Sozialen und Politischen bestimmend ist: die deutsche Provinz. Ludwig Homann wurde 1942 geboren. Er lebt heute als freier Schriftsteller bei Frankfurt.

Hans-Jürgen Heise
Ein bewohnbares Haus

Gedichte.
108 Seiten.
Ln. DM 12.–

Heises Gedichte porträtieren Augenblicke und Menschen. Die Zeilen sind lakonisch, unrhetorisch, gedrängt. Der vorliegende Band faßt ältere und neuere Arbeiten zusammen; er zeigt den Weg einer konsequenten Entwicklung zur »einfachen Beschreibung«. Hans-Jürgen Heise wurde 1930 geboren und lebt heute in Kiel.

S. Fischer Verlag

SFV

trikont aktuell im frühjahr 69

9

J. Pesquet: Räte in Saclay?

Zur Selbsttätigkeit der Arbeiter während der franz. Mairevolte 68

ca. 116 S., ca. DM 5.-

Der Aufstand der Arbeiter im hochtechnisierten Atomzentrum von Saclay führt zu wachsender Selbstorganisation ohne oder gegen die Gewerkschaften.

10

Tragt die Unruhe in die Bundeswehr!

ca. 110 S., ca. DM 5.-

Die studentischen Aktionen haben sich nicht auf die Hochschule zurückdrängen lassen. Schon seit einiger Zeit arbeiten wir an einer Strategie zur Entlarvung der neben den Gefängnissen und Erziehungsheimen repressivsten Institution unserer Gesellschaft, der Bundeswehr.

11

Klassenjustiz!

ca. 110 S., ca. DM 5.-

Die manifeste Gewalt des Polizeieinsatzes hat sich in den Terrorurteilen der Justiz gegen die APO fortgesetzt. Das Buch soll zur Entlarvung des herrschenden Justizapparates beitragen und Möglichkeiten einer Gegenstrategie erarbeiten.

12

Thailand - ein zweites Vietnam?

ca. 130 S., ca. DM 6.-

Dreißigtausend amerikanische Soldaten, die in Thailand stationiert sind, sind Beweis genug für die sozialen Konflikte in der »asiatischen Schweiz«.

13

Jürgen Ernst Seiffert: Zengakuren

Universität und Widerstand in Japan

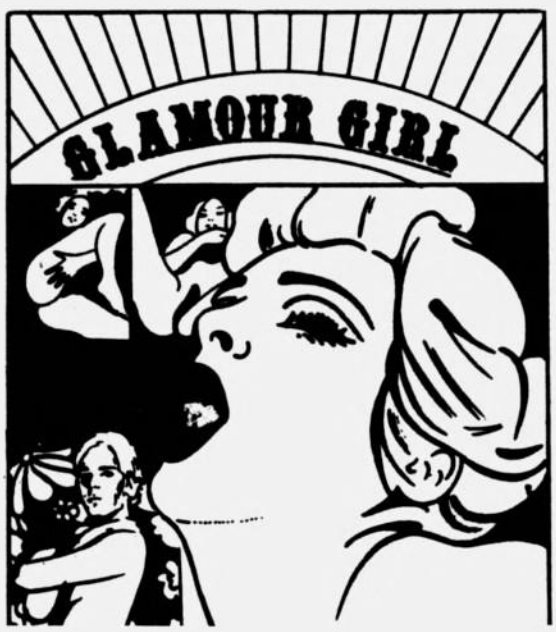
ca. 110 S., ca. DM 5.-

Die Ursachen und Motive der japanischen Studentenbewegung Zengakuren, die allein durch ihre spektakulären Aktionen bekannt geworden ist, sollen durch diese historische Analyse vermittelt werden.

Trikont Verlag · 8 München 13 · Josephsburgstr. 16

MEYSENBUG · SUPER-MÄDCHEN
Farbiger Comic-Strip im Großformat, 33 Blätter, gebunden DM 18,–
Streit-Zeit-Bilder 1
Für Meysenbugs ›Heldin‹, die Warenhausverkäuferin Jolly, werden die durch übermächtige Reklameeinflüsse geweckten Wunschträume wahr.

MEYSENBUG · GLAMOUR GIRL
Comic-Strip. 100 Seiten, gebunden DM 5,–
Streit-Zeit-Bücher 2
Die Darstellung einer Subkultur an Hand der im Bewußtsein vorhandenen Klischees.



STREIT-ZEIT-SCHRIFT

Herausgeber
Horst Bingel

Die Streit-Zeit-Schrift, die Zeitschrift, die mobil ist. Die Zeitschrift, die den Leser mitmachen läßt. Was ist die Streit-Zeit-Schrift? Ein Magazin für die Literatur, ein Magazin gegen die Literatur. 20 % Polemiken, 20 % Comics und Fotoromane, 20 % Nachrichten und Informationen, 40 %, die Ihnen Spaß machen. Wollen Sie dabei sein? Die SZS: Ihre Zeitschrift. Mal ausprobieren: Deutschlands verrücktes Literaturmagazin, die Streit-Zeit-Schrift.

»Deutschlands lockerste Literatur-Revue« (Der Spiegel) wird von Horst Bingel herausgegeben.

Die SZS erscheint vierteljährlich in einer Auflage von 30 000 Exemplaren. Ca. 120 Seiten mit Originalgraphiken, Format 10,5 × 28,5 cm, gebunden DM 4,–. Im Abonnement DM 15,–.

Soeben erschien SZS VII/1 zum Thema

PORNOGRAFIE

Dokumente, Analysen, Fotos, Comics

Autoren: Rolf Dieter Brinkmann, Peter O. Chotjewitz, Hans Frick, Günter Grass, Ludwig Harig, Peter W. Jansen, Marianne Kesting, Robert Neumann, Henrich von Nußbaum, Uve Schmidt, Gerhard Zwerenz u. v. a.

Heinrich Heine Verlag

Verfassungsrecht in Fällen

– Schriftenreihe in 18 Heften –

Ausgewählt, redigiert und kommentiert von Dr. Christian Starck

Jedes Heft dieser Reihe behandelt einen besonderen von der Verfassung geregelten Lebensbereich. Die dazu ergangenen wichtigen Entscheidungen des Bundesverfassungsgerichts werden redigiert und kritisch kommentiert. Zusammengenommen ist diese Reihe ein induktives Lehrbuch zum Verfassungsrecht.

Das Bundesverfassungsgericht übt in seinen Entscheidungen Rechtskritik. Gegenstand der Kritik ist das herkömmliche und immer wieder neu gesetzte einfache Recht. Maßstab sind die zumeist offenen und wenig bestimmten Verfassungsnormen, deren Normativität sich an Hand der zur Entscheidung stehenden Fälle erst voll entfaltet.

Die Entscheidungen des Bundesverfassungsgerichts müssen sich selbst der Kritik stellen.

Erste Serie: 1969 – Jedes Heft ca. 40–80 Seiten, 4,80 DM

Heft 1 *Schutz der körperlichen Integrität*

Heft 2 *Meinungs- und Pressefreiheit*

Heft 4 *Glaubens- und Gewissensfreiheit*
Verhältnis von Staat und Kirche

Heft 6 *Berufsfreiheit*

Heft 7 *Schutz des Eigentums*

Neuerscheinung – Fordern Sie ausführlichen Einzelprospekt an.

Nomos Verlagsgesellschaft · Baden-Baden · Postfach 610

dritte welt

Giovanni Blumer
Die chinesische Kulturrevolution 1965/67
400 Seiten, kartoniert 9 DM

Ernesto Che Guevara
Venceremos! Wir werden siegen!
196 Seiten, kartoniert 7 DM

Leo Huberman
Paul Sweezy
Kuba – Anatomie einer Revolution
236 Seiten, kartoniert 9 DM

Lothar Menne (Hrsg.)
Lateinamerika – Imperialismus und Guerillabewegung
ca. 165 Seiten, kartoniert ca. 9 DM

Renate Zahar
Kolonialismus und Entfremdung
Zur politischen Theorie Frantz Fanons
ca. 176 Seiten, kartoniert ca. 9 DM

Pierre Jalée
Die Dritte Welt in der Weltökonomie
ca. 224 Seiten, kartoniert ca. 9 DM

Bassam Tibi (Hrsg.)
Die arabische Linke
ca. 256 Seiten, kartoniert ca. 9 DM

Imanuel Geiss
Die Afro-Amerikaner
180 Seiten, Snolin-Broschur ca. 12 DM

provokativ

Agnoli/Brückner
Die Transformation der Demokratie
Die Theorie der außerparlamentarischen Opposition
4. Auflage, 198 Seiten, kartoniert 12 DM, Leinen 19 DM

Großmann/Negt (Hrsg.)
Universität und Widerstand
Versuch einer Politischen Universität in Frankfurt
198 Seiten, kartoniert 5 DM

Peter Brokmeier (Hrsg.)
Kapitalismus und Pressefreiheit
Am Beispiel Springer
196 Seiten, kartoniert 9 DM

André Gorz
Zur Strategie der Arbeiterbewegung im Neokapitalismus
237 Seiten, Snolin-Broschur 16.80 DM

Der schwierige Sozialismus
245 Seiten, Snolin-Broschur 16.80 DM

Europäische Verlagsanstalt

SPRACHE IM TECHNISCHEN ZEITALTER

Nr. 28 Aus dem Inhalt:

Flugblätter, Gutachten, Epiloge oder
Wie weit sind Stilprobleme Stilprobleme

Eberhard Lämmert, Brandstiftung durch Flugblätter? (Ein Gutachten)

Peter Szondi, Aufforderung zur Brandstiftung?

Dokumente

Peter Wapnewski, Gutachten

Dieter E. Zimmer, Eine Absage als Schlußbemerkung

Fritz Senn, »Ulysses« in der Übersetzung

Kurt Weinberg, Sprache und Realität

»Sprache im technischen Zeitalter« kostet im Abonnement DM 3.50, Studentenabonnement DM 3.–. Preis des Einzelheftes DM 4.–. Jährlich 4 Hefte.

WK **Kohlhammer**

Miguel Barnet
Der Cimarrón

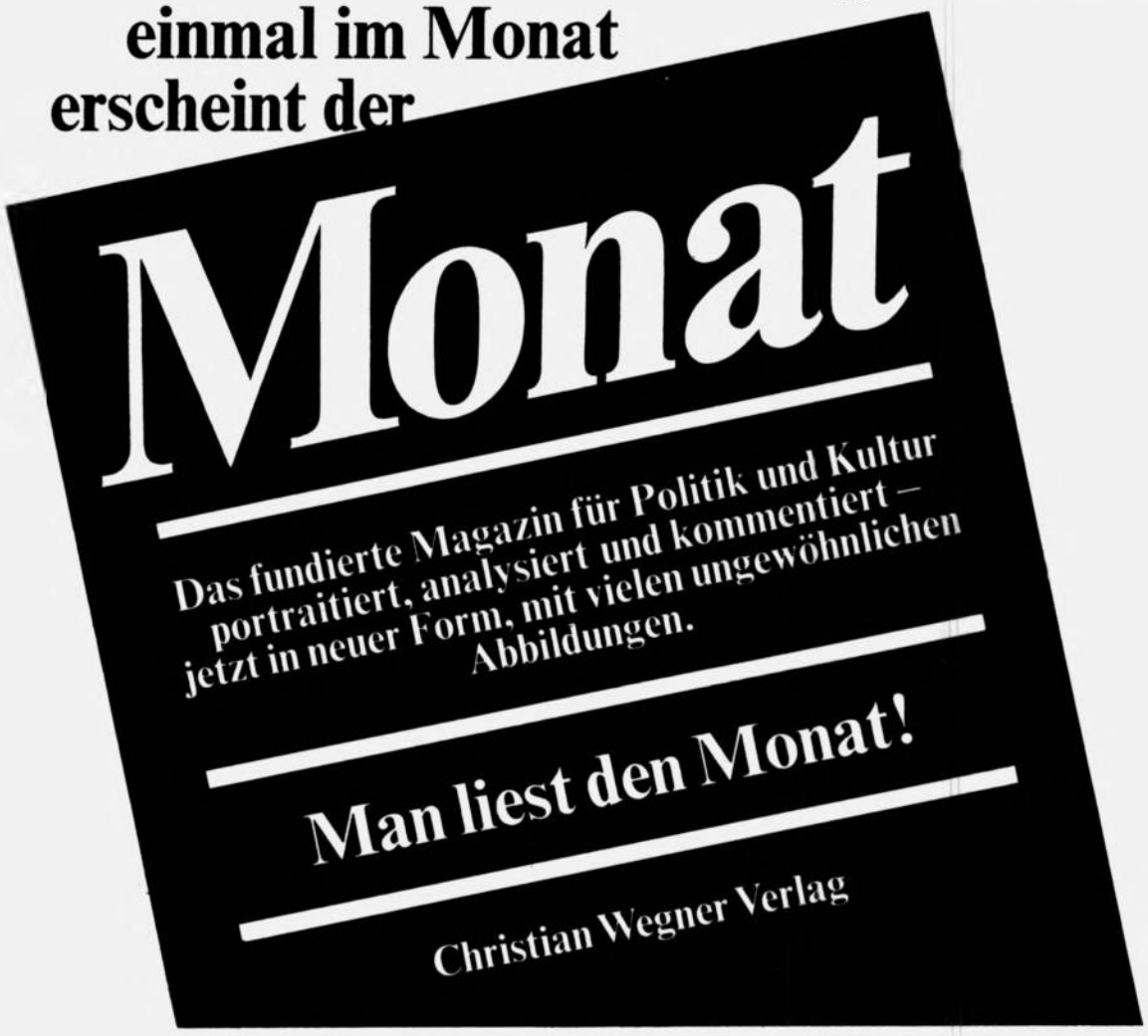
Die Lebensgeschichte eines entflohenen Negersklaven aus Cuba, von ihm selbst erzählt

Nach Tonbandaufnahmen herausgegeben von Miguel Barnet. Aus dem Spanischen von Hildegart Baumgart. Mit einem Nachwort von Heinz Rudolf Sonntag. Etwa 260 S. Leinen ca. DM 18.–

Dieses Buch verdankt seine Entstehung einem Bericht der cubanischen Presse über die ältesten überlebenden Einwohner der Insel. Miguel Barnet und eine Gruppe von Ethnologen besuchten daraufhin den hundertvierjährigen Esteban Montejo, zunächst in der Absicht, einiges über Glauben und Bräuche der cubanischen Neger vor der Jahrhundertwende zu erfahren. Sie fanden einen hochintelligenten, eigensinnigen Mann voller Erinnerungen an längst Vergessenes, interviewten ihn wiederholt und erlangten immer tieferen Einblick in das Leben der Negersklaven und die Zeit der Abschaffung der Sklaverei auf Cuba und des Befreiungskrieges gegen die spanischen Kolonialherren. Da wird von Vergangenheit geredet, aber diese Vergangenheit erklärt die Gegenwart, erklärt Castro und Castros Cuba. Mit der Entscheidung von 1898, an der die Neger überragenden Anteil hatten, war Cuba zwar angeblich frei, aber befreit waren wieder nur die Weißen, die Creolen. Nicht befreit wurden die Neger, die den Hauptteil der Bevölkerung stellten. Das Problem Cubas war lediglich um ein halbes Jahrhundert vertagt.

Insel Verlag
Frankfurt/Main

**Es erscheinen Morgenzeitungen,
es erscheinen Tageszeitungen,
es erscheinen Wochenzeitungen –
einmal im Monat
erscheint der**



Vertens an

HO TSCHI MINH

Gefängnistagebuch: 102 Gedichte. 50 Seiten, DM 4.–

LYRISCHE HEFTE – Zeitschrift für Gedichte

11. Jahrgang – 4 Hefte im Jahr – Abonnement DM 8.–

Herausgeber: Arnfrid Astel, 66 Saarbrücken, St. Ingberter Str. 52

Politik · Gesellschaftskritik
edition suhrkamp jeder Band 3 Mark

277 Paul A. Baran: Zur politischen Ökonomie der geplanten Wirtschaft

Erstausgabe. Aus dem Amerikanischen von Michael Bärmann. Dieser Band enthält die Studien, die sich mit der Bestimmung des Wirtschaftsprozesses, des wirtschaftlichen Wachstums und der Wirtschaftsplanung in sozialistischen und kapitalistischen Staaten beschäftigt.

282 E. Mandel, H. Marcuse, A. Mitscherlich, A. Rapoport u. a.: Aggression und Anpassung in der Industriegesellschaft

Erstausgabe. Sowohl die subjektiven Motivationen von Aggression und Anpassung als auch ihre objektiven Bedingungen werden analysiert unter den Gesichtspunkten der Sozialpsychologie, der Ideologiekritik, der Ökonomie und der Gesellschaftskritik.

300 Herbert Marcuse: Ideen zu einer kritischen Theorie der Gesellschaft

Erstausgabe. Inhalt. Neue Quellen zur Grundlegung des Historischen Materialismus (1932); Studie über Autorität und Familie (1936); Das Individuum und die Große Gesellschaft (1966); zum Begriff der Negation in der Dialektik (1967) u. a.

308 Lelio Basso: Zur Theorie des politischen Konflikts

Erstausgabe. Aus d. Italienischen von Christel Schenker. Mit diesem Auswahlband wird der italienische Politiker und Gesellschaftstheoretiker Lelio Basso zum ersten Male dem deutschen Leser vorgestellt – ein Autor, dessen Arbeiten in der gegenwärtigen politischen und sozialwissenschaftlichen Diskussion in Italien eine kaum zu überschätzende Bedeutung zukommt.

Suhrkamp Verlag

Kursbuch 15

I
Der Cimarrón, Aus den Erzählungen eines ehemaligen Sklaven
Lu Hsün, Vier Schriften über Literatur und Revolution 18
Dossier: China. Kultur Revolution Literatur 38

II
Samuel Beckett, Watt 63
Daniil Charms, Fälle 78
Heiner Bastian, Die Grammatik der Vorgänge. Gedichte 86
Ingeborg Bachmann, Vier Gedichte 91
Nicanor Parra, Antipoesie 96
Lars Gustafsson, Über das Phantastische in der Literatur 104
Julio Cortázar, Verdächtige Verwandtschaften 117

III
Mao Tse-tung, Ein unveröffentlichtes Gedicht 127
Gaston Salvatore, Versuche über Unsereinen 131
Donald Barthelme, Report 137
Arnfrid Astel, Acht Epigramme 142
Friedrich Christian Delius, Vier Gedichte 144
Michael Buselmeier, Theater 148
Yaak Karsunke, Anachronistische Polemik 165
Karl Markus Michel, Ein Kranz für die Literatur 169
Hans Magnus Enzensberger, Gemeinplätze, die Neueste Literatur betreffend 187

Kursbogen
Walter Boehlich, Autodafé

Kursbuch 17

Erscheint Mai/Juni 1969

Thema: *Frau · Familie · Gesellschaft*

Kursbuch 18

Erscheint September 1969

Thema: *Kritik des Anarchismus*

aktuell rororo

Roger Garaudy
Marxismus im 20. Jahrhundert
rororo aktuell Band 1148. DM 2,20

Ernesto Che Guevara
Brandstiftung oder Neuer Friede?
Reden und Aufsätze
Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Sven G. Papcke
rororo aktuell Band 1154. DM 2,20

Rowohlt Paperback

Ernesto Che Guevara
Aufzeichnungen aus dem kubanischen Befreiungskrieg 1956-1959
Mit einem einleitenden Text von Fidel Castro
Rowohlt Paperback Band 71. DM 7,80

Leo Kofler
Perspektiven des revolutionären Humanismus
Rowohlt Paperback Band 70. DM 8,80